Nadja Waibel

«Vertrauen mit den Frauen»

Eine biografisch-empirische Studie zu Gemeindeleiterinnen in katholischen Pfarreien der deutschsprachigen Schweiz

EDITION NZN
BEI TVZ

Nadja Waibel
«Vertrauen mit den Frauen»

TVZ

Nadja Waibel

«Vertrauen mit den Frauen»

Eine biografisch-empirische Studie
zu Gemeindeleiterinnen in katholischen Pfarreien
der deutschsprachigen Schweiz

EDITION NZN
BEI TVZ
Theologischer Verlag Zürich

Dissertation zur Erlangung des akademischen Grades einer Doktorin der Theologie
an der Theologischen Fakultät der Universität Luzern

Eingereicht im Fach Pastoraltheologie
Von Nadja Waibel
Betreut von Prof. Dr. Stephanie Klein

Die vorliegende Arbeit wurde von der Theologischen Fakultät der Universität Luzern
im Herbstsemester 2022 als Dissertation angenommen.

Mit freundlicher Unterstützung des Schweizerischen Nationalfonds
zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung für die Open-Access-Publikation
und der Dr. Josef-Schmid-Stiftung für den Drucklegungsbeitrag.

Der Theologische Verlag Zürich wird vom Bundesamt für Kultur mit
einem Strukturbeitrag für die Jahre 2021–2024 unterstützt.

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
http://dnb.dnb.de abrufbar.

Umschlaggestaltung
Simone Ackermann, Zürich

Druck
gapp print, Wangen im Allgäu

ISBN 978-3-290-20239-2 (Print)
ISBN 978-3-290-20240-8 (E-Book: PDF)

DOI: https://doi.org/10.34313/978-3-290-20240-8

© 2023 Theologischer Verlag Zürich
www.edition-nzn.ch

Creative Commons 4.0 International

Inhaltsverzeichnis

Einleitung 11
Aufbau und Vorgehen der Studie 14

I. Historische Entwicklung 15

1. Die Stellung der Laien in der Kirche 16
1.1 Zum Ursprung des Begriffs des Laien 16
1.2 Laien als Kirchenstifter, Eigenkirchenherren und Patrone . . . 17
1.3 Beginn der theologischen Bildung von Frauen und Laien im 20. Jahrhundert 20
1.4 Laien in den Dokumenten des II. Vatikanischen Konzils 21
1.5 Entwicklungen in der Schweiz nach dem II. Vatikanischen Konzil 26

2. Pastoralassistenten und ihre Beauftragung in der Schweiz 29
2.1 Die Institutio 32
2.2 Die Missio canonica 34
2.3 Laienämter im Codex Iuris Canonici (1983) 34
2.4 Beteiligung der Laien an der Hirtenseelsorge und Jurisdiktion 36
2.5 Predigtbefugnis von Laien 40
2.6 Wortgottesdienste und Kommunionfeiern 42

3. Gemeindeleitung durch Laien in der Schweiz 44
3.1 Ausserordentliche Taufspendung 49
3.2 Ausserordentliche Trauvollmacht für den Einzelfall 50
3.3 Die Gemeindeleitung im Spannungsfeld von Laien und Diakonen 52
3.4 Pfarrwahl der Gemeindeleiterin und des Gemeindeleiters in der Schweiz 54

4. Veränderungen der Pfarreistrukturen in den Deutschschweizer Bistümern 57
4.1 Bistum Basel: Leitungsverständnis in Pastoralräumen und Pfarreien 57
4.2 Pfarreibeauftragte in den Seelsorgeräume des Bistums Chur .. 61
4.3 Pfarreibeauftragte und Teamkoordinatoren in den Seelsorgeeinheiten des Bistum St. Gallen 63
4.4 Pfarreiseelsorger und Pfarreiseelsorgerinnen 65

5. Fazit: Priester und Laientheologen suchen ihre (Berufs-)Identität 66

II. Methodik der qualitativ-empirischen Studie 69

1. Die Methodik der Grounded Theory 71

2. Auswahl der Befragten und Übersicht über die Stichprobe 75

3. Ablauf der Befragung 78

4. Anonymisierung und Transkription 80

III. Ergebnisse der empirischen Studie 81

1. Typisierung der biografischen Werdegänge zur Seelsorgerin 81
1.1 Typ A: Innerhalb des katholischen Milieus als Frau die eigene Berufung suchen 82
Sr. Madelaine (77): Gesellschaftliche Umbrüche führen zu neuen Aufgabenfeldern von Frauen in kirchlichen Institutionen 82
Sarah (77): Theologische Aufbrüche nach dem II. Vatikanischen Konzil und Entwicklung eines persönlichen Glaubens 84
Fazit: Gesellschaftlicher und kirchlicher Wandel verändert Aufgabenfelder von Frauen innerhalb der Kirche 87
1.2 Typ B: Aus der Gemeinschaftserfahrung in Jugendgruppen ein Theologiestudium beginnen 87
Zoe (63): Veränderungen begleiten 88
Olivia (47): Kirche als Heimat 89

Ruth (63): Einsatz für eine gerechtere Welt 92
Christine (62): Da sein, wenn man gebraucht wird, und auf Augenhöhe mitdiskutieren 94
Vera (57): Identität als Frau als Begründung in Entscheidungssituationen 95
Fazit: Christliche Jugendbewegung als Gemeinschafts- und Aufbruchserfahrung von Kirche 97
1.3 Typ C: Die Frage nach Gott in Krisen, im Leid und im Sterben 98
Ida (64): Die Frage nach Gott im Leid führt zur Theologie 98
Klara (53): Die Konfrontation mit Tod und Grenzen führt zu Beschäftigung mit der Theologie 100
Susanne (62): Glaube als Entscheidung und Lebensweg 102
Fazit: Theologie als Antwort auf Lebensfragen 103
1.4 Typ D: Die Suche nach einer sinnvollen Aufgabe führt zum Beruf der Seelsorgerin 104
Lea (62): Suche nach einem sinnvollen ethischen Beruf und einer Berufung 104
Nina (48): Sich bewähren in den anvertrauten Aufgaben 106
Anna (50): Gratwanderin zwischen verschiedenen Welten 107
Petra (53): Es zum Guten wenden 109
Helen (50): Einen Glauben, der «verhebet» 111
Tabea (55): Von der Dozentin zur Seelsorgerin – Grundvertrauen in Umbrüchen 113
Manuela (47): Für die Aufrechterhaltung der Kirche vor Ort Verantwortung übernehmen 115
Bea (59): Es als Ehepaar gemeinsam wagen 116
Diara (53): Emanzipation von der Diakonentochter zur Gemeindeleiterin 118
Eva (74): Gemeindeleiterin ad interim – Kontinuität im Wechsel 119
Gabi (70): Dafür kämpfen, dass die Entwicklung weitergeht 121
Fazit: Seelsorge als sinnvolle sozial-diakonische Aufgabe 122
2. Bildung von Identität 122
2.1 Konfessionelle Erziehung von Mädchen 123
2.2 Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft 125

2.3 Theologiestudium mit Reflexion über Glaubensvorstellungen 129
2.3.1 Als Frau katholische Theologie studieren 131
2.3.2 Studieninhalte entsprechen oft nicht den Erwartungen 132
2.3.3 Auslandaufenthalt als interkulturelle Lernerfahrung 133
2.3.4 Diskussionen um die Gestaltung der Kirche 134
2.3.5 Begleitung der Bistümer während des Studiums 136
2.3.6 Berufliche Orientierung gegen Ende des Studiums 136
2.4 Stellung als Pastoralassistentin in der Pfarreiseelsorge 137
2.4.1 Unterstützung beim Berufseinstieg 139
2.4.2 Migration von Deutschland in die Schweiz 141
2.5 Wechsel in die Gemeindeleitung 142

3. Funktionen als Gemeindeleiterin 145
3.1 Als Repräsentantin der Kirche und Privatperson 146
3.2 Als Liturgin Gottesdienste gestalten 149
3.3 Als Seelsorgerin Menschen begleiten 152
3.4 Als Vermittlerin von Glaubensinhalten 154
3.5 Als Gestalterin des Pfarreilebens 158
3.6 Als Leiterin eines Teams von Mitarbeitenden 164
3.6.1 Zusammenarbeit mit Priestern 165
3.6.2 Als einzige Seelsorgerin vor Ort 167
3.6.3 Leitungsverständnis 168

4. Als Frau in der Kirche – Ansichten und Strategien 171

5. Selbstverständnis als Gemeindeleiterin 175
5.1 Als Frau andere Frauen fördern 176
5.2 Beeinflussung des Selbstbildes durch frauendiskriminierende Rhetorik 177
5.3 Sorge um Akzeptanz als Gemeindeleiterin 178
5.4 Unterschiede zwischen Pastoralassistentin und Gemeindeleiterin 179
5.5 Unsichere Stellung als Gemeindeleiterin (ad interim) 180
5.6 Verlust des Titels der Gemeindeleiterin 181
5.7 Beruf als Berufung 183
5.8 Identifikation mit der Kirche 184

6. Reflexion: Vertrauen als Ressource 185
6.1 Das Vertrauen der Gemeinde 187
6.2 Das entzogene Vertrauen 189
6.3 Vertrauen und Misstrauen in der Zusammenarbeit 189
6.4 Leitung heisst Vertrauen in andere setzen 190
6.5 Das tragende Vertrauen 191

IV. Pastoraltheologische Diskussion der Ergebnisse 193

1. Zeugnisse der Stellung der Gemeindeleiterinnen 194
1.1 Apostelinnen und Vorsteherinnen von Hauskirchen 194
1.2 Hausvorsteherinnen und Gastgeberinnen 196
1.3 Diakoninnen 198
1.4 Gemeindeleiterinnen des Amazonasgebietes 201
1.5 Handlungsimpuls: Frauen als Repräsentantinnen der Kirche 203

2. Die unsichere Stellung der Gemeindeleitung 206
2.1 Gemeindeleitung durch Laien weltweit 211
2.2 Gemeindeentwicklung und Gemeindeleitung 214
2.3 Kompetenzen der Gemeindeleitung 218
2.4 Handlungsimpuls: Gemeindeaufbau durch Gemeindeleiterinnen 219

3. Vertrauen in der Leitung 220
3.1 Verlust des Vertrauens in die Leitung der Kirche durch die Missbrauchskrise 223
3.2 Vertrauen in den Veränderungen der Kirche 225
3.3 Vertrauen und Gemeindeleitung 225
3.4 Handlungsimpuls: Durch Kommunikation und Beteiligung Vertrauen bilden 226

V. Fazit und Ausblick 229

1. Zusammenfassender Rückblick 229

2. Handlungsimpulse 239
2.1 Mehr Wertschätzung und Vertrauen durch Übergabe von Befugnissen 239

2.2 Leitung in vielfältigen Teams berücksichtigt verschiedene Standpunkte 243
2.3 Gleichberechtigung, Gleichstellung und Chancengleichheit . . 245

3. Schlusswort 249

VI. Verzeichnisse 251

1. Abkürzungen 251

2. Bibelübersetzungen und antike Quellen 252

3. Kirchliche Veröffentlichungen 252

4. Sekundärliteratur 259

5. Anhang 286
5.1 Personalstatistik Bistum Basel (Stand 01.03.2022) 286
5.2 Statistik Bistum Basel (Stand 01.03.2022) 288
5.3 Statistik Bistum St. Gallen (Stand 01.11.2021) 289
5.4 Statistik Bistum Chur 290

Einleitung

Seit mehr als fünfzig Jahren arbeiten studierte Theologinnen und Theologen als Pastoralassistentinnen und Pastoralassistenten in katholischen Pfarreien in der deutschsprachigen Schweiz. Seit über 30 Jahren werden Pastoralassistentinnen und Pastoralassistenten in der Funktion der Gemeindeleitung eingesetzt.

Für diese Studie zu Gemeindeleiterinnen in der Schweiz wurden auf der Grundlage von 21 biografischen Interviews die Erfahrungen von Gemeindeleiterinnen verglichen und analysiert. Die befragten Frauen verfügen über eine theologische Ausbildung, eine berufsspezifische Ausbildung zur Pastoralassistentin und Berufserfahrung in der Pfarreiseelsorge. Nach mehrjähriger Berufserfahrung, meist im Alter von circa fünfzig Jahren, wurden sie Gemeindeleiterinnen oder Pfarreiverantwortliche.[1]

Die Thematik der Gemeindeleiterinnen rückte in einen weltweiten Fokus, als Papst Franziskus die Arbeit der Gemeindeleiterinnen des Amazonasgebietes würdigte:[2] «Jahrhundertelang hielten die Frauen die Kirche an diesen Orten mit bewundernswerter Hingabe und leidenschaftlichem Glauben aufrecht.» (QA 99) Wie Frauen die Kirche mitgestalten und Leitungsverantwortung übernehmen können, ist eine aktuell diskutierte Frage, auch im synodalen Prozess der Weltkirche. Zurzeit befinden sich die Pfarreien in der deutschsprachigen Schweiz in einem Prozess der Umgestaltung. Mit den neuen Aufgaben verändert sich auch die Rolle der Gemeindeleiterinnen.[3] Sie werden zu Pfarreibeauftragten, Pfarreiseelsor-

1 Unter den befragten Gemeindeleiterinnen befinden sich auch solche, die in anderen Funktionen angestellt sind, zum Beispiel als Pfarreibeauftragte. In der vorliegenden Schrift sind sie als Gemeindeleiterinnen mit gemeint.

2 Papst Franziskus, Querida Amazonia (zitiert als QA), darin insbesondere: Die Kraft und die Gabe der Frauen (QA 99–103).

3 Siehe in diesem Buch Kapitel I.4. Veränderungen der Pfarreistrukturen in den Deutschschweizer Bistümern, 57–65.

gerinnen oder Pastoralraumleiterinnen. Diese Studie verfolgt darum das Ziel, die Erfahrungen der Frauen in der Gemeindeleitung festzuhalten, die es so nicht mehr geben wird. Es ist eine zeitgeschichtliche Dokumentation, welche die biografischen Erfahrungen von Frauen festhält, die in den letzten zwanzig bis dreissig Jahren in den Bistümern Basel, Chur und St. Gallen in der Pfarreiarbeit tätig waren oder es immer noch sind. Diese Studie leistet einen Beitrag zur aktuellen Diskussion über die Stellung der Frauen in der katholischen Kirche. Die Frage nach den Möglichkeiten der Gemeindeleitung durch Laien wird zurzeit auch in den deutschen Bistümern im Rahmen des Prozesses der Umgestaltung von Pfarreistrukturen diskutiert. Diese Studie ist somit relevant für die Forschung und den aktuellen theologischen Diskurs, denn sie zeigt auf, welche sozialen Rollen und Aufgaben Gemeindeleiterinnen übernehmen und welche Erfahrungen sie als berufstätige Frauen in der Kirche machen.

Mein erkenntnisleitendes Interesse und meine Motivation zu dieser Studie war es, herauszufinden, wie Frauen ihren Weg in der Kirche gefunden haben; ich selbst war durch den Abschluss meines Studiums in katholischer Theologie mit dieser Frage ganz persönlich konfrontiert. Bei der Frage, welches meine Möglichkeiten als Frau in der katholischen Kirche der Schweiz sind, suchte ich nach einem geeigneten Wirkungsbereich in verschiedenen kirchlichen Tätigkeitsfeldern. Dabei stiess ich auf die Funktion der Gemeindeleiterin, die mir als attraktiveres Berufsziel erschien im Vergleich zur Funktion der Assistentin, wie die Pastoralassistentin eine ist. Da es noch wenig Forschung zu den Gemeindeleiterinnen gibt, entschied ich mich, dies als mein Forschungsthema zu wählen. Ich interessierte mich für die Erfahrungen von Frauen in dieser Position. Da Erfahrungen biografisch gewachsen sind, führte ich eine biografische Studie durch. In der vorliegenden qualitativ-empirischen Studie sind die Kategorien nicht immer klar bestimmbar und abgrenzbar. Die Studie bietet die Möglichkeit, Kategorien zu identifizieren, die in den Aussagen der Befragten gründen (engl. *grounded*, wie in Grounded Theory). Mein Fokus liegt auf den beruflichen Erfahrungen der Frauen. Dies war den Befragten auch bewusst, denn sie haben kaum oder nur am Rand private biografische Erlebnisse erzählt. Meist wurden diese nur dann erzählt, wenn sie berufliche Konsequenzen hatten, wie beispielsweise die Geburt eines Kindes oder die berufliche Unsicherheit durch die Beziehung mit einem geschiedenen Mann.

Die vorliegende Studie fokussiert auf die deutschsprachige Schweiz, da hier der Beruf der Pastoralassistentin schon seit mehreren Jahrzehnten

etabliert ist. Es gibt bestimmte berufliche Wirkungsfelder, Ausbildungskonzepte und Rahmenbedingungen dazu. Diese Studie fokussiert auf Frauenbiografien, da Männer im kirchlichen Kontext die Möglichkeiten zu einer Priester- und Diakonenweihe haben, was ihnen sowohl andere berufliche Möglichkeiten eröffnet als auch eine andere Stellung in den kirchlichen Strukturen ermöglicht. Diese geschlechtsabhängigen Möglichkeiten beeinflussen biografische Entscheidungsmuster.

Diese Studie untersucht Erfahrungen von Theologinnen in der Schweiz. Sie ist somit an einen bestimmten Kontext gebunden, die Erfahrungen sind nicht verallgemeinerbar. Dennoch leistet sie einen Beitrag zur Diskussion um die Tätigkeit von Laien, insbesondere von Frauen in der Gemeindeleitung, weil sie diesen Frauen eine Stimme verleiht.

«Vertrauen mit den Frauen» ist der Titel diese Studie. Er nimmt Bezug auf den Ruf «Habt Vertrauen mit den Frauen»[4], mit dem im Jahre 1969 Demonstrantinnen und Demonstranten vor dem Bundeshaus das Stimm- und Wahlrecht für Schweizerinnen forderten. Vertrauen in die Frauen und in die Veränderungen der Stellung der Frauen ist eine Forderung, die sich die Schweizer Frauen erkämpft haben. Im Kontext der katholischen Kirche sind gleiches Recht und gleiche Stellung der Frauen noch nicht umgesetzt. Darum pilgerte im Jahre 2016 eine Gruppe nach Rom für eine Kirche mit* den Frauen. «Vertrauen mit den Frauen» steht als Titel und Spannungsaufriss am Beginn dieser Studie. Denn es geht darum, mit Vertrauen und mit den Frauen Veränderungen zu wagen.

4 Titel der Rede von Emilie Lieberherr. Im Original heisst es: «Händ Vertraue zu de Fraue!» Emilie Lieberherr ruft diesen Slogan am Marsch nach Bern am 1. März 1969. Sie und 5000 Demonstrantinnen und Demonstranten fordern gleiche Rechte für Frauen und Männer in der Schweiz. Zwei Jahre später, 1971, stimmt die männliche Stimmbevölkerung der Schweiz Ja und die Frauen erhalten das eidgenössische Stimm- und Wahlrecht. Vgl. Fellenberg-Bitzi, Emilie Lieberherr, 58, SRF: Rendez-vous Sendung vom 01.03.2019, «Habt Vertrauen mit den Frauen», von Sabine Gorgé, online unter: https://www.srf.ch/audio/rendez-vous/habt-vertrauen-mit-den-frauen?partId=11503540, abgerufen am 30.03.2023.

Aufbau und Vorgehen der Studie

Teil I dieser Studie gibt eine Darstellung der historischen Entwicklung der Gemeindeleitung durch Laien. Zunächst wird dafür die Entwicklung des Begriffs der «Laien» untersucht. Es wird auch die veränderte Stellung der Laien im 20. Jahrhundert anhand der Beschlüsse des II. Vatikanischen Konzils aufgezeigt.

Teil II stellt die hier angewandte qualitativ-empirische und biografische Methodik dar. Es wurden biografisch narrative Interviews geführt. Methodisch orientiert sich die Studie an der Methodik der Theologie und empirischen Biografieforschung von Stephanie Klein[5] sowie an der Biografieforschung von Gabriele Rosenthal[6] und der Grounded-Theory-Methode nach Anselm Strauss und Juliet Corbin[7].

In Teil III erfolgt eine Darstellung der Ergebnisse durch eine Typisierung der Befragten und eine Darstellung ihrer Kurzbiografien. Zentrale Kategorien der biografischen Entwicklung werden herausgearbeitet. Die Funktion als Gemeindeleiterin wird anhand der verschiedenen sozialen Rollen rekonstruiert. Das Selbstverständnis, die Haltung und die Bedeutung des Vertrauens werden ebenfalls reflektiert und erläutert.

Die Ergebnisse der empirischen Untersuchung werden im IV. Teil anhand von aktuellen theologischen Diskursen diskutiert. Diese betreffen die Stellung der Gemeindeleitenden in den kirchlichen Strukturen sowie die Bedeutung des Vertrauens in der aktuellen Vertrauens- und Leitungskrise der Kirche.

Im letzten und V. Teil erfolgt eine Zusammenfassung der wichtigsten zehn Erkenntnisse dieser Studie. In einem Ausblick werden konkrete Handlungsimpulse für die Zukunft abgeleitet.

Diese Studie richtet sich nach der Methodik Sehen-Urteilen-Handeln[8] nach Joseph Cardijn. Das Sehen geschieht in dieser Studie durch die empirische Erhebung, das Urteilen durch die theologische Diskussion und das Handeln äussert sich in den konkreten Handlungsimpulsen.

Zunächst ein Blick in die Vergangenheit und die historische Entwicklung.

---

5 Vgl. Klein, Theologie und empirische Biographieforschung.

6 Vgl. Rosenthal, Erlebte und erzählte Lebensgeschichte.

7 Vgl. Strauss/Corbin, Grounded Theory.

8 Vgl. Klein, Erkenntnis und Methode in der Praktischen Theologie, 64–77.

I. Historische Entwicklung

Historische Quellen über die Situation der Frauen in der Gemeindeleitung gibt es bisher kaum. Von Dezember 2019 bis Februar 2020 stand ich darum in Kontakt mit den Archiven des Bistums Basel und des Generalvikariats Zürichs. Mit dem Bistum St. Gallen war ich telefonisch in Kontakt. Mit ehemaligen Personal- und Pastoralverantwortlichen der Bistümer und pensionierten Journalisten von katholischen Medien der Schweiz habe ich ebenfalls Experteninterviews geführt.

Weitere Quellenbezüge sind vor allem historische Dokumente und Arbeiten, anhand derer die historische Entwicklung aufgezeigt wird, wie es zur Gemeindeleitung durch Laien in katholischen Pfarreien der Deutschschweiz kam.

Das 1. Kapitel wirft zunächst einen Blick auf das Verständnis der Laien und gibt dann einen Überblick über die Entstehungsgeschichte der Stellung der Laien in der Kirche sowie ihre veränderte Stellung in den Dokumenten des II. Vatikanischen Konzils. Anschliessend gibt das 2. Kapitel einen Überblick über die rechtliche Normierung der Konzilstexte anhand des Kirchenrechts der Römisch-Katholischen Kirche, des Codex Iuris Canonici (CIC)[9] von 1983. Diese Normierung wurde für die regionale Anwendung von der Schweizer Bischofskonferenz und den einzelnen Bistümern in weiteren Wegweisungen konkretisiert. Im 3. Kapitel wird die Entwicklung der Pastoralassistentinnen und Pastoralassistenten untersucht, die als Gemeindeleiterinnen oder Gemeindeleiter eingestellt wurden. Im 4. Kapitel wird dargestellt, wie durch den Zusammenschluss von Pfarreien Gemeindeleitende zu Pfarreibeauftragten wurden. Im Kapitel 5 folgt ein Fazit über die historische Entwicklung der Stellung der Laien im Schweizer Kontext.

Nun zunächst zu einer Begriffsbestimmung: Wer sind die Laien?

---

9 Codex Iuris Canonici (CIC), 1983, zitiert als CIC/83. – CIC online, lateinisch/deutsch: www.codex-iuris-canonici.de.

1. Die Stellung der Laien in der Kirche

In diesem Kapitel wird die Entwicklung der Stellung der Laien in der Kirche dargestellt. Der Ursprung des Begriffs wird erläutert. Dann folgt ein Blick in die Schweiz, in der das Mitspracherecht der Laien an der Pfarrwahl in der feudalen Gesellschaftsordnung bis zur Zeit der Gregorianischen Reform selbstverständlicher Teil weltlicher Herrschaftsausübung war. Dies war rechtlich geregelt im Rahmen des Eigenkirchenrechts und späteren Patronatsrechtes.

Es folgt eine Einführung in den Beginn der theologischen Laienbildung im 20. Jahrhundert in der Schweiz. Dann weitet sich dieser Blick wieder auf die Weltkirche. Es folgt eine Darstellung der Neubestimmung der Laien als Volk Gottes in den Beschlüssen des II. Vatikanischen Konzils. Die konkrete regionale Umsetzung wird anhand der Schweizer Kirche kurz umrissen. Die Umsetzung und Folgen des II. Vatikanischen Konzils reichen bis in die heutige Zeit und können darum in dieser Studie nicht abschliessend behandelt werden.

1.1 Zum Ursprung des Begriffs des Laien

Die Bezeichnung Laie stammt vom griechischen λαός ab. Bereits der Dichter Homer bezeichnete mit λαός (*laós*) die Menschenmenge und drückte damit ein Machtgefälle zur herrschenden Klasse aus.[10] Im biblischen Gebrauch, in der Septuaginta, bezeichnete λαός das auserwählte Volk Israel, andere Völker werden *éthnos* (Plural *éthne*) genannt.[11] Erstmals unterschieden wird zwischen Laien und Priestern im Ersten Clemensbrief,[12] der im Codex Alexandrinus im 5. Jahrhundert erstmals als Schreiben des Bischofs von Rom an die Gemeinde in Korinth bezeugt wurde. Ausgangslage des Schreibens war der vermutlich im 2. Jahrhundert entstandene Konflikt, dass ältere Presbyter in Korinth durch jüngere ersetzt wurden. Daraufhin forderte Clemens, Bischof von Rom, in einem Brief an die Gemeinde von Korinth auf, die Ordnung des Tempels von Jerusalem für die christliche Gemeinde zu übernehmen: «Dem obersten

10 Vgl. Strathmann/Meyer, Art. λαός, 30–32.

11 Vgl. Neuner, Abschied von der Ständekirche, 29.

12 Vgl. Haag, Kirche, 20; Fischer J., Die Apostolischen Väter, 77.

Priester sind nämlich eigene Verrichtungen zugeteilt, auch den Priestern ist ihr eigener Platz angewiesen, und den Leviten obliegen eigene Dienstleistungen; der Laie ist an die Laienvorschriften gebunden.»[13] Wie im Tempel soll es in der Gemeinde Hohepriester, Priester, Leviten und Laien geben. Erstmals wird hier die Bezeichnung Laie in der christlichen Literatur verwendet.[14] Die Bezeichnung der Laien als Nichtkleriker verbreitete sich im 3. Jahrhundert und nahm Bezug auf das griechische Wort *laïkós*, das «leicht abwertend den Nicht-Fachmann bezeichnet, im ekklesialen Kontext entsprechend den Nicht-Kleriker»[15]. Laien und Frauen übernahmen in den ersten Jahrhunderten wichtige Funktionen in der Gemeinde.[16] Nach der konstantinischen Wende wurde die charismatische Gemeindeorganisation durch ein hierarchisches Leitungsmodell abgelöst. Es bildete sich eine Ämterstruktur mit einem Klerus, bestehend aus Priestern, Diakonen und Bischöfen.

1.2 Laien als Kirchenstifter, Eigenkirchenherren und Patrone

Die ersten christlichen Gemeinden auf dem Gebiet der heutigen Schweiz bildeten sich ab dem 5. Jahrhundert entlang der Alpenübergänge des Römischen Reiches im heutigen Wallis, in Graubünden, im Tessin und in der Westschweiz.[17] Ab dem 8. Jahrhundert wurden auch die Gebiete abseits der Handelsrouten von den Alemannen besiedelt, die bereits mehrheitlich Christen waren. Zu Beginn der Christianisierung Europas wurden erhebliche finanzielle Mittel für den Bau von Kirchen benötigt.

Laien finanzierten Kirchen und erhielten Einfluss und Mitspracherecht durch das Eigenkirchenrecht.[18] Grundherren und Adlige finanzierten als Kirchenstifter den Kirchenbau und die Ausstattung. Geweiht wurden die Kirchen vom Bischof. Die Stifter bauten die Kirchen für sich und ihre abhängigen Bauern. Die Kirchen waren Teil ihres Vermögens.

13 Clemens von Rom, Epistula ad Corinthios. Erster Brief 40,5.

14 Vgl. Haag, Kirche, 20, nimmt Bezug auf: Fischer J., Die Apostolischen Väter, 77.

15 Klauck, Autorität des Charismas, 33.

16 Siehe in diesem Buch Kapitel IV. Pastoraltheologische Diskussion der Ergebnisse, 193–226.

17 Vgl. zu diesem Abschnitt: Hippenmeyer, Pfarrei.

18 Vgl. zum Folgenden: Belser, Pfarrwahl und Patronatsrecht.

Der Eigenkirchenherr verfügte über das Nutzungsrecht der Kirche und das Recht, den Geistlichen frei zu bestimmen. Oft setzten die Gutsherren Unfreie als Priester ein. Im Jahre 818 verbot Ludwig der Fromme, König des Fränkischen Reiches, den Eigenherren, ihre Leibeigenen als Priester einzusetzen. Leibeigene sollten vor der Ordination freigelassen werden und für ihren Lebensunterhalt ein Stück Land als Pfrund erhalten.[19] Die Eigenkirchenherren behielten jedoch das Recht, die Pfarrer selbst zu bestimmen. Nur wenn ein Geistlicher einen schlechten Lebenswandel führte, hatte der Bischof das Recht, die Einsetzung als Pfarrer abzulehnen.

In den ländlichen Gebieten der Schweiz spielte das Eigenkirchenwesen eine wichtige Rolle für die Christianisierung. Zahlreiche Kapellen und Kirchen im Alpenraum wurden so gestiftet. Dies ging so weit, dass Bischof Victor III. von Chur im Jahre 806 klagte, dass von den 230 Kirchen seines Sprengels über 200 Kirchen Eigenkirchen seien. Dies brachte den Bischof in finanzielle Not, da das Zehntrecht dem Eigenkirchenherrn zustand. Karl III. überliess dem Churer Bischof daraufhin einige Kirchen aus seinem Besitz.[20]

Im Zuge des Investiturstreits, der zunächst die Vergabe von Bischofsämtern und mit der Zeit auch die Einsetzung von Pfarrern betraf, wurden die Rechte der Laien eingeschränkt. Das *Decretum Gratiani*, das um 1140 entstand, beschränkte die Rechte von Laien bei der Auswahl von Priestern und der Verfügung über das Kirchenvermögen.[21] In einem Kommentar zum *Decretum Gratiani* führte Rufinus, Kanonist und Bischof von Bologna, im Jahre 1165 das Ius patronatus ein. Eigenkirchenherren wurden zu Patronen.[22] Patrone waren verpflichtet, das Kirchengebäude zu schützen und zu erhalten. Als Patronatsherren durften sie nicht mehr selbstständig einen Pfarrer bestimmen, sondern erhielten nur das Präsentationsrecht, das heisst, sie durften dem zuständigen Bischof einen Pfarrer vorschla-

19 Vgl. Schumacher, Bischof, 55.

20 Vgl. Büttner/Müller, Frühes Christentum, nimmt Bezug auf Text in: Bündner Urkundenbuch I, Nr. 46.

21 Vgl. Landau, Art. Eigenkirchenwesen, 403; Landau, Jus Patronatus, 3–7.

22 Vgl. Kirchinger, Art. Patronat.

gen.[23] Der Bischof übernahm daraufhin die Amtseinsetzung. Durch die Einführung des Patronatsrechts wollte die Amtskirche die «Eigenkirchen – und damit die Laienherrschaft –»[24] einschränken. So sollten Einkünfte wie der Zehnte, Opferabgaben oder Einnahmen aus liturgischen Handlungen nicht mehr dem Eigenkirchenherrn zufliessen.

In der Schweiz erwarben ab dem 12. Jahrhundert auch politische Gemeinden Patronatsrechte.[25] Diese wurden durch die Stiftung einer Kirche, durch Kauf oder kriegerische Auseinandersetzungen erworben. Das Gemeindepatronat bildete die Grundlage der Pfarrwahl durch die Gemeinde. Das Recht der Gemeinde, ihren Pfarrer selbst zu bestimmen, wurde auch erkämpft und erstritten, wie die Schilderungen des Lebens von Niklaus von Flüe (1417–1487) zeigen.[26] Der Historiker Peter Blickle stellt die These auf, dass die Selbstverwaltung der Gemeinden durch die politischen Gemeinden ein wichtiger Faktor dafür gewesen sei, dass die Innerschweiz in der Zeit der Reformation katholisch blieb.[27]

Das Territorialprinzip von Pfarreien bestand seit der Antike und verfestigte sich in der Zeit der Gegenreformation nach dem Konzil von Trient (1545–1563). Jede Katholikin und jeder Katholik war einer Pfarrei mit einem bestimmten Territorium zugeteilt.[28] Der Pfarrer sollte im Pfarrgebiet wohnen und dort die Sakramente den Gläubigen vor Ort spenden. Dies hiess für die Gläubigen, dass sie an eine Pfarrei gebunden waren und dort «ihre Kinder in der Pfarrkirche taufen lassen, die Toten auf dem Friedhof bestatten, jährlich beichten und an Ostern die Eucharistie empfangen»[29]. Um die Priester besser in Katechese und Homiletik auszubilden, wurden zahlreiche Priesterseminare gegründet.[30] Das Theologiestudium in jenen Seminaren blieb ein Vorrecht des Klerus und der Mitglieder der Ordensstände.

23 Vgl. Belser, Pfarrwahl und Patronatsrecht.
24 Thier, Art. Patronatsrecht.
25 Vgl. für diesen Abschnitt: Thier, Art. Patronatsrecht.
26 Vgl. Meier P., Ich Bruder Klaus von Flüe, 38–44.
27 Vgl. Blickle, Warum blieb die Innerschweiz katholisch?, 29–38.
28 Vgl. zum Folgenden: Hallermann, Pfarrei und pfarrliche Seelsorge, 51.
29 Hippenmeyer, Pfarrei.
30 Vgl. Hallermann, Pfarrei und pfarrliche Seelsorge, 48–54.

1.3 Beginn der theologischen Bildung von Frauen und Laien im 20. Jahrhundert

Für das Studium der katholischen Theologie wurden in der Schweiz erstmals ab 1956 an der Universität Freiburg auch Frauen zugelassen. Von dieser Möglichkeit machten vor allem Ausländerinnen Gebrauch.[31]

An evangelischen Fakultäten der Schweiz war das Studium der Theologie für Frauen bereits früher möglich. Als erste Theologinnen Europas wurden Rosa Gutknecht und Elise Pfisterin am 27. Oktober 1918 in der Zürcher St.-Peter-Kirche ordiniert in die reformierte Kirche.[32] Nach der Ordination arbeiteten sie als Pfarrhelferinnen in Zürich. Sie predigten, vollzogen Taufen, Hochzeiten, Beerdigungen und Konfirmationen und übernahmen Sozial- und Verwaltungsaufgaben. Als erste reformierte Pfarrerin der Schweiz wurde Greti Caprez-Roffler am 31. September 1931 von der reformierten Kirchgemeinde des Bergdorfes Furna zur Pfarrerin gewählt.[33]

Auch in katholischen Pfarreien arbeiteten Frauen als Pfarrhelferinnen; diese wurden seit den 1920er-Jahren eingestellt. Sie arbeiteten im Haushalt, in der Katechese, in der Armen- und Bedürftigenfürsorge und im Pfarreisekretariat. In Deutschland gründete man in den 1920er-Jahren Ausbildungsstätten für diese Pfarrhelferinnen, woraus sich später der Beruf der Gemeindereferentin entwickelte.[34] Auch in der Schweiz wurde ab 1933 eine Pfarrhelferinnenausbildung an einer Frauenschule angeboten. Die Pfarrhelferinnen wurden in der Stadt Luzern erstmals in den Jahren 1932 und 1939 für Sekretariatsarbeiten angestellt, ab den 1950er-Jahren arbeiteten Pfarrhelferinnen als Fürsorgerinnen im sozial-karitativen Bereich.[35]

Ab 1954 wurden Theologiekurse für katholische Laien von der Katholischen Volkshochschule Zürich angeboten.[36] Daraus entstand der Theologiekurs für Laien (TKL) mit dem Ziel der theologischen, spirituellen, katechetischen und pastoralen Aus- und Weiterbildung katholischer Laien. Heute bietet das Theologisch-pastorale Bildungsinstitut der Deutschschweiz den vier Jahre dauernden Studiengang Theologie an. Dieser «vermittelt berufsbegleitend eine systematische Einführung in die

31 Vgl. Betschart, Frauen im Dienst der Kirche, 155.
32 Vgl. Aerne, Zwei Frauen, die die Kirche veränderten.
33 Vgl. Caprez, Die illegale Pfarrerin, 140.
34 Gespräch mit Leo Karrer am 25.01.2020 in Fribourg.
35 Vgl. Betschart, Frauen im Dienst der Kirche, 152–153.
36 Vgl. TBI, Kurzchronik 1954–2011.

Hauptgebiete der Theologie auf dem Stand der aktuellen Forschung, aus katholischer Sicht, in ökumenischer Offenheit»[37]. Im Jahre 1958 absolvierten 272 Personen den TKL. 16 Absolventen und Absolventinnen erhielten die bischöfliche Missio canonica für die Erteilung von Religionsunterricht, auch an Konvertiten.[38] Bis heute wird das Theologisch-pastorale Bildungsinstitut (TBI) getragen von den Deutschschweizer Bistümern.[39] Im Jahre 1964 wurde das Katechetische Institut Luzern (KIL) gegründet, um Laien zu Katecheten auszubilden.[40]

Hans Urs von Balthasar gründete in Basel das Säkularinstitut der Johannesgemeinschaft und bezeichnete den Zeitgeist der 1950er-Jahre als Stunde der Laien:

> «Heute schlägt in der Kirche ohne Zweifel die Stunde der Laien. […] Heute reckt sich ein schlafender Riese, ungeahnte Kräfte, bisher brachliegend, ungestaut wie Wasserkräfte, von Urenergien trächtig, beginnen sich zu regen.»[41]

Yves Congar begründete die Theologie der Laien als Volk Gottes, basierend auf Taufe und Firmung,[42] welche die Beschlüsse des II. Vatikanischen Konzils beeinflusste.

1.4 Laien in den Dokumenten des II. Vatikanischen Konzils

In den Beschlüssen des II. Vatikanischen Konzils (11. Oktober 1962 bis 8. Dezember 1965) zeigt sich eine Neubestimmung der Stellung der Laien. Die Kirche wird in Lumen Gentium[43], der dogmatischen Konstitution

37 TBI, Kurzchronik 1954–2011.

38 Vgl. TBI, Kurzchronik 1954–2011.

39 Vgl. TBI, Theologiekurse.ch.

40 Seit 2004 heisst es Religionspädagogisches Institut (RPI) und bietet das Studium der Religionspädagogik an. Die Religionspädagogikausbildung ist zu unterscheiden von der Ausbildung zur Katechetin im Nebenamt, die von kantonalen katechetischen Fachstellen angeboten wird.

41 Balthasar, Schleifung der Bastionen, 26.

42 Vgl. Congar, Laie.

43 II. Vatikanisches Konzil: Die dogmatische Konstitution über die Kirche *Lumen Gentium*, zitiert als LG.

über die Kirche, als Ekklesia (altgriech. ἐκκλησία/*ekklēsía*, lat. *ecclesia*, die Herausgerufene), als Versammlung von Zusammengerufenen (LG 2) bezeichnet. Die Kirche ist «gleichsam das Sakrament, das heißt Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit» (LG 1). Die Gläubigen werden zu einem Leib (LG 7). Durch die Sakramente der Taufe und Firmung werden «die Getauften zu einem geistigen Bau und einem heiligen Priestertum geweiht» (LG 10). In diesem Priestertum wird unterschieden zwischen dem gemeinsamen Priestertum und dem Priestertum des Dienstes:

> «Das gemeinsame Priestertum der Gläubigen aber und das Priestertum des Dienstes, das heißt das hierarchische Priestertum, unterscheiden sich zwar dem Wesen und nicht bloß dem Grade nach. Dennoch sind sie einander zugeordnet: Das eine wie das andere nämlich nimmt je auf besondere Weise am Priestertum Christi teil (16). Der Amtspriester nämlich bildet kraft seiner heiligen Gewalt, die er innehat, das priesterliche Volk heran und leitet es; er vollzieht in der Person Christi das eucharistische Opfer und bringt es im Namen des ganzen Volkes Gott dar; die Gläubigen hingegen wirken kraft ihres königlichen Priestertums an der eucharistischen Darbringung mit (17) und üben ihr Priestertum aus im Empfang der Sakramente, im Gebet, in der Danksagung, im Zeugnis eines heiligen Lebens, durch Selbstverleugnung und tätige Liebe.»[44] (LG 10)

Das gemeinsame Priestertum zeigt sich darum auch in der Teilnahme am eucharistischen Opfer, «der Quelle und dem Höhepunkt des ganzen christlichen Lebens» (LG 11). Laien sind Apostel mit dem Auftrag, «den Glauben auszusäen» (LG 17). Die Gemeinde wird in den Dokumenten des II. Vatikanischen Konzils beschrieben als Kirche vor Ort (LG 26), die durch die Eucharistie «immerfort lebt und wächst» (LG 26).

Als Laien gelten alle Nichtkleriker und dem Ordensstand nicht Angehörigen (LG 31). Alle Christgläubigen sind Teil der Kirche und haben Anteil am dreifachen Amt Christi. Sie sind «durch die Taufe Christus einverleibt, zum Volk Gottes gemacht und des priesterlichen, prophetischen und königlichen Amtes Christi auf ihre Weise teilhaftig» (LG 31). Die Dreiämterlehre gründet auf den drei Hoheitstiteln Christi als Priester,

---

44 Fussnote 16 im Zitat: «Vgl. Pius XII., Anspr. *Magnificate Dominum*, 2. Nov. 1954: AAS 46 (1954) 669. Ders., Enz. *Mediator Dei*, 20. Nov. 1947: AAS 39 (1947) 555.» Fussnote 17: «Vgl. Pius XI., Enz. *Miserentissimus Redemptor*, 8. Mai 1928: AAS 20 (1928) 171 f. Pius XII., Anspr. *Vous nous avez*, 22. Sept. 1956: AAS 48 (1956) 714.»

Prophet und König. Es war der Reformator Johannes Calvin, der diese Hoheitstitel Christi aus dem Neuen Testament ableitete. Die Dreiämterlehre verbreitete sich ab dem Ende des 18. Jahrhunderts auch in der katholischen Tradition.[45]

Die Laien sind zu einem Apostolat berufen, das sich durch einen besonderen «Weltcharakter» (LG 31) auszeichnet, denn durch ihr Nicht-Kleriker-Sein haben sie eine besondere Beauftragung zum In-der-Welt-Sein und zur Verkündigung des Evangeliums in der Welt. LG 32 erinnert an die Aussage des Paulus im Galaterbrief: «Es gibt nicht mehr Juden und Griechen, nicht Sklaven und Freie, nicht Mann und Frau; denn ihr alle seid eins in Christus Jesus.» (Gal 3,28) Daraus folgt: «Wenn auch einige nach Gottes Willen als Lehrer, Ausspender der Geheimnisse und Hirten für die anderen bestellt sind, so waltet doch unter allen eine wahre Gleichheit in der allen Gläubigen gemeinsamen Würde und Tätigkeit zum Aufbau des Leibes Christi.» (LG 32) Laien haben Anteil an der «Heilssendung der Kirche selbst» (LG 33). «Außer diesem Apostolat, das schlechthin alle Christgläubigen angeht, können die Laien darüber hinaus in verschiedener Weise zu unmittelbarerer Mitarbeit mit dem Apostolat der Hierarchie berufen werden.» (LG 33) «Außerdem haben sie die Befähigung dazu, von der Hierarchie zu gewissen kirchlichen Ämtern herangezogen zu werden, die geistlichen Zielen dienen.» (LG 33) Laien dürfen bei «Mangel an geweihten Amtsträgern oder bei deren Verhinderung unter einem Verfolgungsregime nach Möglichkeit gewisse heilige Aufgaben stellvertretend erfüllen» (LG 35). Dies gründet auf dem Gedanken des Volkes Gottes, das von Gott auserwählt wurde. Ermächtigt und gestärkt werden sie durch die Sakramente der Taufe und der Firmung, in der sie den Heiligen Geist erhalten haben. Jeder Gläubige ist berufen und gesendet, die frohe Botschaft (griech. *euangélion*) zu verkünden.

Lumen Gentium betont, wie wichtig Vertrauen für die Zusammenarbeit in der Kirche ist. Die Laien sollen den Hirten «ihre Bedürfnisse und Wünsche mit der Freiheit und dem Vertrauen, wie es den Kindern Gottes und den Brüdern in Christus ansteht, eröffnen» (LG 37). Die Hirten sollen «die Würde und Verantwortung der Laien in der Kirche anerkennen und fördern. Sie sollen gern deren klugen Rat benutzen, ihnen vertrauensvoll Aufgaben im Dienst der Kirche übertragen und ihnen Freiheit und Raum im Handeln lassen, ihnen auch Mut machen, aus eigener Initiative Werke in Angriff zu nehmen» (LG 37). Aus dem «vertrauten

45 Vgl. Laumer, Pastoraltheologie, 37.

Umgang zwischen Laien und Hirten kann man viel Gutes für die Kirche erwarten» (LG 37). Denn die Hirten können durch die «Erfahrung der Laien in geistlichen wie in weltlichen Dingen genauer und besser urteilen. So mag die ganze Kirche, durch alle ihre Glieder gestärkt, ihre Sendung für das Leben der Welt wirksamer erfüllen.» (LG 37)

Die Pastoralkonstitution Gaudium et Spes[46] des II. Vatikanischen Konzils drückt die Haltung der Zuwendung zur Welt als pastorale Grundausrichtung aus: «Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi. Und es gibt nichts wahrhaft Menschliches, das nicht in ihren Herzen seinen Widerhall fände.» (GS 1) Auch ist jede Form der Diskriminierung wegen des Geschlechts verboten, weil sie gegen den göttlichen Plan verstösst (GS 29).

Kirche ist ein Ort der Gemeinschaft, die sich in der Mahlgemeinschaft vollzieht und deren Ziel und Ausgangspunkt Jesus Christus ist. Denn der «Gemeinschaftscharakter wird im Werk Jesu Christi vollendet und erfüllt. Als fleischgewordenes Wort wollte er selbst in die menschliche Lebensgemeinschaft eingehen. Er hat an einer Hochzeit in Kana teilgenommen, er ist in das Haus des Zachäus eingekehrt und hat mit Zöllnern und Sündern gegessen.» (GS 32) Die (Mahl-)Gemeinschaft in Form des Tisches und des Wortes spielt eine zentrale Rolle in der Gemeinde und geht auf Thomas von Aquin zurück, der das heutige Gemeinde- und Amtsverständnis und das Eucharistieverständnis geprägt hat,[47] indem er die philosophischen und theologischen Grundlagen für die Lehre der Transsubstantiation legte.[48]

Gemäss der Pastoralkonstitution ist es Aufgabe der Laien, Priester «im Licht christlicher Weisheit und unter Berücksichtigung der Lehre des kirchlichen Lehramtes» (GS 43) zu beraten. «Die Laien aber, die am ganzen Leben der Kirche ihren tätigen Anteil haben, sind nicht nur gehalten, die Welt mit christlichem Geist zu durchdringen, sondern sie sind auch dazu berufen, überall, und zwar inmitten der menschlichen Schicksalsgemeinschaft, Christi Zeugen zu sein.» (GS 43) Auch sollen sie Zeugnis über die «Werte der Ehe und Familie» durch ihr eigenes Leben (GS 52) ablegen. Ihr Auftrag ist das christliche Wirken in der Kirche, in der Fami-

46 II. Vatikanisches Konzil: Die pastorale Konstitution über die Kirche in der Welt von heute *Gaudium et* Spes, zitiert als GS.

47 Vgl. Hünermann, Eucharistie – Gemeinde – Amt.

48 Vgl. Thomas von Aquin, Summa Theologica III, qu. 75.

lie und in der Welt. Es wird zum Dialog aufgefordert zwischen denen, «die das eine Volk Gottes bilden, Geistliche und Laien» (GS 92). Die Kirche ist auf die Laien angewiesen, denn in einer Zeit des schnellen Wandels braucht sie die «Hilfe der in der Welt Stehenden, die eine wirkliche Kenntnis der verschiedenen Institutionen und Fachgebiete haben und die Mentalität, die in diesen am Werk ist, wirklich verstehen, gleichgültig, ob es sich um Gläubige oder Ungläubige handelt» (GS 44).

Auf die Bedeutung des Vertrauens in der Zusammenarbeit zwischen Laien und Priestern weist auch das Dekret *Presbyterorum ordinis*[49] über den Dienst und das Leben der Priester hin: Priester sollen «vertrauensvoll den Laien Ämter zum Dienst in der Kirche anvertrauen, ihnen Freiheit und Raum zum Handeln lassen, ja sie sogar in kluger Weise dazu ermuntern, auch von sich aus Aufgaben in Angriff zu nehmen» (PO 9). In Christus «werden nämlich alle Gläubigen zu einer heiligen und königlichen Priesterschaft» (PO 2).

Zu den Aufgaben der Laien in der Welt entstand während des II. Vatikanischen Konzils das Dekret *Apostolicam actuositatem*[50] über das Laienapostolat. Die Aufgabe aller Glieder der Kirche ist es, «die Botschaft Christi der Welt durch Wort und Tat bekanntzumachen und ihr seine Gnade zu vermitteln» (AA 6). Das Apostolat der Laien und der Dienst der Hirten ergänzen einander (AA 6). Im Dekret über das Laienapostolat wird die Wichtigkeit der Frauen für die Sendung hervorgehoben: «Da heute die Frauen eine immer aktivere Funktion im ganzen Leben der Gesellschaft ausüben, ist es von großer Wichtigkeit, daß sie auch an den verschiedenen Bereichen des Apostolates der Kirche wachsenden Anteil nehmen.» (AA 9)

Die Tätigkeitsfelder der Laien sind die kirchliche Gemeinschaft, die Familie, die Jugendlichen, das soziale Umfeld, die nationale und internationale Ordnung (AA 10–14). In «schwierigsten Verhältnissen treten die Laien, soweit es ihnen möglich ist, an die Stelle der Priester» (AA 17). Dabei haben die Priester zu sorgen für einen «standesgemäßen Unterhalt dieser Laien und ihrer Familien. Dazu sollten sich die Laien immer der nötigen Unterweisung, der geistlichen Stützung und Ermunterung erfreuen.» (AA 22) Damit «vertraut die Hierarchie den Laien gewisse Auf-

49 II. Vatikanisches Konzil: Das Dekret über den Dienst und das Leben der Priester *Presbyterorum ordinis*, zitiert als PO.

50 II. Vatikanisches Konzil: Das Dekret über das Laienapostolat *Apostolicam actuositatem*, zitiert als AA. Vgl. Meckel, Apostolat.

gaben an, die enger mit den Ämtern der Hirten verbunden sind, etwa bei der Unterweisung in der christlichen Lehre, bei gewissen liturgischen Handlungen und in der Seelsorge» (AA 24). Dabei unterstehen die «Laien bei der Ausübung ihres Amtes voll der höheren kirchlichen Leitung» (AA 24).

1.5 Entwicklungen in der Schweiz nach dem II. Vatikanischen Konzil

Ausgehend von Impulsen des II. Vatikanischen Konzils kam es in der Schweiz zur Gründung von zahlreichen Laiengremien und Räten, um Laien mehr Mitsprache in der Kirche zu geben. Bischof Anton Hänggi von Basel betonte, dass Laien und Priester zusammen das eine Volk Gottes bilden und berufen sind, «an der Sendung der Kirche teilzunehmen»[51]. Darum empfahl er im Jahre 1970 den Pfarreien im Bistum eindringlich die Gründung von Pfarreiräten.[52] Auch die synodalen landeskirchlichen Strukturen wurden ausgebaut. Katholische Vereine in reformierten Regionen wurden zu anerkannten katholischen Körperschaften des öffentlichen Rechts, und auch in katholischen Gebieten sah man die Vorteile der demokratisch organisierten Landeskirchen.

In den traditionell reformierten Städten nahm der Anteil der katholischen Bevölkerung seit der Bundesverfassung von 1848 stetig zu, denn diese ermöglichte allen Schweizer Bürgern, sich in der Schweiz frei niederzulassen und Handel und Gewerbe zu treiben.[53] Mitte des 19. Jahrhunderts kam es zu einer zunehmenden konfessionellen Durchmischung. Aus ländlichen katholischen Regionen zogen viele in reformierte, stärker industrialisierte Gebiete, um dort in Fabriken zu arbeiten. Es bildeten sich in traditionellen reformierten Gebieten katholische Pfarreien und umgekehrt; sie wurden Diasporagemeinden genannt. Diese waren zunächst als private Vereine organisiert, die Kirchen bauten, Pfarreivermögen verwalteten und zusammen mit dem Bischof den Pfarrer wählten. Der Bau von

51 Röm.-Kath. Kirchgemeinde Brugg: Ohne Laien keine Kirche, 184.

52 Vgl. Röm.-Kath. Kirchgemeinde Brugg, Ohne Laien keine Kirche, 184.

53 Vgl. Bischof, Art. Diaspora.

katholischen Kirchen in reformierten Kantonen wurde von der Inländischen Mission mitfinanziert.[54]

Mitte des 20. Jahrhunderts wurden die privaten Kirchenvereine durch Volksabstimmungen zu öffentlich-rechtlichen Institutionen. Um Kirchensteuern erheben zu können, mussten sie sich demokratisch organisieren und über die Verwendung der Gelder öffentlich Rechenschaft ablegen. Deshalb gründeten katholische Minderheiten in traditionell reformierten Kantonen öffentlich-rechtlich anerkannte Körperschaften. Diese mussten per kantonale Volksabstimmung genehmigt werden. Im Kanton Bern geschah dies bereits im Jahre 1939, in Appenzell Ausserrhoden 1962, in Zürich 1963, in Schaffhausen 1968 und in Basel-Stadt 1972.[55] Nach dem Ja der mehrheitlich reformierten Bevölkerung zur Anerkennung einer römisch-katholischen Körperschaft und ihrer Kirchgemeinden als selbstständige Körperschaften des öffentlichen Rechts konnten sie nun Kirchensteuern einnehmen, Personal einstellen und Löhne bezahlen. Damit konnten sie auch Laientheologinnen und -theologen einstellen. Die öffentlich-rechtlich anerkannten Körperschaften erhielten erleichterten Zugang zu öffentlichen Einrichtungen wie Schulen, Spitälern, Gefängnissen.[56]

Auch in katholischen Kantonen sah man die Vorzüge einer demokratisch organisierten Kirchenstruktur. In Luzern wurde im Jahre 1966 die Volksinitiative «Für die Einführung einer römisch-katholischen Synode» angenommen und in der Folge die Luzerner Landeskirche 1969/70 gegründet.[57] Die Römisch-Katholische Zentralkonferenz (RKZ), der nationale Zusammenschluss von landeskirchlichen Exekutiven, wurde 1971 gegründet. Das Staatskirchenrecht ist demokratisch aufgebaut und hat eine synodale Struktur. Die Ämter in der Kirchgemeinde werden durch Wahlen vergeben und nicht durch kirchliche Beauftragungen von Bischöfen. Jede kantonale katholische Landeskirche hat eigene Handbücher und Weisungen. Doch nicht in jedem Kanton gibt es Kantonalkirchen, beispielsweise nicht im Tessin und im Wallis, wo die Kirchgemeinden nicht als Vereine organisiert sind.[58] In den französischsprachigen,

54 Vgl. Bischof, Art. Diaspora.

55 Vgl. Ries, Kirche und Landeskirche im Bistum Basel, 138.

56 Vgl. Belok, Das Duale System, 78.

57 Vgl. Hafner P., Staat und Kirche im Kanton Luzern.

58 Vgl. Ludwig, In Glarus und Schwyz dürfen ausländische Katholiken nicht abstimmen, 30.04.2021.

laizistisch geprägten Kantonen Genf und Neuenburg gibt es keine Religionsgemeinschaft, die eine öffentlich-rechtlich anerkannte Körperschaft bildet.[59]

Kirchgemeinden sind Teil der Kantonskirchen. Mitglieder der Kirchgemeinde[60] sind alle katholisch getauften Personen, die auf dem Kirchgemeindegebiet wohnhaft und nicht aus der Kirche ausgetreten sind. Verwaltet wird die Kirchgemeinde von der Kirchenpflege, auch Kirchenvorsteherschaft oder Kirchgemeinderat genannt. Sie besteht aus Pfarreivertretern, die diese Aufgaben meist neben ihrer beruflichen Tätigkeit ausüben oder bereits pensioniert sind. Die Vertreter und Vertreterinnen werden für vier Jahre von der Kirchgemeindeversammlung in dieses Exekutivamt gewählt. Das Gremium ist für die Verwaltung der Pfarrei zuständig. Sie beinhaltet die Liegenschaftsverwaltung, die Anstellung des Personals und die Sicherstellung des Religionsunterrichts und der Seelsorge.

Bei der jährlichen Kirchgemeindeversammlung wird entschieden, wie die Einnahmen aus den Kirchensteuern eingesetzt werden, indem über das Jahresbudget demokratisch abgestimmt wird. Im Durchschnitt behält die Kirchgemeinde 85 % ihrer finanziellen Ressourcen für die Ausgaben innerhalb der eigenen Pfarrei, 13 % der Gelder gehen an die Kantonskirchen, 1 % gibt sie der Diözese und 1 % an die nationale Zentralkonferenz RKZ.[61] Bei grösseren Ausgaben, wie zum Beispiel der Renovation einer Kirche oder dem Bau eines Pfarreisaals, wird die Zustimmung der Kirchgemeindeversammlung benötigt.

Das Staatskirchenrecht zeichnet sich nach dem Pastoraltheologen Leo Karrer aus durch «Partizipation, Transparenz und Solidarität»[62]. Das System ist föderalistisch aufgebaut und beeinflusst von den kantonalen Regelungen. In der schweizerischen katholischen Kirche haben die Gemeindemitglieder die Möglichkeit, an den demokratischen Strukturen der staatskirchenrechtlichen Organisationen zu partizipieren. Die Aufgaben werden als nebenberufliches Engagement übernommen. Die staatskirchenrechtlichen Strukturen orientieren sich nach Leo Karrer am für

59 Vgl. Schweizerische Steuerkonferenz SSK: Steuerinformation, 2.

60 «Kirchgemeinde» bezeichnet in der Schweiz eine staatskirchenrechtliche Einrichtung, in Deutschland eine Pfarrei. Vgl. Karrer, Katholische Kirche Schweiz, 23.

61 Vgl. Belok, Das Duale System, 79.

62 Vgl. Karrer, Katholische Kirche Schweiz, 371.

die Schweiz typischen Milizsystem.[63] In der Schweiz sind auch Militär und die Politik nach dem Milizsystem organisiert, in dem Ämter als nebenberufliches Engagement übernommen werden. Das Schweizer Parlament funktioniert als Milizparlament, und auch auf regionaler und kommunaler Ebene werden die Ämter meist an Milizpolitiker vergeben, die neben ihrem Engagement noch einem Haupterwerb nachgehen. Nach Leo Karrer trägt im Milizsystem die Basis die Verantwortung und «verteilt auf viele Schultern»[64] die Aufgaben, sodass «nicht wenige alles, sondern viele etwas tun»[65]. Das funktioniert dank des freiwilligen Engagements vieler. Doch lassen sich manche gesellschaftlichen Herausforderungen nur überregional lösen. Das Milizsystem führt nach Leo Karrer dazu, dass man gegen Einmischung von aussen kritisch eingestellt ist.[66]

Die Aufbrüche des II. Vatikanischen Konzils und generell die Aufbruchsstimmung der Nachkriegszeit, in der Machtstrukturen aufbrachen, führten dazu, dass neue Wege der Partizipation der Laien in der Kirche gesucht wurden. Die Aufbruchsstimmung des II. Vatikanischen Konzils führte zu einem breiten Interesse an Theologie in der Bevölkerung. Von der neuen Möglichkeit, auch als Laien Theologie studieren zu können, machten immer mehr Menschen Gebrauch.

2. Pastoralassistenten und ihre Beauftragung in der Schweiz

Die Zahl der Theologiestudierenden nahm nach dem II. Vatikanischen Konzil zu, doch nicht alle wollten oder konnten Priester werden. Doch wollten sie in der Seelsorge tätig sein. Gleichzeitig kam es nach diesem Konzil zu einer «Austrittswelle aus dem Klerus und den Orden»[67]. Deshalb traf sich Bischof Hänggi vom Bistum Basel 1970 in Dulliken (SO) mit Theologiestudierenden, um ihre berufliche Zukunft zu besprechen.[68]

63 Vgl. Karrer, Katholische Kirche Schweiz, 33.
64 Karrer, Katholische Kirche Schweiz, 32.
65 Karrer, Katholische Kirche Schweiz, 32.
66 Vgl. Karrer, Katholische Kirche Schweiz, 33.
67 Karrer, Katholische Kirche Schweiz, 63.
68 Vgl. für Folgendes: Karrer, Frauen und Männer, 259–270. Anton Hänggi war 1968–1982 Bischof des Bistums Basel.

Nach dem Treffen versprach Bischof Hänggi, Laientheologen in den pastoralen Dienst seines Bistums aufzunehmen. Auch der Generalvikar und spätere Bischof Otto Wüst, das Personalamt sowie der Priesterrat des Bistums Basel zeigten sich offen und unterstützten dieses Vorhaben. Die Laientheologen wurden als «Ersatz für einen nicht mehr vorhandenen Vikar oder allenfalls Pfarrer»[69] eingesetzt.

Das Bistum Basel erarbeitete Richtlinien zur Anstellung von Laientheologen,[70] die 1972 veröffentlicht und von den anderen beiden deutschsprachigen Bistümern St. Gallen und Chur später übernommen wurden.[71] Darin wurde das Berufsbild des Laientheologen definiert, mit seinen Aufgaben, Funktionen, Rechten und Pflichten, die sich durch die Anstellung und den Lohn ergaben, sowie den Ansprüchen auf Sozialleistungen und Weiterbildungen. Mit der Missio canonica erhielten die Laientheologen die Beauftragung ihres Bischofs für einen konkreten Arbeitsbereich in einer bestimmten Pfarrei. Sie bildet die Rechtsgrundlage für die Tätigkeit in der Pfarrei.[72] Die erste Frau, die offiziell als Laientheologin in den Dienst des Bistums Basel trat, war Maria Klemm-Herbers, sie trat 1974 ihren Dienst in der Pfarrei Frenkendorf-Füllinsdorf im Kanton Baselland an.[73]

Im selben Jahr proklamierte Papst Paul VI. im Motu proprio *Ministeria quaedam*, dass es den Bischofskonferenzen freistehe, neben den Diensten für die gesamte Kirche eigene Dienste zu schaffen, «deren Einführung sie in ihrem Land aus besonderen Gründen für notwendig oder sehr nützlich erachten»[74]; die Erlaubnis für die Einführung solle man beim Apostolischen Stuhl «erbitten»[75]. Auch Dienstämter für Frauen sind möglich. In einem Rundschreiben der Kongregation für die Sakramente und den Kult wird darauf hingewiesen, dass universalkirchliche Ämter Männern vor-

69 Pfister-Schölch, Das eingefrorene Experiment, 283.

70 Vgl. Bistümer Basel, Chur, St. Gallen, Richtlinien zur Anstellung von Laientheologen.

71 Vgl. Corradini, Pastorale Dienste im Bistum Basel, 143.

72 Vgl. Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz, Richtlinien, 17.

73 Angaben gemäss Archivar des Bistums Basel, per E-Mail.

74 Papst Paul VI., Ministeria quaedam, 15.081972, Einleitung: «Praeter officia Ecclesiae Latinae communia, nihil obstat, quominus Conferentiae Episcopales alia quoque petant ab Apostolica Sede, quorum institutionem in propria regione necessariam vel utilissimam, ob peculiares rationes, iudicaverint.»

75 Papst Paul VI., Ministeria quaedam, Einleitung.

behalten sind, aber partikularrechtlich in den einzelnen Bistümern auch Dienstämter für Frauen möglich sind: «Criteria et normae Conferentiis episcopalibus dantur ad nova ministeria laicis, mulieribus quoque, in propriis regionibus committenda.»[76] Ein solches regionales Amt haben Laientheologinnen und -theologen oder Pastoralassistentinnen und -assistenten in der Schweiz, die in der Pfarreiseelsorge eingesetzt werden.

Das Bistum Basel übernahm eine «Herzschrittmacher-Funktion»[77] in der Entwicklung von neuen kirchlichen Diensten. Pastoralassistenten gab es vorerst nur in den deutschsprachigen Gebieten, nämlich in den Bistümern Basel, Chur und St. Gallen sowie dem deutschsprachigen Teil des Bistums Lausanne-Genf-Freiburg und dem deutschsprachigen Teil des Bistums Sitten. Es zeigt sich darin, dass es in der Schweiz unterschiedliche Vorstellungen gab, die dazu führten, dass die Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz (DOK) andere pastorale Lösungen suchte, um mit dem Priestermangel umzugehen, als die Conférence des ordinaires de la Suisse romande (COR) der französischsprachigen Schweiz.

Im Jahre 1972 veröffentlichten die deutschsprachigen Bistümer St. Gallen, Chur und Basel die Richtlinien zur Anstellung von Laientheologen[78]. Das Dokument wurde ursprünglich vom Bistum Basel erarbeitet. Darin wurde das Berufsbild des Laientheologen definiert mit seinen Aufgaben, Funktionen, Rechten sowie mit den Ansprüchen auf Sozialleistungen und Weiterbildungen. Der Dritte Bildungsweg (DBW) wurde 1974 durch die Schweizer Bischofskonferenz begründet. Er bot die Möglichkeit eines Theologiestudiums für Personen mit Pfarreierfahrung, die über keine Maturität verfügten. Dies öffnete ihnen die Perspektive, Pastoralassistentin, Pastoralassistent, Diakon oder Priester zu werden. Der Studiengang dauerte zwei Jahre. Voraussetzung war eine katechetische oder religionspädagogische Ausbildung und mehrere Jahre Berufserfahrung in einer Pfarrei. Für die Aufnahme in diesen Studiengang waren Referenzen und Empfehlungen nötig. Der Dritte Bildungsweg wurde bis 1993 an der

76 Rundschreiben der Kongregation für die Sakramente und den Kult vom 27.10.1977, Novit profecto, in: Ochoa, Xavierus: Leges Ecclesiae post Codicem iuris canonici, Bd. 5, Leges annis 1973–1978, Rom 1980, hier: Nr. 4534, zitiert nach Loretan, Laien im pastoralen Dienst, 229.

77 Koch, Laien im Dienst der Gemeindeleitung, 191. Vgl. Boventer, Laientheologen; Karrer, Laientheologen; Fuchs O., Das Neue wächst.

78 Vgl. Bistümer Basel, Chur, St. Gallen, Richtlinien zur Anstellung von Laientheologen.

Theologischen Hochschule Chur angeboten. Als Wolfgang Haas Bischof von Chur wurde, wechselte der Studiengang an die Theologische Fakultät Luzern. Im Jahre 2013 wurde der Dritte Bildungsweg zum Ende des Studienjahres 2014/15 sistiert. Als Gründe wurden weniger Anmeldungen und eine veränderte Bildungslandschaft in der Schweiz genannt.[79] Heute gibt es die Möglichkeit für Studierende ohne Maturität, das Theologiestudium im bischöflichen Studienprogramm zu besuchen.

1978 veröffentlichten die Bischöfe der Diözesen Basel, Chur und St. Gallen eine überarbeitete Version der Richtlinien für die Anstellung von Laientheologen.[80] Darin wurde die Berufsbezeichnung Laientheologe zu Pastoralassistent geändert. Durch diesen Wechsel der Bezeichnung wurde die Berufsgruppe nicht mehr über das Theologiestudium und die Zugehörigkeit zum Laienstand definiert, sondern über ihre Funktion der Assistenz. Auch wurde erstmals explizit die weibliche Form Pastoralassistentin verwendet. Die Bezeichnung Pastoralassistent/Pastoralassistentin wird heute durch Pfarreiseelsorger/Pfarreiseelsorgerin oder Seelsorgerin/Seelsorger ersetzt.[81]

In Deutschland wird mit dem Begriff Pastoralassistent/Pastoralassistentin ein Ausbildungsstatus bis zur Zweiten kirchlichen Dienstprüfung benannt, danach ist die Bezeichnung Pastoralreferent/Pastoralreferentin.

2.1 Die Institutio

In den Richtlinien für den Einsatz von Pastoralassistenten in den deutschsprachigen Bistümern der Schweiz fand sich als Neuerung auch die Institutio.[82] Diese Indienstnahme ist eine gegenseitige Verpflichtung und Bindung zwischen Laientheologen und dem Bistum. Dies ist nach dem Pastoraltheologen Leo Karrer ein «Versuch einer teilkirchlichen Regelung bzw. einer strukturellen Integration»[83]. Durch die Institutio verpflichtet sich die Pastoralassistentin oder der Pastoralassistent dauerhaft zum

79 Vgl. Kipa, Luzern: «Theologie auf dem Dritten Bildungsweg» endet 2015.
80 Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz, Richtlinien.
81 Siehe I.4.4 Pfarreiseelsorger und Pfarreiseelsorgerinnen, 65.
82 Vgl. Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz, Richtlinien, 17.
83 Karrer, Frauen und Männer, 265.

Dienst in einer Diözese.[84] Im Bistum Basel können Pastoralassistentinnen und -assistenten zum Abschluss der Berufseinführung die Institutio empfangen. Institutio und Priesterweihe fanden in den Jahren 1975 bis 1986 im Bistum Basel in einer gemeinsamen Feier statt. 1987 wurde die Institutio-Feier von der Priesterweihe getrennt; sie findet vorzugsweise während der Chrisammesse statt, bei der die Laientheologen die Albe tragen.

Im Bistum St. Gallen hat man sich gegen die lateinische Begrifflichkeit der Institutio entschieden zugunsten der «Indienstnahme» mit der Übergabe des Wählbarkeitszeugnisses durch den Bischof. Zusätzlich erteilt der Bischof an die kirchlichen Mitarbeitenden die Missio canonica für einen konkreten Arbeitsbereich in einer Pfarrei.

Da die Richtlinien für den Einsatz von Pastoralassistenten auch vom Bistum Chur unterzeichnet wurden, wurde der Empfang der Institutio auch im Bistum Chur möglich. Doch als 1989 der Pastoralassistent Arnold Landtwing um die Institutio beim Bistum Chur ansuchte, wurde sein Begehren von Bischof Haas abgelehnt. Zu dem Zeitpunkt waren im Bistum Chur 50 Pastoralassistenten beschäftigt, die Hälfte davon hatte die Institutio.[85] Bischof Haas begründete seinen Entscheid damit, dass das Bistum Laien keine Arbeitsstelle garantieren könne, weil die Pfarreien die Pastoralassistentinnen und -assistenten einstellten. Und das Bistum verpflichte sich mit einer Institutio lediglich, eine freie Stelle zu suchen, nicht aber, eine zu finden.[86] Eine weitere Begründung von Bischof Haas war, die Institutio-Feier habe den Charakter einer Parallele zur Priesterweihe, die Institutio könne zu einer «Art verheirateten Parallelklerus führen»[87]. Gegen dieses Argument wehrten sich die Laientheologen des Bistums Chur mit der Begründung, die Gefahr eines Parallelklerus bestehe mehr beim Diakonat, das vom Bistum gefördert werde. Bischof Haas zeigte mit seiner Weigerung, die Institutio an Laien zu vergeben, dass er Laientheologen nicht langfristig an sein Bistum binden wollte. Im Bistum Chur erhalten Laien wie in den anderen Bistümern eine Beauftragung, die Missio canonica, für eine Tätigkeit in einer bestimmten Pfarrei.

84 Der Codex Iuris Canonici can. 147 CIC/83 hat das deutsche Wort «Einsetzung» für lateinisch *institutio*.

85 Vgl. Braem, Pastoralassistentin in Chur?

86 Vgl. Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz, Richtlinien, 17.

87 Rahm, Churer Bistumsleitung hegt «theologische Bedenken», 21.01.1990.

2.2 Die Missio canonica

Der Diözesanbischof hat das Recht, zu entscheiden, ob er Pastoralassistentinnen und -assistenten die Missio canonica erteilen will. Für die Anstellung bei einem Bistum ist nicht nur die akademische Qualifikation ausschlaggebend; bereits während des Theologiestudiums stehen die Studierenden durch die Studienbegleitung mit den Bistümern in Kontakt. Denn bei der Entscheidung, ob sie für das Bistum arbeiten dürfen, spielen Lebensstand, Religiosität und andere Faktoren eine Rolle. Die Kriterien, nach denen Kandidaten angenommen oder abgelehnt werden, werden nicht offengelegt.

Die Missio canonica ist die Beauftragung durch den Bischof für einen konkreten Arbeitsbereich in einer Pfarrei.[88] Mitarbeitende wie Katechetinnen und Sakristane erhalten meist keine Missio des Bischofs, sondern eine Beauftragung von der Pfarrei. Eine Missio bei Stellenantritt erhalten Religionspädagoginnen, Religionspädagogen, Pastoralassistentinnen, Pastoralassistenten, priesterliche Mitarbeiter, Pfarrer, Pfarreiverantwortliche oder Gemeindeleiterinnen und Gemeindeleiter. Falls der Bischof keine Missio erteilt, führt dies zu Legitimitätsproblemen. Das Bistum kann die Missio jederzeit entziehen, wenn das Vertrauen in eine Person nicht mehr da ist, ohne dass der Bischof die Gründe offenlegen muss. Damit ist nicht automatisch das Arbeitsverhältnis gekündigt, denn Anstellungsorgan ist die Kirchenpflege, die den Arbeitsvertrag mit der betreffenden Person abgeschlossen hat.

2.3 Laienämter im Codex Iuris Canonici (1983)

Aus den Dokumenten des II. Vatikanischen Konzils entstand in einem über ein Jahrzehnt dauernden Prozess der Normierung die neue Fassung des römisch-katholischen Kirchenrechts. Der Codex Iuris Canonici (CIC) wurde 1983 veröffentlicht. Er war eine überarbeitete Fassung des CIC aus dem Jahre 1918, der eine Normierung der Beschlüsse des I. Vatikanischen Konzils (1869–1870) war.[89] Der CIC richtet sich an die lateinische römisch-katholische Kirche (can. 1 CIC/83). Die unierten katholischen

88 Vgl. Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz, Richtlinien, 17.

89 Codex Iuris Canonici (CIC), 1918, zitiert als CIC/18.

Ostkirchen erhielten mit dem Codex Canonum Ecclesiarum Orientalium[90] im Jahre 1990 einen eigenen Codex.

Als der neue Codex Iuris Canonici 1983 erschien, wirkten bereits über ein Jahrzehnt Laientheologinnen und -theologen in der Pfarreiseelsorge in Schweizer Bistümern. Im CIC gibt es keine expliziten Regelungen zu den Pastoralassistentinnen und -assistenten. Sie werden unter die Laien gezählt: «Kraft göttlicher Weisung gibt es in der Kirche unter den Gläubigen geistliche Amtsträger, die im Recht auch Kleriker genannt werden, die übrigen dagegen heißen Laien.» (can. 207 § 1 CIC/83) Der Luzerner Kirchenrechtler Adrian Loretan untersuchte die Möglichkeit der Ämter für Laien und identifiziert vier konstitutive Elemente des Kirchenamtsbegriffs:

1. Das Kirchenamt ist ein Dienst (lat. *munus*) nach can. 145 § 2 (CIC/83)
2. Die Errichtung erfolgt auf göttliche oder kirchliche Anordnung (lat. *ordinatio divina vel ecclesiastica*), somit kann ein kirchliches Amt nicht auf staatliche oder private Initiative eingeführt werden.
3. Das Amt ist auf Dauer eingerichtet (lat. *stabiliter constitutum*). Es besteht somit, wenn kein Amtsinhaber es besetzt, als Vakanz weiter.
4. Das Amt folgt einer geistlichen Zielsetzung und entspricht dem Sendungsauftrag der Kirche (lat. *in finem spiritualem*).[91]

In der verbindlichen lateinischen Fassung des Kirchenrechts werden Ämter unterschieden nach *ministeria*, *munera* und *officium*. *Ministeria* und *munera* sind reguläre Dienste oder Ämter der Kirche. *Ministeria* sind die auf Dauer angelegten Dienste des Akolyths und des Lektors (can. 230 § 1 CIC/83). *Munera* sind die zeitlich begrenzten Beauftragungen des Lektors, Kommentators und Kantors für den liturgischen Dienst (can. 230 § 2 CIC/83). Von diesen regulären Ämtern zu unterscheiden ist das *officium*, es ist ein ausserordentliches Amt,[92] das durch Abwesenheit eines geweihten Amtsträgers entsteht. Der Diözesanbischof kann eine Beauftragung zu diesem Amt erteilen, wenn er die Notwendigkeit dafür sieht.[93] Laien, die ein *officium* übernehmen, sollen in Gemeinschaft mit der Kirche stehen und dazu geeignet sein (can. 149 § 1 CIC/83). In der Instruk-

90 Codex Canonum Ecclesiarum Orientalium.

91 Vgl. Loretan, Laien im pastoralen Dienst, 236.

92 Das Amt wird auch Dienst genannt.

93 Vgl. Demel, Handbuch Kirchenrecht, 403–404.

tion *Redemptionis sacramentum*[94] aus dem Jahre 2004 wird das Amt der Pastoralassistenten als *officium* bezeichnet.[95]

Neben dem *officium* können Laien nach dem CIC von 1983 auch einzelne Beauftragungen vom Bischof erhalten. Weitere Aufgaben, die Laien im Falle eines Priestermangels übernehmen können, sind: der Dienst am Wort (can. 759 CIC/83), die Predigt (can. 766 CIC/83), Assistenzen bei der Eucharistie, wenn der zelebrierende Priester erkrankt ist (can. 930 § 2 CIC/83), die Eheassistenz in ausserordentlicher Form (can. 1112 CIC/83) und die ausserordentliche Spendung von Sakramentalien nach can. 1168 CIC/83.[96] Die Taufe ist so wichtig, dass im Notfall jeder mit der nötigen Intention taufen kann: «Ist ein ordentlicher Spender nicht anwesend oder verhindert, so spendet die Taufe erlaubt der Katechist oder jemand anderer, der vom Ortsordinarius für diese bestimmt ist, im Notfall sogar jeder von der nötigen Intention geleitete Mensch; die Seelsorger und vor allem der Pfarrer müssen sich angelegen sein lassen, die Gläubigen über die rechte Taufweise zu belehren.» (can. 861 § 2 CIC/83)

Für diese Dienste sollten die Laien sich die erforderliche Bildung aneignen (can. 231 § 1 CIC/83). Auch haben sie das Recht auf Vergütung und Sozialleistungen wie Vorsorge und Sicherheit sowie Gesundheitsfürsorge (can. 231 § 2 CIC/83); die Höhe der Vergütung soll sich sowohl an der Stellung wie an den Bedürfnissen orientieren. Priester oder Laien, die exkommuniziert sind, dürfen keine Sakramente spenden oder empfangen (can. 1331 § 1 CIC/83), und verwehrt ist ihnen, «kirchliche Ämter, Aufgaben, Dienste und Funktionen auszuüben» (can. 1331 § 1 n.5 CIC/83).

2.4 Beteiligung der Laien an der Hirtenseelsorge und Jurisdiktion

Auch wenn Laien wegen Priestermangels Seelsorgeaufgaben übernehmen, soll weiterhin ein Priester in der Funktion eines Pfarrers die Pfarrei leiten: «Wenn der Diözesanbischof wegen Priestermangels glaubt, einen

94 Congregatio de Cultu Divino et Disciplina Sacramentorum: Instructio *Redemptionis Sacramentum*. In der deutschen Version heisst es: «die als sogenannte ‹Pastoralassistenten› eingesetzt sind». Redemptionis Sacramentum 66.

95 Vgl. Kongregation für den Gottesdienst und die Sakramentenordnung, Instruktion *Redemptionis Sacramentum*.

96 Vgl. Loretan, Laien im pastoralen Dienst, 245–246.

Diakon oder eine andere Person, die nicht die Priesterweihe empfangen hat, oder eine Gemeinschaft von Personen an der Wahrnehmung der Seelsorgeaufgaben einer Pfarrei beteiligen zu müssen, hat er einen Priester zu bestimmen, der, mit den Vollmachten und Befugnissen eines Pfarrers ausgestattet, die Seelsorge leitet.» (can. 517 § 2 CIC/83) Denn ein Amt der «umfassenden Seelsorge» (can. 150 CIC/83) kann nur an Personen mit Priesterweihe übertragen werden. Den Titel des Pfarrers darf offiziell nur ein geweihter Priester verwenden (can. 521 CIC/83). Die Pfarrei als territoriale Einheit untersteht der Leitung eines Pfarrers: «Die Pfarrei ist eine bestimmte Gemeinschaft von Gläubigen, die in einer Teilkirche auf Dauer errichtet ist und deren Seelsorge unter der Autorität des Diözesanbischofs einem Pfarrer als ihrem eigenen Hirten anvertraut wird.» (can. 515 § 1 CIC/83) Doch der Pfarrer kann Laien teilhaben lassen an der Hirtenseelsorge: «Der Pfarrer ist der eigene Hirte der ihm übertragenen Pfarrei; er nimmt die Seelsorge[97] für die ihm anvertraute Gemeinschaft unter der Autorität des Diözesanbischofs wahr, zu dessen Teilhabe am Amt Christi er berufen ist, um für diese Gemeinschaft die Dienste des Lehrens, des Heiligens und des Leitens auszuüben, wobei auch andere Priester oder Diakone mitwirken sowie Laien nach Maßgabe des Rechts mithelfen.» (can. 519 CIC/83)

Dem Pfarrer sind bestimmte Amtshandlungen in besonderer Weise aufgetragen (can. 530 CIC/83). Er ist verantwortlich fürs rechtmässige Führen von Pfarrbüchern (can. 535 CIC/83), dies heisst: Unterzeichnung der Ehedokumente, korrekte Führung der Taufbücher und Verwaltung der Messstiftungen. Er erhält vom Bischof die Jurisdiktion (Leitungsgewalt) der Pfarrei. Die Jurisdiktion ist an die Pfarrei gebunden, in der der Pfarrer die Hirtenseelsorge (*cura pastoralis*) übernimmt. Ist kein Pfarrer vor Ort, übernimmt ein Pfarradministrator oder Priester in der Funktion des Moderators die kirchenrechtliche Verantwortung.

Die kirchenrechtliche Leitungsgewalt der Jurisdiktion kann nur eine geweihte Person übernehmen (can. 129 § 1 CIC/83). Doch Laien können

97 In der lateinischen Fassung steht für Seelsorge *cura pastorali*, was man mit Hirtenseelsorge übersetzen kann. Die Hirtenseelsorge (*cura pastoralis*), die zum Hirten zugehörige Sorge, also die Hirtensorge, wird unterschieden von der *cura animarum*, der Sorge der Seelen im Sinne von Sorge um/für die Seelen. CIC can. 519, lateinisch: www.codex-iuris-canonici.de/cgi-bin/dbman.cgi?db=cic-83lat&uid=&view_records=1&Canon=519&Text=&bool=&view_records=Suche, abgerufen am 25.06.2021.

an der Jurisdiktion mitwirken (129 § 2 CIC/83). Im Vorfeld der Entstehung des Kanons 129 § 2 CIC/83 wurde diskutiert, ob im Kanon *participare* oder *cooperari* stehen soll.[98] Nach der Kirchenrechtlerin Myriam Wijlens bildeten sich dabei zwei Schulen heraus: «Die Römische Schule sprach sich aus historischen Gründen für eine Beteiligung der Laien an der Leitungsgewalt der Kirche aus; die sogenannte Münchener Schule vertrat dagegen jedoch unter Berufung auf die im II. Vatikanischen Konzil wiedervereinte *sacra potestas* die Position, dass Laien keine Jurisdiktion übertragen werden könne.»[99] Für die Münchener Schule um Klaus Mörsdorf[100] ist die Weihegewalt (*potestas ordinis*) und die Leitungsgewalt (*potestas iurisdictiones*) untrennbar vereint in der *sacra potestas*. Anders argumentierte die Römische Schule um Alfons M. Stickler und Jean Beyer. Sie verwiesen auf historische Beispiele, in denen nicht ordinierte Personen Leitungsämter innehatten und somit Jurisdiktion und Leitungsgewalt getrennt wurden.[101] Die Gruppe der römischen Kanonisten wollte bei der Erarbeitung des Gesetzes *cooperari* durch *participare* ersetzen, um die Sache der Laien voranzubringen.[102] Hingegen wollte die Münchener Schule «die zunehmende Klerikalisierung der Laien beenden»[103] und forderte darum das Verb *cooperari*, um damit auszudrücken, dass «Laien nicht an der Leitungsgewalt teilhaben können»[104]. In der verbindlichen lateinischen Fassung des CIC steht nun *cooperari*: «In exercitio eiusdem potestatis, christifideles laici ad normam iuris cooperari possunt.» (129 § 2 CIC/83) In der deutschen Fassung des CIC steht für *cooperari* das Verb *mitwirken*: «Bei der Ausübung dieser Gewalt können Laien nach Maßgabe des Rechtes mitwirken.» (129 § 2 CIC/83) Wieweit durch *cooperari* die Beteiligung der Laien kirchenrechtlich möglich ist, bietet Interpretationsspielraum. Das Verb *cooperari* wird auch in Canones verwendet, bei denen es um die Aufgabenteilung unter Klerikern geht (can. 208; 328; 519;

98 Vgl. Wijlens, Kooperation von Laien, 35, verweist auch auf: Beal, Exercise; Villemin, Pouvoir d'ordre.

99 Wijlens, Kooperation von Laien, 35.

100 Vgl. Casutt von Batemberg, Rechtsstatus des Laien, 118–125.

101 Beispiele sind Äbte oder auch Äbtissinnen, vgl. Fürstenberg, «Ordinaria loci», 308–314.

102 Vgl. Wijlens, Kooperation von Laien, 35.

103 Wijlens, Kooperation von Laien, 35.

104 Wijlens, Kooperation von Laien, 35.

529 § 2; 652 § 4; 796 § 2 CIC/83).[105] Im Amt des kirchlichen Laienrichters oder der Laienrichterin ist es Laien auch möglich, Anteil an der Jurisdiktion zu haben:[106] «Die Bischofskonferenz kann die Erlaubnis geben, daß auch Laien als Richter bestellt werden, von denen einer bei der Bildung eines Kollegialgerichtes herangezogen werden kann, soweit eine Notwendigkeit dazu besteht.» (can. 1421 § 2 CIC/83) Es gibt auch Frauen, die Kirchenrichterinnen sind und dadurch Jurisdiktion ausüben.[107] Jedoch fällen sie die Urteile nicht allein. In der Kirchengeschichte gab es bereits Frauen mit Jurisdiktionsgewalt. Im Mittelalter verfügte die Äbtissin von Herford über quasibischöfliche Jurisdiktion. Sie konnten über ihre Gebiete Gericht halten, Recht sprechen, Steuern einziehen und das Vermögen verwalten. Auch die Äbtissin des am Jakobsweg liegenden Klosters Las Huelgas verfügte über quasibischöfliche Jurisdiktion.

Zum Zeitpunkt, als das neue Kirchenrecht in Kraft trat, wirkten Laientheologen bereits über ein Jahrzehnt in der Pfarreiseelsorge der Schweizer Bistümer. Die Schweizer Laientheologen forderten eine klarere Stellungnahme des Vatikans zu ihrem Dienst in der Kirche. 1984, ein Jahr nach der Veröffentlichung des neuen Codex Iuris Canonici, kam es zu einem Treffen zwischen Schweizer Laientheologen und dem Papst Johannes Paul II. in Einsiedeln. Die Laientheologen unterbreiteten dem Papst drei Anliegen: erstens, dass die Gesamtkirche die neuen Dienste der Laientheologen bestätigt; zweitens, dass neue Einsatzmöglichkeiten für Ständige Diakone und Laientheologen geschaffen werden, «indem ihnen unter bestimmten Voraussetzungen die Ordination zum Priester erteilt wird»[108]; drittens, «dass Frauen in den verschiedenen kirchlichen Berufen anerkannt werden und dass ihnen der Zugang zu weiteren kirchlichen Diensten ermöglicht wird»[109]. 1987 fand im Vatikan eine Bischofskonferenz über die Berufung und Sendung der Laien in Kirche und Welt statt. Die Ergebnisse wurden im Schreiben *Christifideles laici*[110] festgehalten. Es bekräftigt, dass Hirten Laien Aufgaben anvertrauen können, «wenn es

105 Vgl. Loretan, Laien im pastoralen Dienst, 317; Riedel-Spangenberger, Sendung in der Kirche, 266, verweist auf can. 519; 529 § 2 CIC/83.

106 Vgl. Hahn, Das kirchliche Richteramt, 136.

107 Loretan, Diakonat der Frau, 136.

108 Graf, Treffen mit dem Papst.

109 Graf, Treffen mit dem Papst.

110 Papst Johannes Paul II., Nachsynodales Apostolisches Schreiben *Christifideles laici*, zitiert als CL.

zum Wohl der Kirche nützlich oder notwendig ist» (CL 23). Für den Rahmen dieser Vertrauensübergabe verweist das Dokument auf das geltende Kirchenrecht.

In der Zwischenzeit erarbeiteten die Schweizer Bischöfe aus den Weisungen des Kirchenrechts eine neue Rahmenordnung für die Ausbildung zum Dienst als Pastoralassistent oder Pastoralassistentin in der Schweiz.[111] Darin wurde das Berufsbild der Pastoralassistentinnen und Pastoralassistenten spezifiziert, auch in Abgrenzung zur neuen Rahmenordnung für die Ausbildung zum Dienst als Priester in der Schweiz,[112] die ebenfalls 1988 erschien. Eingeführt wurde ein Nachdiplomstudiengang, der nach dem Theologiestudium eine berufsspezifische Ausbildung zur Pastoralassistentin oder zum Pastoralassistenten vorsah. Der Nachdiplomstudiengang heisst im Bistum Chur Pastoraljahr und dauert ein Jahr. Im Bistum Basel und im Bistum St. Gallen wird er Berufseinführung genannt und umfasst zwei Jahre. Das Bistum Basel bietet die Berufseinführung in Zusammenarbeit mit der Theologischen Fakultät Luzern an, das Bistum Chur arbeitet mit der Theologischen Hochschule Chur zusammen. In der französischsprachigen Schweiz bietet das Centre Catholique Romand de Formations en Eglise (CCRFE)[113] ebenfalls eine Begleitung in den «premières années de ministères» an. Während der Ausbildung arbeiten die angehenden Pastoralassistentinnen und -assistenten in einer Pfarrei und werden begleitet durch eine Betreuungsperson vor Ort.

2.5 Predigtbefugnis von Laien

Der Codex Iuris Canonici von 1983 ermöglicht es Laien, unter bestimmten Umständen zu predigen: «Zur Predigt in einer Kirche oder einer Kapelle können, nach Maßgabe der Vorschriften der Bischofskonferenz und vorbehaltlich von can. 767, § 1, Laien zugelassen werden, wenn das unter bestimmten Umständen notwendig oder in Einzelfällen als nützlich angeraten ist.» (can. 766 CIC/83) Der Predigtdienst ist eine Befugnis

111 Vgl. Schweizer Bischofskonferenz, Rahmenordnung für die Ausbildung zum Dienst als Pastoralassistent oder Pastoralassistentin.

112 Schweizer Bischofskonferenz, Rahmenordnung für die Ausbildung zum Dienst als Priester.

113 Vgl. Roth, CCRFE.

(*facultas* nach can. 764 CIC 1983), die der Priester im Einzelfall delegieren kann (can. 766 CIC/83), beispielsweise an eine «Katechetin in einem Kindergottesdienst»[114].

Die Kongregation für den Gottesdienst und die Sakramentenordnung veröffentlichte im Jahre 2004 die Instruktion *Redemptionis Sacramentum*[115], die ein Predigtverbot für Laien in der Eucharistiefeier proklamiert:

> «Das Verbot der Zulassung von Laien zur Predigt innerhalb der Meßfeier gilt auch für die Alumnen der Seminare, für Studenten der theologischen Disziplinen und für jene, die als sogenannte ‹Pastoralassistenten› eingesetzt sind, sowie für jedwede Art, Gruppe, Gemeinschaft oder Vereinigung von Laien.» (Redemptionis Sacramentum 66)

Begründet wird dies damit, dass der Tisch des Wortes nicht vom Tisch des Brotes getrennt werden soll. Es ist das erste Mal, dass Pastoralassistenten in einem weltkirchlichen Dokument erwähnt werden. Der zelebrierende Priester kann den Predigtdienst «einem konzelebrierenden Priester oder manchmal, wenn dies angebracht erscheint, auch einem Diakon übertragen, niemals aber einem Laien» (Redemptionis Sacramentum 64). Für Laien besteht die Möglichkeit, Zeugnis abzulegen. Dies sollen sie ausserhalb der Messe oder nach dem Schlussgebet tun, damit keine Gefahr einer Verwechslung mit der Predigt in der Messe besteht (Redemptionis Sacramentum 74).

Nach den Weisungen der Schweizer Bischofskonferenz können Pastoralassistentinnen und -assistenten, die eine bischöfliche Beauftragung (Missio canonica) haben und im Seelsorgedienst stehen, in Absprache mit dem Pfarrer oder zelebrierenden Priester ein Predigtwort oder eine Meditation statt einer Homilie halten, um die meist älteren und immer weniger werdenden Priester vom Predigtdienst, der eine sorgfältige und längere Vorbereitung benötigt, zu entlasten:[116] «Gemäss c. 764 ist für den Predigtdienst eine entsprechende *facultas* (Befugnis) nötig, die geweihten Amtsträgern aufgrund ihrer Weihe zukommt, die aber eingrenzbar und ent-

114 Schweizer Bischofskonferenz, Beauftragte Laien, 25, Fussnote 22, nimmt Bezug auf can. 764 CIC/83.

115 Vgl. Kongregation für den Gottesdienst und die Sakramentenordnung, Instruktion *Redemptionis Sacramentum*.

116 Vgl. Schweizer Bischofskonferenz, Beauftragte Laien, 25.

ziehbar ist. Eine *facultas* ist im Gegensatz zu einer *potestas* (Vollmacht) grundsätzlich auch an Laien delegierbar. Im Falle der Predigt kann dies ein Pfarrer im Einzelfall tun, etwa für eine Katechetin in einem Kindergottesdienst. Die Übertragung der *facultas* zum regelmässigen Predigtdienst an Laientheolog/inn/en bleibt jedoch Aufgabe des Bischofs.»[117]

Die Missio canonica des Bistums Chur hatte bis ins Jahr 2021 den Zusatz «Mit dieser Beauftragung ist keine Predigterlaubnis innerhalb der Eucharistiefeier verbunden»[118]. Diese wurde von Bischof Bonnemain gestrichen, stattdessen steht nun dort der generelle Verweis, dass sich die Beauftragung nach den geltenden kirchenrechtlichen Vorgaben richte.[119]

2.6 Wortgottesdienste und Kommunionfeiern

Da es immer schwieriger wurde, für jeden Sonntag einen Priester für eine Eucharistiefeier zu finden, begannen Pastoralassistentinnen und Pastoralassistenten sonntägliche Wortgottesdienste anzubieten.[120] Auch die Liturgiekonstitution des II. Vatikanischen Konzils, Sacrosanctum Concilium, hält fest, dass die Wortgottesdienste an Sonntagen zu fördern sind, wo keine Priester zur Verfügung stehen.[121] Doch, wie auch das Bistum Basel feststellte, fehlte den Gläubigen der Kommunionempfang: «Viele Gläubige haben Mühe, die Wortgottesfeiern als sonntägliche Gemeindegottesdienste anzunehmen und erwarten wenigstens den Kommunionempfang, um Christus trotzdem zu empfangen.»[122] Der Wunsch nach Kommunionempfang sei «erfreulich. Er spricht für den Glauben der Menschen an die fortdauernde Gegenwart des Leibes Christi im eucharistischen Sakrament.»[123] Das Bistum Basel sieht die Problematik so: «Herauslösung des Kommunionempfangs aus dem eucharistischen Geschehen oder gar eine Verwechslung der sonntäglichen Wortgottesfeier mit Kommunionspen-

117 Schweizer Bischofskonferenz, Beauftragte Laien, 25, Fussnote 22.

118 Rauch, Bischof Joseph Bonnemain, 20.05.2021.

119 Vgl. Rauch, Bischof Joseph Bonnemain.

120 Vgl. Aufderbeck, Sonntagsgottesdienst ohne Priester, 91.

121 Vgl. II. Vatikanisches Konzil: Die Konstitution über die heilige Liturgie *Sacrosanctum Concilium*, zitiert als SC, hier SC II. Nr. 35.4.

122 Bistum Basel, Eucharistiefeier, 21.

123 Bistum Basel, Eucharistiefeier, 21.

dung mit der Eucharistiefeier selbst»[124]. «Kommunionfeiern sind dort zulässig, wo an Sonn- oder Feiertagen am gleichen Tag keine Eucharistiefeier möglich ist.»[125] Damit sich die Gemeinde dessen bewusst ist, werden folgende Erinnerungsworte vorgeschlagen: «Letzten Sonntag hat unsere Gemeinde Eucharistie gefeiert und etwas vom eucharistischen Brot aufbewahrt; wenn wir jetzt Christus in diesem eucharistischen Brot empfangen, sind wir hineingenommen in das Geheimnis des Todes und der Auferstehung, das in der Eucharistie gefeiert wurde.»[126] Oder in einem Pastoralraum: «Heute feiert der Priester unseres Pastoralraumes Eucharistie in … [Ort]. Auch unsere Pfarrgemeinde ist in diese Eucharistie hineingenommen und im Leib Christi mit den anderen verbunden. Daher werden wir die hl. Kommunion empfangen.»[127]

Dies kann begleitet werden von symbolischen Handlungen wie der Anbetung vor der Kommunionspendung oder einer Prozession vom Tabernakel aus. Kommunionfeiern sollen nur durchgeführt werden von Laien, die entsprechend geschult und sich der Besonderheiten bewusst sind. Während der Eucharistie können die Hostien, die zu einem späteren Zeitpunkt bei einer Kommunionfeier geteilt werden, mit einem speziellen Segensgebet nach dem Hochgebet ausgesendet werden.[128]

Die Konstitution über die Liturgie Sacrosanctum Concilium des II. Vatikanischen Konzils hält fest, dass die Liturgie der Höhepunkt sei, «dem das Tun der Kirche zustrebt und zugleich die Quelle, aus der all ihre Kraft strömt» (SC 10). Im heiligen Opfer der Eucharistie «vollzieht sich das Werk unserer Erlösung» (SC 2) auf ganz besondere Weise, es ist Ausdruck und Offenbarung des Mysteriums Christi (SC 2). Christus ist gegenwärtig, «wenn die Kirche betet und singt» (SC 7), wegen der Zusage: «Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen.» (Mt 18,20). Christus ist gegenwärtig durch die Schrift: «Gegenwärtig ist er in seinem Wort, da er selbst spricht, wenn die heiligen Schriften in der Kirche gelesen werden.» (SC 7) Bei Priestermangel spricht sich das Dokument für Wortgottesdienste aus: «Wortgottesdienste an den Vorabenden der höheren Feste, an Wochentagen im Advent oder in der

124 Bistum Basel, Eucharistiefeier, 22.

125 Bistum Basel, Eucharistiefeier, 22.

126 Bistum Basel, Eucharistiefeier, 22.

127 Bistum Basel, Eucharistiefeier, Wortgottesfeier, Kommunionfeier, Agapefeier, 22.

128 Vgl. Bistum Basel, Eucharistiefeier, Wortgottesfeier, Kommunionfeier, Agapefeier, 23.

Quadragesima sowie an den Sonn- und Feiertagen, besonders da, wo kein Priester zur Verfügung steht; in diesem Fall soll ein Diakon oder ein anderer Beauftragter des Bischofs die Feier leiten.» (SC 35)

In der Apostelgeschichte zeigt sich das Wirken Gottes durch Worte: «‹Als sie das hörten, durchschnitt es ihr Herz. Sie sagten zu Petrus und den übrigen Aposteln: ‹Was sollen wir tun, Brüder?› und sie liessen sich taufen.›» (Apg 2,37–41) Das Hören der Worte diente zur Vorbereitung für die Taufe (Apg 8,14f; 8,26f). Beim Hören des Wortes Gottes kam der Heilige Geist auf die Menschen herab, sogar vor der Taufe mit Wasser (Apg 10,44).[129]

Worte bewirken etwas in denjenigen Menschen, die Jesus begegnen. Die Betonung der Wirkung des Wortes verleiht den Wortgottesdiensten eine neue Stellung. In Wortgottesdiensten, auch von Laien gehalten, wirkt die Botschaft Jesu. Dies gibt Laien mehr Möglichkeiten bei der Gottesdienstgestaltung, denn auch wo keine Eucharistie angeboten werden kann, ist Christus im Wortgottesdienst gegenwärtig in der Schrift (SC 7). Der Rückgang der Priesterzahlen wirkte sich auf die Gottesdienstformen und auf die Organisation der Pfarreien aus.

3. Gemeindeleitung durch Laien in der Schweiz

Wegen des Rückgangs der Priesterzahlen war es nicht mehr möglich, in jeder Pfarrei einen Priester vor Ort einzusetzen.[130] Immer mehr Pfarrstellen blieben vakant, und im Jahre 1977 wurde erstmals in der Schweiz ein Laientheologe als Nachfolger eines Pfarrers eingesetzt. In der Gemeinde Strengelbach im Kanton Aargau im Bistum Basel folgte Josef Borer-Schmid auf Pfarrer Benedikt Dopple. Im Personalverzeichnis wurde Josef Borer als Pfarreihelfer bezeichnet.[131] In den darauffolgenden 15 Jahren wurden im Bistum Basel immer mehr vakante Pfarrstellen mit Laientheo-

129 Vgl. Bistum Basel, Eucharistiefeier, Wortgottesfeier, Kommunionfeier, Agapefeier, 19.

130 Zur Abnahme der Priesterzahlen vgl. Bünker/Husistein, Diözesanpriester in der Schweiz.

131 Folgendes stützt sich auf Angaben des Archivars des Bistums Basel, der dankenswerterweise ein Dossier zusammengestellt und zur Verfügung gestellt hat.

logen und Diakonen besetzt. Im Personalverzeichnis wurden sie aufgeführt als Laientheologe mit besonderer Verantwortung für die Pfarrei.[132]

Die erste Frau in der Gemeindeleitung war Rita Bausch. Sie übernahm 1983 die Nachfolge eines Pfarrers in einer unbesetzten Pfarrstelle im Bistum Basel. Sie wurde als Leiterin der Seelsorgestelle Birrfeld eingesetzt, die zur Pfarrei Windisch im Kanton Aargau gehörte. Die Leitung einer eigenständigen Pfarrei übernahm erstmals im Jahre 1988 eine Frau, als der Bischof von Basel in Obergösgen im Kanton Solothurn Sr. Hildegard Schallenberg die besondere Verantwortung für eine Pfarrei, in der es keinen Pfarrer gab, übertrug.[133] Damals gab es die Bezeichnung Gemeindeleiterin oder Gemeindeleiter noch nicht. Die Frauen der ersten Generation der Gemeindeleiterinnen waren meist Ordensfrauen oder verheiratete Frauen, die zusammen mit ihrem Mann eine Gemeindeleitung übernahmen. Die Frauen werden in den ersten Personalstatistiken nicht separat als Gemeindeleiterinnen aufgeführt, sondern unter die Laien gezählt.

Der Titel Gemeindeleiterin oder Gemeindeleiter wurde offiziell 1992 eingeführt. Bischof Otto Wüst des Bistums Basels beschloss, dass Theologen, die einer Pfarrei vorstehen, im ganzen Bistum einheitlich als Gemeindeleiterin oder Gemeindeleiter bezeichnet werden sollen.[134] Die Bezeichnung blieb umstritten. Kardinal Koch schrieb später in seiner damaligen Funktion als Bischof des Bistums Basel, dass die Bezeichnung «GemeindeleiterIn» problematisch sei, denn sie «verdunkelt nämlich die Tatsache, dass einem Diakon, einem Laientheologen oder einer Laientheologin nicht die ganze Gemeindeleitung anvertraut werden kann, sondern dass er/sie Anteil habe an ihr»[135]. Laien können trotz der Bezeichnung nur in einem sehr begrenzen Rahmen Leitung ausüben. Mit der Zeit

132 Nach Angaben des Archivars des Bistums Basel.

133 Nach Angaben des Archivars des Bistums Basel. Diese basieren hauptsächlich auf Protokollen diverser diözesaner Gremien und auf den Personalverzeichnissen der Diözese Basel. Vgl. Corradini, Pastorale Dienste im Bistum Basel.

134 Protokoll der Personalkommission vom 29.10.1992, Angabe des Archivars des Bistums Basel.

135 Kurt Koch: In der Verantwortung für unser Bistum. Brief an die Mitbrüder im diakonalen und priesterlichen Dienst und an die Seelsorgerinnen und Seelsorger, aus Solothurn an Pfingsten 1998, 38, zitiert, in: Loretan, Pastoralassistentinnen und Pastoralassistenten in der Schweiz, 86.

folgten andere Schweizer Bistümer dem Beispiel des Bistums Basels und setzten Laien in der Gemeindeleitung ein.

Tabelle 1: Gemeindeleitung durch Laien und Priester, 1990

Bistum	Pfarrer am Ort	Gemeinden ohne Pfarrer am Ort				Total
		Betreut von einem nicht ortsansässigen Priester	Leitung durch einen Diakon	Leitung durch Laientheologen	Leitung vakant	
Basel	416	72	17	25	0	530
St. Gallen	118	25	0	0	0	143
Chur	274	63	3	1	0	341
Lugano	124	129	0	0	0	253
LGF*	218	70	0	0	2	290
Sion	123	31	0	0	0	154
St. Maurice	5	1	0	0	0	6
Insgesamt	1278	391	20	26	2	1717

* LGF: Bistum Lausanne-Genf-Freiburg
Quelle: Zulehner/Kerkhofs, Europa ohne Priester, 32.

Es zeigt sich, dass vor allem deutschsprachige Bistümer in der Schweiz Laien in der Gemeindeleitung einsetzten. Im italienischsprachigen Bistum Lugano gibt es keine Leitung durch Laien, während im Jahre 1990 im Bistum Basel 25 Pfarreien von Laientheologen geleitet wurden und im Bistum Chur eine.

Bis 1995 stieg im Bistum Basel die Anzahl von Laientheologen in der Gemeindeleitung von 25 auf 52. Dies ist eine Verdoppelung im Zeitraum von fünf Jahren. Die Statistik unterscheidet Laientheologen nicht nach dem Geschlecht.

Zahlen zum Geschlechterverhältnis lassen sich aus der Umfrage des Ausschusses der Laientheologen von 1995 aufzeigen, die vor einem Gespräch mit dem Bischof von Basel durchgeführt wurde.[136] Von 280 ver-

136 Das Gespräch von Laientheologen mit dem Bischof des Bistums Basel fand an der Tagung vom 28./29. Mai 1995 zum Thema «Kirchlicher Dienst ohne sakramentale Beauftragung in einer sakramental verfassten Kirche» statt. Vgl. Gerber, Ungleichheiten im Volk Gottes, 41–43.

schickten Fragebogen wurden 214 retourniert, was eine hohe Beteiligung von 76,4 % der Befragten darstellt.[137] Es wurden nur Laien befragt. Daraus ergab sich folgende Übersicht:

Tabelle 2: Verteilung der Funktionen nach Geschlecht, 1995

	Gemeindeleitung durch Laien	Pastoralassistenten/-innen	Spezialseelsorge durch Laien
Frauen	13	29	19
Männer	36	69	48

Quelle: Gerber-Zeder, Laientheolog(inn)en, 186.

Es zeigt sich, dass es bereits 1995 Frauen in der Gemeindeleitung gab, wobei es fast dreimal so viele männliche Laien in dieser Position gab. Der Ausschuss der Laientheologen war ein diözesanes Gremium des Bistums Basels,[138] so sind diese Zahlen auf die befragten Laientheologen des Bistums Basels zu beziehen, die sich an der Umfrage beteilig haben

Andere deutschsprachige Bistümer in der Schweiz folgten dem Vorbild des Bistums Basels und setzten ebenfalls Laien in der Gemeindeleitung ein. Oft geschah dies, bevor die entsprechenden Rahmenpapiere geschrieben wurden. So veröffentlichte das Bistum Chur erst im Jahre 2005 eine Regelung zu Gemeindeleiterinnen und Gemeindeleitern im Bistum Chur.[139] Voraussetzung für diesen Dienst sind die «Treue zum Evangelium und zur Kirche»[140] sowie der Abschluss des Pastoraljahres und mindestens drei Jahre Berufserfahrung in der Gemeindepraxis unter der Leitung eines Pfarrers in einer Pfarrei (davon mindestens ein Jahr im Bistum Chur). Dazu kommen der Besuch eines Gemeindeleiterkurses[141]

137 Vgl. Gerber, Ungleichheiten im Volk Gottes, 41–43.

138 Vgl. Corradini, Pastorale Dienste im Bistum Basel, 391–393.

139 Bistum Chur, Richtlinien.

140 Bistum Chur, Richtlinien, Art. 3.

141 Zurzeit wird für Gemeindeleitende eine Weiterbildung vom Theologisch-pastoralen Bildungsinstitut (TBI) angeboten. Der Kurs «Gemeinde leiten» besteht aus drei Modulen mit je vier Kurstagen. Zusätzlich führen die Bistümer für die Kursteilnehmenden ihres Bistums ein oder zwei eigene Ausbildungstage durch. Die anstellende Behörde, also die Kirchenpflege, ist gehalten, die Kursgebühren sowie Pensionskosten und Reisespesen zu übernehmen. Weitere Aufbau- und Vertiefungsmodule werden angeboten zu den Themen «Schritte zu einer spiri-

sowie spezifische Fortbildungen. Ernannt wird die Gemeindeleiterin oder der Gemeindeleiter durch den Bischof von Chur, der die Missio canonica für eine bestimmte Aufgabe in einer Pfarrei erteilt.[142] Ebenfalls beteiligt am Entscheid sind der Bischofsrat des Bistums Chur, der kirchenrechtlich verantwortliche Priester der Pfarrei, die Kirchenpflege und eine Pfarrwahlkommission. Die konkreten Zuständigkeiten der gemeindeleitenden Person hängen von den Gegebenheiten vor Ort ab. Bei Stellenbeginn werden die Zuständigkeiten der Angestellten im Pflichtenheft festgelegt. Dieses muss von mehreren Stellen genehmigt werden:

> «Das Pflichtenheft für die Gemeindeleiterin oder den Gemeindeleiter ist Bestandteil der Ernennung. Es wird vom Pfarradministrator oder vom verantwortlichen Priester, nach Anhörung des Dekans, in Zusammenarbeit mit der Anstellungsbehörde erstellt und vom Generalvikar approbiert.»[143]

In «*besonderen Situationen* (etwa im Falle von kleineren Pfarreien mit erheblichen materiellen Schwierigkeiten)»[144] können organisatorische Aufgaben an Laien übergeben werden, die keine Pastoralassistentinnen oder -assistenten sind. Sie werden Seelsorgehelferinnen oder Seelsorgehelfer genannt. Die Einsetzung dieser Personen benötigt ebenfalls die Zustimmung des Bischofsrates.[145] In kleinen Pfarreien kann auch die Sekretärin oder der Sekretär, eine Sakristanin oder ein Sakristan, ein Mitglied des Pfarreirates oder ein Gemeindemitglied als Kontaktperson vor Ort eingesetzt werden. Diese Person leitet die Informationen an die zuständige Stelle weiter und ist dem Berufsgeheimnis verpflichtet.[146] Mit zunehmendem Personalmangel werden immer mehr Aufgaben Nichttheologinnen und Nichttheologen übergeben; die Verfügbarkeit vor Ort ist dabei das entscheidende Kriterium und nicht die Ausbildung.

---

tuell geprägten Leistungskultur», «Migrationssensible Pastoral», «Freiwillige gewinnen, qualifizieren und begleiten – Aufbaumodul für Gemeinde leiten» und «Update Teamleitung». Vgl. TBI, Gemeinde leiten.

142 Vgl. Bistum Chur, Richtlinien, Art. 8.

143 Bistum Chur, Richtlinien, Art. 11.

144 Bistum Chur, Richtlinien, Art. 7 (Hervorhebung im Original).

145 Vgl. Bistum Chur, Richtlinien, Art. 7.

146 Vgl. Bistum Chur, Richtlinien, Art. 11.

3.1 Ausserordentliche Taufspendung

Im Zusammenhang mit einem neuen Taufpastoralkonzept wurde im Jahre 1995 die ausserordentliche Taufvollmacht für Pastoralassistentinnen und Pastoralassistenten und Spezialseelsorgerinnen und Spezialseelsorger im Bistum Basel eingeführt. Die ausserordentliche Taufvollmacht wurde auch Frauen übertragen. Bischofsvikar Max Hofer sah dies als Zeichen der «Wertschätzung der Mitarbeit von Frauen im besonderen Auftrag der Kirche»[147]. Die Vollmacht ist auf ein bestimmtes Einsatzgebiet und auf eine bestimmte Zeit beschränkt und ermöglicht Seelsorgenden die Begleitung von jungen Familien in der Gemeinde.

Die ausserordentliche Taufvollmacht für Nottaufen bei Geburten hat eine lange Tradition. Ordensfrauen und Hebammen üben diese Praxis aus, wenn unklar ist, ob der Säugling überleben kann.[148] Ausserordentliche Taufvollmachten für Laien in der Pfarreiseelsorge wurden im Bistum Basel seit 1989 erteilt, jedoch nur in Einzelfällen.[149] Die ausserordentliche Taufvollmacht wird begründet mit dem Kirchenrecht, das besagt:

> «Ist ein ordentlicher Spender nicht anwesend oder verhindert, so spendet die Taufe erlaubt der Katechist oder jemand anderer, der vom Ortsordinarius für diese bestimmt ist, im Notfall sogar jeder von der nötigen Intention geleitete Mensch; die Seelsorger und vor allem der Pfarrer müssen sich angelegen sein lassen, die Gläubigen über die rechte Taufweise zu belehren.» (can. 861 § 2 CIC/83)

Die ausserordentlichen Vollmachten erteilt der Ortsbischof (can. 134 CIC/83). Die Regelungen der Taufvollmacht des Bistums Basel, die 2013 erstellt und 2019 revidiert wurden, sehen die Möglichkeiten der ausserordentlichen Taufspendung durch Gemeindeleiterinnen und Gemeindeleiter vor:

> «2. Gemeindeleiter, die nicht Diakon sind, und Gemeindeleiterinnen erhalten mit der Missio canonica für die ausserordentliche Leitungsaufgabe (can. 517

147 Hofer M., Ausserordentliche Taufvollmacht, 262.

148 Die Synode von Mainz beschloss 1233 und die Synode von Trier 1277, Hebammen im Vollzug der Taufe zu unterrichten. Dazu wurde die Taufformel vom Lateinischen in die Landessprache übersetzt. Vgl. Gubalke/Kölle, Hebamme, 62.

149 Vgl. Hofer M., Ausserordentliche Taufvollmacht, 259.

> § 2 CIC) die generelle ausserordentliche Beauftragung zur Taufspendung (can. 861 § 2 CIC) mittels Dekrets. Sie gilt für die Dauer der jeweiligen Missio canonica.»[150]

Eine ausserordentliche Taufvollmacht wird schriftlich durch den Bischof oder Bischofsvikar erteilt.[151] Sie bleibt eine Ausnahmeregelung, die meist für die Dauer einer Vakanz erteilt und wieder entzogen wird, wenn ein priesterlicher Mitarbeiter oder Pfarrer die Vakanz beendet.

Die gesamtschweizerische Bischofskonferenz sieht seit 2005 ebenfalls die Notwendigkeit von ausserordentlichen Taufspendungen von Laien in Einzelfällen nach can. 230 § 3 und 861 § 2, welche die Taufspendung durch Laien in Notsituationen erlauben.[152] Ist ein Priester nur für kurze Zeit wegen Abwesenheit oder Krankheit verhindert, empfehlen die Bischöfe, mit einer postbaptismalen Salbung im Gemeindegottesdienst die Aufnahme in die Gemeinschaft der Kirche vorzunehmen.[153]

3.2 Ausserordentliche Trauvollmacht für den Einzelfall

Im Jahre 1991 veröffentlichte die Sakramentenkongregation des Vatikans den Ordo celebrandi matrimonium[154] zur Feier der Eheschliessung. Dieser sieht die Möglichkeit für eine Eheassistenz durch Laien in Einzelfällen:

> «25. Wo Priester und Diakon fehlen, kann der Diözesanbischof – nach vorausgegangener Empfehlung der Bischofskonferenz nach Erhalt der Erlaubnis des Apostolischen Stuhls – Laien zur Eheassistenz delegieren. Es ist ein geeigneter Laie auszuwählen, der in der Lage ist, die Brautleute zu unterweisen und die Trauungsliturgie in rechter Weise zu feiern [31]. Er erfragt den Ehekonsens der Eheschließenden und nimmt ihn im Namen der Kirche entgegen [32].»[155]

150 Bistum Basel, Taufpastoral, 5.

151 Vgl. Bistum Basel, Pastoralraum (2018), 4.

152 Vgl. Schweizer Bischofskonferenz, Beauftragte Laien, 27.

153 Vgl. Schweizer Bischofskonferenz, Beauftragte Laien, 28.

154 Vgl. Congregatio de Cultu Divino et Disciplina Sacramentorum: Ordo celebrandi matrimonium.

155 Die Feier der Trauung in den katholischen Bistümern des deutschen Sprachgebietes, Nr. 25, Fussnote 31: vgl. CIC can. 1112; Fussnote 32: vgl. can. 1108, § 2.

In der lateinischen Fassung des Ordo celebrandi matrimonium findet sich ein Abschnitt über die Eheassistenz durch Laien,[156] die in der offiziellen deutschen Veröffentlichung, die von den deutschsprachigen Bistümern genehmigt wurde, fehlt.[157] Daraufhin erbat Hansjörg Vogel, Bischof von Basel, 1994 beim Vatikan die ausserordentliche Vollmacht zur Eheassistenz durch Gemeindeleitende. Sein Nachfolger, Bischof Kurt Koch, war optimistisch, dass das Bistum Basel diese erhalten würde: «Wir haben bereits die Taufvollmacht für Gemeindeleiterinnen und Gemeindeleiter; und ich hoffe, dass wir die Trauvollmacht noch im Mai 1996 von Rom erhalten werden.»[158] Die Antwort aus dem Vatikan steht bis heute aus.[159]

Die Schweizer Bischofskonferenz sieht seit 2005 die «Delegation der Eheassistenz an Laien weniger problematisch als die Taufdelegation»[160], da es nach dem Verständnis der lateinischen Kirche weniger um die Spendung des Ehesakraments als um die qualifizierte kirchliche Zeugenschaft geht.[161] Formdispensen, in denen Laien die Eheassistenz vollziehen, ist bei gemischtkonfessionellen Ehen eher möglich. Dass Laien eine Trauung vornehmen, sieht die Schweizer Bischofskonferenz bei zwei katholisch Getauften nicht vor. Handelt es sich um eine konfessionell gemischte Eheschliessung, kann diese vom Bischof als gültig anerkannt werden, auch wenn die kanonische Formpflicht nicht eingehalten wird, da bereits ein zivil rechtsgültiger Ehekonsens zur Anerkennung der sakramentalen Ehe genügt.[162]

Die Bischöfe können eine ausserordentliche Trauvollmacht für den Einzelfall erteilen. Im Bistum Basel gibt es die Möglichkeit, beim Offizialat dafür anzufragen, das in Einzelfällen darüber entscheidet, ob Gemeindeleiterinnen oder Gemeindeleiter für eine Trauung, die in ihrer Pfarrei

156 Vgl. Congregatio de Cultu Divino et Disciplina Sacramentorum: Ordo celebrandi matrimonium, Caput III: Ordo celebrandi Matrimonium coram assistente laico.

157 Vgl. Die Feier der Trauung in den katholischen Bistümern des deutschen Sprachgebietes.

158 Zitiert nach Hofer M., Ausserordentliche Taufvollmacht, 263.

159 Vgl. Corradini, Pastorale Dienste im Bistum Basel, 325.

160 Schweizer Bischofskonferenz, Beauftragte Laien, 28.

161 Vgl. Schweizer Bischofskonferenz, Beauftragte Laien, 28.

162 Vgl. Schweizer Bischofskonferenz, Beauftragte Laien, 28; Fussnote 23 verweist auf das Dekret Tametsi des Konzils von Trient, in: Denzinger/Hoping/Hünermann, Kompendium der Glaubensbekenntnisse und kirchlichen Lehrentscheidungen, §§ 1813–1816.

stattfindet oder in einer Pfarrei des Pastoralraumes, eine ausserordentliche Trauvollmacht erhalten.[163] Eheassistenzen, die von Laien ohne die Vollmacht des Bischofs vollzogen werden, können wegen eines Formfehlers als ungültig bezeichnet werden; dies spielt vor allem bei einem Ehenichtigkeitsverfahren eine Rolle.

3.3 Die Gemeindeleitung im Spannungsfeld von Laien und Diakonen

Die Möglichkeit der Diakonenweihe für Männer, die nicht das Ziel haben, eine Priesterweihe zu erlangen, sondern zum Ständigen Diakon geweiht zu werden, gibt es seit dem II. Vatikanum auch für verheiratete Männer. Im Bistum Basel kam es 1976 zur ersten Weihe eines verheirateten Mannes in der Schweiz. Bischof Anton Hänggi weihte in der St.-Nikolaus-Kirche in Brugg Willi Zuber zum ersten Ständigen Diakon der Schweiz. Bei der Weihe sagte der Regens und Leiter des Priesterseminars in Luzern, Otto Moosbrugger: «Eigentlich müssten alle Laientheologen, die im allgemeinen seelsorgerlichen Dienst in Gemeinden stehen, in die sakramentale Ordnung aufgenommen werden. Wir stehen hier in einer etwas langwierigen und mühsamen Entwicklung des kirchlichen Amtes und seiner Strukturen. Vielleicht ist die heutige Diakonatsweihe ein Schritt vorwärts.»[164] Die Diakonenweihe ist eine Eingliederung in das sakramentale Amt der Kirche, doch mit, laut Kardinal Koch, dem Nachteil, dass das Diakonat nur Männern vorbehalten sei und dass «die fehlenden Priester letztlich nicht durch Diakone, sondern nur durch Priester ersetzt werden können»[165]. Durch den Empfang der Diakonenweihe wird man nach can. 266 § 1; 1009 § 1 CIC/83 zum Kleriker. Die Diakonenweihe verheira-

163 Vgl. Bistum Basel, Offizialat: Ehe, 2; can. 1142 CIC/83; Bistum Basel, Pastoralraum (2018), 4.

164 Röm.-Kath. Kirchgemeinde Brugg, Ohne Laien keine Kirche, 180, mit Bezug in Anm. 4 auf: AvKG: A.3.01.3. Tischrede Lorenz Schmidlin und Regens Otto Moosbrugger; Aargauer Volksblatt, 31.05.1976, Porträt Willi Zuber im Badener Tagblatt, 26.05.1976.

165 Koch, Zusammenhang von Gemeindeleitung und liturgischem Leitungsdienst, 84.

teter Männer ist ein Vorteil gegenüber Frauen, die sich nicht zur Ständigen Diakonin weihen lassen können. Nach den Regelungen der Schweizer Bischöfe dürfen Ständige Diakone die Assistenz bei der kirchlichen Trauung vornehmen, Taufen spenden und Predigen.[166]

In den letzten zwanzig Jahren hat sich die Anzahl der Ständigen Diakone im Bistum Chur mehr als verfünffacht.[167] Dass sich immer mehr Laientheologen zu Ständigen Diakonen weihen lassen, stösst bei Pastoralassistentinnen auf Unmut.[168] In einem Interview mit der *Neuen Zürcher Zeitung* (NZZ) stört sich die Pastoralassistentin Tanja Haas daran, dass die Diakone mehr verantwortungsvolle Aufgaben zugeteilt bekommen, obwohl sie dieselbe Ausbildung haben wie Pastoralassistentinnen und Pastoralassistenten. Sie begründet dies damit, dass die Ständigen Diakone eine sicherere Stellung haben, «weil sie zum Klerus gehören»[169]. Aus Solidarität mit den Frauen auf die Diakonenweihe zu verzichten, ist für den ebenfalls im NZZ-Interview befragten Diakon Dietmar Laubscher keine Option, mit der Begründung: «Bei der Diakonenweihe geht es um eine Berufung und nicht um einen politischen Entscheid des Kandidaten.»[170] Durch die Diakonenweihe erhalten Bewerber für Gemeindeleitungsstellen Vorteile gegenüber Mitbewerberinnen oder Mitbewerbern ohne Weihe, da Diakone mehr Befugnisse haben und für die Anstellungsbehörde damit attraktiver sind. Die Diakonenweihe fördert dadurch Aufstiegschancen, von denen Frauen ausgeschlossen sind. So haben denn die meisten Ständigen Diakone in den Personalverzeichnissen eine Leitungsfunktion. Das Amt des Diakonats ist noch wenig definiert. Diakone in der Schweiz entwickeln ihr Selbstverständnis in Abgrenzung zum Priester und zum Pastoralassistenten und zur Pastoralassistentin und suchen dabei ihre eigene Rolle.

166 Vgl. Schweizer Bischofskonferenz, Beauftragte Laien, 16–17. Vgl. auch: Bistum Chur, Normvorlage für das Pflichtenheft des Gemeindeleiters/der Gemeindeleiterin; Bistum Basel, Pastoralraum (2018), 3.

167 Vgl. Herren, Pastoralassistentinnen fühlen sich als Lückenbüsserinnen, in: NZZ Online, 07.02.2011.

168 Vgl. Gemeindeleiterin Monika Schmid im Interview: Herren, Pastoralassistentinnen, NZZ Online.

169 Herren, Pastoralassistentinnen, NZZ Online.

170 Herren, Pastoralassistentinnen, NZZ Online.

3.4 Pfarrwahl der Gemeindeleiterin und des Gemeindeleiters in der Schweiz

In einigen Regionen der Schweiz können sich Gemeindeleiterinnen oder Gemeindeleiter zur Pfarrwahl durch die Kirchgemeinde aufstellen lassen. Die Pfarrwahl folgt in jeder kantonalen Landeskirche einem anderen Prozedere.[171] Sie ist eine Möglichkeit für die Gemeindemitglieder, ihren Unmut oder ihre Zustimmung für die Person auszudrücken.

Der Zeitraum, für den eine Person gewählt wird, unterscheidet sich je nach Kanton: In den Kantonen Aargau und Luzern sind es vier Jahre, im Kanton Basel-Landschaft fünf, im Kanton Bern sechs Jahre. Im Kanton Tessin gibt es keine Pfarrwahlen, einzig der Bischof kann einen Pfarrer absetzen oder einsetzen.[172]

Im Jahr 2000 wurde der Bischofsrat des Bistums Chur angefragt, ob sich gemeindeleitende Laien zur Wahl stellen dürfen. Der Bischofsrat verneinte mit der Begründung: «Der Gemeindeleiter / Die Gemeindeleiterin verfügt jedoch über keine eigene Jurisdiktionsvollmacht oder über andere Pfarrrechte; er/sie übt ihre Leitungsvollmachten immer nur kraft einer Delegation durch den Diözesanbischof aus. Deshalb können sie weder im kirchenrechtlichen noch im staatskirchenrechtlichen Sinn als Pfarrer gelten, und das Privileg der Volkswahl der Pfarrer (Präsentationsrecht der Gemeinde) kann auf sie keine Anwendung finden. Der Bischofsrat sieht sich gegenwärtig weder befugt noch veranlasst, diese Sachlage zu ändern.»[173] Anders entschied die Synode der Zürcher Landeskirche neun Jahre später in der neuen Kirchenordnung. Nach der Kirchenordnung der katholischen Landeskirche des Kantons Zürich aus dem Jahr 2009 werden Pfarrer für sechs Jahre gewählt (Art. 58 § 1) und Diakone, Pastoralassistentinnen oder -assistenten mit Gemeindeleitungsfunktion für drei Jahre (Art 59 § 1).[174]

171 Vgl. für folgende Übersicht: Institut für Religionsrecht/Institut de droit des religions/Institut of Religious Laws, Dokumentation kantonaler und Landeskirchlicher Erlasse betreffend Pfarrwahlen und Wahl von Gemeindeleiterinnen in der römische-katholischen Kirche (2009).

172 Vgl. Repubblica e Cantone Ticino, Manuale per le Parrocchie, 6–8.

173 Bistum Chur: Mitteilung des Bischofsrats, Volkswahl (2000).

174 Vgl. Katholische Kirche im Kanton Zürich: Kirchenordnung.

Die Regelungen der Seelsorgeeinheiten des Bistums St. Gallen sehen vor, dass sich nur noch der kirchenrechtlich verantwortliche Priester und nicht die Pfarreiverantwortlichen zur Wahl stellen sollen.[175] Dies ist auch im Bistum Basel üblich, auch wenn es dazu keine rechtliche Rahmenordnung zur Pfarrwahl gibt. Doch in den Regelungen der kantonal organsierten Landeskirchen besteht immer noch die Möglichkeit, Gemeindeleiterinnen und Gemeindeleiter zu wählen. Die Amtsdauer bei der Wahl der Gemeindeleiterin, des Gemeindeleiters oder des Pfarrers durch die Kirchgemeindeversammlung variiert zwischen drei und sechs Jahren und wird von der kantonalen Landeskirche festgelegt, zu der die Kirchgemeinde gehört. Im Kanton Basel-Landschaft beispielsweise sind es fünf Jahre.[176] Laien in der Gemeindeleitung werden nun aber kaum noch vorgeschlagen, da dies das Bistum in seinen Regelungen nicht mehr vorsieht. An der täglichen Arbeit änderte dies nichts, doch waren die Laien in der Funktion als Pfarradministratoren nun nicht mehr demokratisch legitimiert. Befragte Gemeindeleitende erzählten, dass sie nicht mehr zur Pfarrwahl antreten durften, da man vorhatte, die Pfarreien zu einem Pastoralraum zusammenzuschliessen. Würden sie von der Kirchgemeindeversammlung zur Gemeindeleiterin gewählt, könnte das den Prozess der Errichtung des Pastoralraums beeinflussen, denn durch die Errichtung des Pastoralraums würden sie von der Gemeindeleiterin zur Pastoralassistentin.

Die Nichtwahl eines Pfarrers oder einer Gemeindeleiterin oder eines Gemeindeleiters hat nicht automatisch die Kündigung des Arbeitsverhältnisses durch die Kirchenpflege zur Folge, jedoch fehlen der abgewählten Person der Rückhalt in der Pfarrei und die Legitimation, weshalb oft ein Stellenwechsel folgt. Oft führt eine Abwahl zu einer Spaltung in der Gemeinde, da ein Teil der Gemeinde hinter der Person steht und der andere nicht. Das führt zu einer schwierigen Ausgangslage für die nachfolgende Person in der Leitungsverantwortung.

Durch die Pfarrwahl entsteht eine demokratische Legitimation der Gemeindeleitenden. Die Pfarrei zeigt durch die Pfarrwahl, dass sie hinter der leitenden Person steht. Aber nicht in allen Pfarreien können sich Laien zur Pfarrwahl durch die Kirchgemeindeversammlung stellen. Auch

175 Vgl. Bistum St. Gallen: Seelsorgeeinheiten, Art. 12.6.

176 Vgl. Synode der Römisch-katholischen Landeskirche des Kantons Basel-Landschaft, Verfassung, § 49 Abs. 2.

nimmt nur ein kleiner Teil der Kirchgemeindemitglieder an der Kirchgemeindeversammlung teil. Sind Gemeindemitglieder unzufrieden mit dem Gemeindeleiter, der Gemeindeleiterin oder dem Pfarrer, haben sie die Möglichkeit, sie abzuwählen.

Es kann auch zu Interessenkonflikten kommen zwischen der Pfarrwahl und der Einsetzung durch den Bischof, wie sich am öffentlichen Fall Röschenz zeigte. Hier hielt die Kirchenpflege an Pfarrer Franz Sabo fest, obwohl ihm Bischof Koch im Jahr 2005 die Missio entzog.[177] Die Beauftragung erfolgte von einem Bischof, und der nächste Bischof ist nicht verpflichtet, der Person ebenfalls das Vertrauen auszusprechen. Kommt es zu einem Bischofswechsel, darf der neue Bischof die Beauftragungen neu vergeben und damit auch personelle Veränderungen vornehmen. Dies unterscheidet die Missio von den anderen Bindungen wie der Institutio, der Priesterweihe, der Diakonenweihe und der Jungfrauenweihe, deren Verbindungen auf Dauer und lebenslänglich angelegt sind und fortbestehen, wenn es zu einem Bischofswechsel kommt. Die Missio ist nur eine Beauftragung für eine bestimmte Aufgabe und keine lebenslängliche Beauftragung.

Für die Funktion der Gemeindeleitung oder Pfarrstelle erneuert der Bischof im regelmässigen Abstand von sechs Jahren die Missio. Stellen sich Gemeindeleitende oder Pfarrer zur Pfarrwahl, werden sie von der Kirchgemeindeversammlung gewählt. Diese unterschiedlichen Zeiträume können bei Entlassungen zum Problem werden. So wurde in der Innerschweiz ein Pfarrer von der Kirchgemeindeversammlung abgewählt, die Missio des Bischofs war aber noch gültig, da sie für sechs Jahre ausgestellt worden war. Zur Abwahl hiess es in der *Luzerner Zeitung*: «Im Mai 2014 wählte die katholische Kirchgemeindeversammlung den deutschen Geistlichen, zuvor als Pfarradministrator tätig, einstimmig zum Pfarrer. Ebenso einstimmig wählte sie ihn zwei Jahre später wieder ab, nachdem er ab August 2015 krankheitsbedingt arbeitsunfähig war und angeblich jeglichen Kontakt mit der Kirchgemeinde abblockte.»[178] Trotz seiner Abwahl blieb die Einsetzung bis Sommer 2020 durch den Bischof gültig; ohne Amtsenthebung durch den Bischof blieb er Pfarrer der Gemeinde. Die Entlassung durch die Kirchgemeinde wurde rechtlich

177 Vgl. SRF Play: Höhepunkte 2005, Kirchenstreit von Röschenz, 23.12.2005.

178 Herger, Obwaldner Regierung stützt Entlassung.

angefochten. Das Gericht hielt fest, der Arbeitsvertrag sei rechtmässig gekündigt worden. Die Beschwerde des Pfarrers gegen diesen Entscheid lehnte der Regierungsrat ab, mit der Begründung des Vertrauensentzugs: «Das Kirchenvolk hat dem Beschwerdeführer das Vertrauen entzogen, was dieser sich durch sein Verhalten selber zuzuschreiben hat.»[179] Das demokratische Gremium der Kirchgemeinde ist eine Möglichkeit, Vertrauen auszusprechen und zu entziehen. Ohne dieses Vertrauen ist ein Amt schwer zu legitimieren.

4. Veränderungen der Pfarreistrukturen in den Deutschschweizer Bistümern

In den letzten 20 Jahren wurden in den Deutschschweizer Bistümern Pfarreien zu grösseren Einheiten zusammengeschlossen. Jedes Bistum erarbeitete dafür eigene Konzepte. Für die Leitungsstrukturen wurden unterschiedliche Lösungen gefunden. Durch diese strukturellen Veränderungen verschwinden die Berufsbezeichnungen Gemeindeleiterin oder Gemeindeleiter. Die Änderung der Funktionsbezeichnung verändert das Selbstverständnis und die Aufgabenfelder der Betroffenen. Im Folgenden werden die neuen Funktionen und ihre Aufgaben dargestellt anhand der Weisungen der Bistümer. Anhand der Personalverzeichnisse der Bistümer werden Daten zur Anzahl und Verteilung von Leitungsaufgaben auf der Ebene von Pfarrei und überpfarreilichen Einheiten erhoben.

4.1 Bistum Basel: Leitungsverständnis in Pastoralräumen und Pfarreien

Das Bistum Basel ist mit einer Grösse von 12 585 km^2 das grösste Schweizer Bistum.[180] Im Jahr 2006 wurde der Pastorale Entwicklungsplan (PEP)[181] des Bistums Basel veröffentlicht. Dieser sieht vor, dass Pfarreien sich zu

179 Herger, Obwaldner Regierung stützt Entlassung.

180 Siehe in diesem Buch VI.5.2 Statistik Bistum Basel (Stand 01.03.2022), 288.

181 Vgl. Bistum Basel, Den Glauben ins Spiel bringen.

Pastoralräumen verbinden. Bezüglich der Leitungsverantwortung gibt es Unterschiede im Pastoralraummodell Typ A und Typ B.

Im Pastoralraummodell Typ B ist eine Person verantwortlich für die Leitung aller Pfarreien des Pastoralraums.[182] In den einzelnen Pfarreien wirken Kontakt- und Bezugspersonen oder Koordinatoren ohne Leitungsverantwortung.

Im Pastoralraummodell Typ A wird jede Pfarrei des Pastoralraums von einer Leitungsperson vor Ort geleitet, wobei auch kleinere Pfarreien zusammen eine Leitungsperson haben können.[183] Diese Person hat auch die Verantwortung für die Führung der Pfarreibücher, des Pfarreiarchivs sowie die korrekte Verwaltung der kirchlichen Gelder, dies sind: Kollekten aus den Gottesdiensten, Kerzen- und Antoniuskasse, Messstipendien, Jahrzeitenfonds, Zinsen von kirchlichen Geldern, Spenden, Gaben, Stiftungen und Legate.[184]

In beiden Modellen obliegt die ordentliche Leitung des Pastoralraums einem Priester in der Funktion des Pastoralraumpfarrers. Dafür sind 15 bis 30 Stellenprozent vorgesehen.[185] In der ausserordentlichen Leitung können entweder mehrere Priester zusammen einen Pastoralraum leiten, oder es kann ein Priester für mehrere Pastoralräume als leitender Priester eingesetzt werden. Eine weitere Möglichkeit ist, dass ein leitender Priester zusammen mit einer Pastoralraumleiterin oder einem Pastoralraumleiter einen Pastoralraum leitet. Dies kann ein Diakon, eine Theologin oder ein Theologe sein, angestellt mit 15 bis 25 Stellenprozent. Der leitende Priester, der zusammen mit der Pastoralraumleiterin oder dem Pastoralraumleiter leitet, übernimmt ebenfalls 15 bis 25 Stellenprozent. Die Verantwortlichkeiten des Pastoralraumleiters oder der Pastoralraumleiterin und des leitenden Priesters werden nach den Empfehlungen des Bistums folgendermassen aufgeteilt:

182 Vgl. Bistum Basel, Pastoralraum (2014); Bistum Basel, Statut der Pastoralräume Typ B.

183 Vgl. Bistum Basel, Statut der Pastoralräume Typ A, 1.

184 Vgl. Bistum Basel, Statut der Pastoralräume Typ A, 13–15.

185 Vgl. Bistum Basel, Statut der Pastoralräume Typ A, 2; auch für Folgendes.

Tabelle 3: Aufteilung der Verantwortlichkeiten bei der ausserordentlichen Leitung

Pastoralraumleiter/ Pastoralraumleiterin	Leitender Priester	Gemeinsame Verantwortlichkeiten
– Konzeption Religionsunterricht und Erwachsenenbildung (ohne Sakramentenkatechese) – Konzeption Diakonie (inklusive Konzeption Freiwilligenarbeit) – Konzeption der verschiedenen Felder der Kategorialseelsorge (z. B. Jugendarbeit, Seniorenarbeit) – Konzeption der Vernetzung der verschiedenen pfarreilichen Gruppierungen, kirchlichen Vereine und Verbände innerhalb des Pastoralraumes – Konzeption Ökumene – Konzeption Kommunikation – Leitung Pastoralraumteam (Strategiegruppe) – Vertretung des Pastoralraumes nach aussen (inklusive Vertretung im Gremium der Kirchgemeinden auf der Ebene des Pastoralraumes) – Förderungsgespräche mit allen mitarbeitenden Personen auf der Ebene des Pastoralraumes	– Konzeption Sakramentenfeiern – Vertretung im Gremium der Kirchgemeinden auf der Ebene des Pastoralraumes bei Traktanden, die Verantwortlichkeiten des leitenden Priesters betreffen – Förderungsgespräche mit den Pfarrern, den weiteren leitenden Priestern, die auf der Ebene der Pfarrei eingesetzt sind, und mit den mitarbeitenden Priestern auf der Ebene des Pastoralraumes	– Konzeption Sakramentenpastoral/ Sakramentenkatechese – Vorbereitung auf Sakramentenfeiern – Konzeption Liturgie (z. B. Gottesdienst-, Tauf-, Bussfeier-/ Beichtkonzept – Konzept für Beerdigungen für den gesamten Pastoralraum – Überprüfung und Anpassung des Organisationskonzeptes (inklusive Personalkonzept) – Konzeption Förderung kirchlicher Berufe – Koordination der liturgischen Einsätze innerhalb des Pastoralraumes

Quelle: Bistum Basel, Statut der Pastoralräume Typ A. Vgl. Bistum Basel, Statut der Pastoralräume Typ B.

Die Ernennung des Pastoralraumpfarrers, der Pastoralraumleiterin oder des Pastoralraumleiters und des leitenden Priesters geschieht durch den Bischof, in Absprache mit dem Personalamt des Bistums, dem Pastoralraumteam vor Ort und dem regionalen Bischofsvikariat und der Kirchenpflege. Die Leitung des Pastoralraumes wird unterstützt durch das Beratungsorgan einer Strategiegruppe, auch Pastoralraumteam genannt.[186] Die Leitung einzelner Fachbereiche wie Katechese oder Diakonie kann delegiert werden.

Anhand des Personalverzeichnisses der Diözese Basel aus dem Jahre 2022 wurde eine Übersicht erstellt zur Leitung von Pfarreien. Es ist dazu zu bemerken, dass eine Person mit der Leitung mehrerer Pfarreien beauftragt werden kann. Insgesamt besteht das Bistum Basel aus 483 Pfarreien und Pfarr-Rektoraten, die zusammengeschlossen sind zu 87 Pastoralräumen, 9 Unités pastorales, 1 Espace pastoral.[187]

Die folgende Aufstellung zeigt, wie viele Pfarreien durch Priester, Theologinnen, Theologen oder Diakone geleitet werden:

Tabelle 4: Leitung von Pfarreien im Bistum Basel, 2022

Pfarrei geleitet durch …	Anzahl	Anteil
Priester (ordentliche/ausserordentliche Leitung, inkardinierte Priester sowie Priester anderer Diözesen und Ordenspriester)	126	54 %
Theologinnen (mit und ohne Institutio)	33	14 %
Theologen (mit und ohne Institutio)	47	20 %
Diakone (inkardiniert und von anderen Diözesen)	28	12 %
Total	234	100 %

Quelle: Bistum Basel: Personalverzeichnis der Diözese Basel, 2022.
Vgl. Anhang 5.1 Personalstatistik Bistum Basel (Stand 01.03.2022), 286–287.

Nach dieser Statistik liegen 14 % der Leitung der Pfarreien des Bistums Basels bei Frauen, 86 % bei Männern (Priester, Diakone und Laientheologen). Die Leitung von Pfarreien durch Frauen ist eine Ausnahmeerscheinung.

186 Vgl. Bistum Basel, Statut der Pastoralräume Typ A, 6; vgl. Bistum Basel, Statut der Pastoralräume Typ B, 6.

187 Siehe in diesem Buch VI.5.2 Statistik Bistum Basel (Stand 01.03.2022), 288.

4.2 Pfarreibeauftragte in den Seelsorgeräume des Bistums Chur

Im Jahre 2010 wurde eine Rahmenordnung für Seelsorgeräume im Bistum Chur veröffentlicht.[188] Der Seelsorgeraum wird darin wie folgt bestimmt: «Der Seelsorgeraum ist ein kanonisch errichtetes Gebiet, in dem mehrere Pfarreien miteinander verbunden sind und einen gemeinsamen pastoralen Weg gehen. Die Pfarreien bleiben rechtlich selbständig, erfüllen jedoch ihre seelsorglichen Aufgaben arbeitsteilig.»[189] Die Rahmenordnung sieht keine Gemeindeleiterinnen und Gemeindeleiter mehr vor.

Als Leiter der Seelsorge eines Seelsorgeraumes wird ein Seelsorgeraumpfarrer als pastoraler Letztverantwortlicher eingesetzt. Er wird in allen Kirchgemeinden der Seelsorgeeinheit zur Pfarrwahl aufgestellt.[190] Der Seelsorgeraumpfarrer leitet auch die Teamsitzungen.[191] Das Seelsorgeraumteam besteht aus Pfarreibeauftragten, Pastoralassistentinnen, Pastoralassistenten, Vikaren oder Diakonen.

Eine Seelsorgeraumassistentin oder ein Seelsorgeraumassistent kann den Seelsorgeraumpfarrer in der Leitung administrativ unterstützen. Besonders in grossen Pfarreien ist der organisatorische Aufwand gross. Um mehr Zeit für die Seelsorge zu haben, soll eine Leitungsassistenz ihn unterstützen. Die Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz (DOK) erstellte ein Ausbildungskonzept für diese neue Funktion, um das Berufsbild zu festigen.[192] Der erste Lehrgang begann im Herbst 2019 und wird vom Theologisch-pastoralen Bildungsinstitut (TBI) angeboten.[193] Darin werden theologische sowie administrative Fähigkeiten vermittelt.[194] Der Priester behält seine Befugnisse, Delegationsmöglichkeiten und Entscheidungsbefugnisse. Die Assistenz übernimmt die organisatorischen oder

188 Bistum Chur, Rahmenordnung für die Seelsorgeräume.

189 Bistum Chur, Rahmenordnung für die Seelsorgeräume, 10.

190 Vgl. Bistum Chur, Rahmenordnung für die Seelsorgeräume, Art. 4.4.

191 Vgl. Bistum Chur, Rahmenordnung für die Seelsorgeräume, Art. 2.8.

192 Vgl. Schweizer Bischofskonferenz, Communiqué 186. Sitzung der DOK, 19.11.2018.

193 Vgl. TBI, Leitungsassistenz.

194 Vgl. Katholische Kirche im Kanton Luzern, Neue Berufe in der katholischen Kirche; Bistum Basel, Bischöfliches Ordinariat, Generalvikar: Leitungsassistent/Leitungsassistentin Pastoralraum Führungstyp A.

administrativen Aufgaben der täglichen Arbeit. Dieses Modell wird immer beliebter, was die Zunahmen der Stelleninserate belegt.

Pfarreibeauftragte werden als «Ansprechperson für die Gläubigen der Pfarrei»[195] eingesetzt. Zur Erfassung der Zahl der Frauen unter den Pfarreibeauftragten im Bistum Chur wurde das Personalverzeichnis des Bistums aus dem Jahre 2022 herangezogen und die Funktionsbezeichnungen darin untersucht.[196] Daraus ergab sich folgende Zählungen:

Tabelle 5: Pfarreibeauftragte nach Geschlecht im Bistum Chur, 2022

Männlich	**Anzahl Pfarreien**
Seelsorger und Co-Leiter	1
Pfarreikoordinator	2
Pastoralassistent mit besonderem Auftrag in der Seelsorgeraumassistenz	1
Seelsorgehelfer mit besonderem Auftrag der Pfarreikoordination	1
Pastoralassistent und Pfarreibeauftragter	16
Diakon und Pfarreibeauftragter	21
Total	42
Weiblich	
Pastoralassistentin und Bezugsperson der Pfarrei	1
Pastoralassistentin und Pfarreibeauftragte	11
Total	12
Mann und Frau in solidum	
Pastoralassistentin und Pastoralassistent wirken in solidum	2

Quelle: Bistum Chur, Personalverzeichnis, 2022 (Stand: 01.01.2022).

Dabei ist zu beachten, dass eine Person auch als Verantwortliche in mehreren Pfarreien eingeteilt sein kann, wenn es sich um kleine Pfarreien handelt. Betrachtet man nur die weiblichen Pfarreibeauftragten, ist in 11 von 309 Pfarreien[197] des Bistums Chur eine Frau als Pfarreiverantwortliche tätig. Das entspricht 3,6 % der Pfarreien. Hinzu kommen zwei Pfar-

195 Bistum Chur, Rahmenordnung für die Seelsorgeräume, 7.

196 Vgl. Bistum Chur, Personalverzeichnis, 2022.

197 Vgl. Bistum Chur, Statistik, nimmt Bezug auf: Ecclesia Catholica, Annuario Pontificio 2019, 172.

reien, in denen ein Mann und eine Frau die Pfarrei in solidum leiten. Zählt man sie hinzu, so wirken 13 Frauen als Pfarreibeauftragte im Bistum Chur im Jahre 2022. Dies entspricht 4,2 % der Pfarreien. Auffällig sind die Unterschiede zwischen den Kantonen; im Kanton Graubünden finden sich keine Frauen in dieser Funktion.

13 Frauen in der Funktion der Pfarreibeauftragten gegenüber 43 Männern: Dieses Geschlechterverhältnis ist keinesfalls repräsentativ für ein Bistum mit 2 034 514 Katholiken.[198]

4.3 Pfarreibeauftragte und Teamkoordinatoren in den Seelsorgeeinheiten des Bistum St. Gallen

Im Bistum St. Gallen werden Pfarreien zusammengeschlossen zu Seelsorgeeinheiten.[199] Der Bischof beauftragt ein Team mit der Leitung einer Seelsorgeeinheit, nicht eine einzelne Person. Das Pastoralteam besteht aus Seelsorgenden mit bischöflicher Beauftragung.

Zur Pfarrwahl kann sich nur der kirchenrechtlich verantwortliche Priester der Seelsorgeeinheit stellen.[200] Jeder Pfarrei ist ein Seelsorgeraumpfarrer oder eine Pfarreibeauftragte oder ein Pfarreibeauftragter zugeteilt. Diese werden «vom regionalen Generalvikar nach Beratung im Seelsorgeraumteam und in Absprache mit der zuständigen staatskirchenrechtlichen Behörde bestimmt»[201]. Die Pfarreibeauftragte oder der Pfarreibeauftragte ist Ansprechperson für die Gläubigen der Pfarrei und wenn möglich in der Pfarrei wohnhaft. Pfarreibeauftragte werden in Absprache mit den Kirchenverwaltungsräten vor Ort bestimmt; infrage kommen eine Person mit Institutio, ein Diakon oder ein Priester.[202] Eine Institutio kann im Bistum St. Gallen eine Pastoralassistentin oder ein Pastoralassistent und eine hauptamtliche Katechetin oder ein hauptamtlicher Katechet erhalten.[203] Die Pfarreibeauftragten führen das Pfarrbüro und sind damit verantwortlich für das Sekretariatswesen, die pfarramtlichen Bücher und die Mess-

198 Siehe in diesem Buch VI.5.4 Statistik Bistum Chur, 2019, 290.
199 Vgl. für Folgendes: Bistum St. Gallen, Seelsorgeeinheiten (2012).
200 Vgl. Bistum St. Gallen, Seelsorgeeinheiten, Abs. 12.6.
201 Bistum St. Gallen, Seelsorgeeinheiten, Abs. 3.4.
202 Vgl. Bistum St. Gallen, Seelsorgeeinheiten, Abs. 7.1.
203 Vgl. Bistum St. Gallen, Seelsorgeeinheiten, Abs. 7.1.

stiftungen.[204] Einmal im Jahr prüft der kirchenrechtlich verantwortliche Priester die Führung der Pfarramtsbücher und der Messstiftungen. Die Verwaltung, aber nicht die Verantwortung, kann an das Sekretariat abgeben werden.

Im Bistum St. Gallen gibt es die Funktion der Teamkoordinatorin oder des Teamkoordinators. Diese Funktion kann vom verantwortlichen Priester oder einem anderen Pastoralteammitglied wahrgenommen werden. Das Pastoralteam besteht aus den Seelsorgenden und den hauptamtlichen Katecheten oder Katechetinnen mit einer Missio canonica. Eine Teamkoordinatorin oder ein Teamkoordinator wird vom Pastoralteam für die Dauer von zwei Jahren gewählt und kann unbeschränkt wiedergewählt werden. Er/sie leitet die Teamsitzung und erstellt die Traktandenliste. Entscheidungen werden vom Team getroffen, die Teamkoordinatorin oder der Teamkoordinator übernimmt dabei die Moderation und Organisation: «Die Teamkoordinatorin / der Teamkoordinator moderiert die Arbeit am Seelsorgekonzept, das Gespräch über die Zuteilung der Aufgaben und Zuständigkeiten, über die Ernennung der Ressortbeauftragten, Pfarreibeauftragten und Ansprechpersonen sowie über die Selbstorganisation des Pastoralteams.»[205] Das Bistum St. Gallen hat ein kollegiales Führungsmodell, in dem das Pastoralteam selber entscheidet, wer die Teamkoordination übernimmt. Die Funktion der Teamkoordinatorin gibt es nur im Bistum St. Gallen.

Tabelle 6: Teamkoordinatoren Bistum St. Gallen (Stand 01.11.2021)

	Teamkoordinatoren von Seelsorgeeinheiten Anzahl	Teamkoordinatoren von Seelsorgeeinheiten Anteil
Laien, Frauen	5	15 %
Laien, Männer	13	39 %
Kleriker*	15	46 %
Total	33	100 %

* Dazu werden in dieser Statistik auch Diakone gezählt. Vgl. Anhang 5.3 Statistik Bistum St. Gallen (Stand 01.11.2021), 289.

Quelle: Bistum St. Gallen: Personalstatistik des Jahres 2021, in: Bistum St. Gallen: Personalverzeichnis, 202–203.

204 Vgl. Bistum St. Gallen, Seelsorgeeinheiten, Abs. 9.1.

205 Bistum St. Gallen, Seelsorgeeinheiten, Abs. 4.3.

Im Personalverzeichnis des Jahres 2019 wurde noch rund ein Viertel aller Seelsorgeeinheiten von Frauen in der Funktion der Teamkoordination geleitet. Diese Zahl hat stark abgenommen, im Jahre 2021 sind nur noch 15 % der Teamkoordinatoren weiblich.

4.4 Pfarreiseelsorger und Pfarreiseelsorgerinnen

Laientheologen sind oft zerrissen zwischen ihrer eigenen Haltung, der Haltung der Kirche, die sie repräsentieren, und den Erwartungen der Gläubigen.[206] Dies äusserte sich auch in der Pfarrei-Initiative, die im Jahre 2012 in der Schweiz und in Österreich von Seelsorgenden und Sympathisanten unterzeichnet wurde. Die Initiative forderte die Priesterweihe für Frauen, die Erlaubnis für ausgebildete Laien, in der Eucharistiefeier zu predigen, und die Erlaubnis zum gemeinsamen Empfang der Kommunion auch für Nichtkatholiken.

Die Bistümer bemühen sich, die Pastoralassistenten in ihrem Berufsbild zu stärken. So sind die Bistümer dem Begehren der Pastoralassistenten nach einer anderen Berufsbezeichnung entgegengekommen. Im Bistum St. Gallen werden Pastoralassistentinnen und Pastoralassistenten seit Februar 2019 Seelsorgerinnen und Seelsorger genannt.[207] Im Bistum Basel werden Laientheologinnen und Laientheologen seit dem 1. August 2019 Theologin oder Theologe genannt, die, die in der Pfarrei tätig sind, Pfarreiseelsorgerin und Pfarreiseelsorger. Der Generalvikar des Bistums Basels, Markus Thürig, begründet die Änderung der Bezeichnung auch damit, dass «Laie» oft als «Nicht-Fachmann» verstanden wird,[208] was bei dieser Berufsgruppe nicht zutrifft. Bei der Bezeichnung Pfarreiseelsorger steht der Auftrag der Seelsorge in der Pfarrei im Vordergrund. Es ist eine Neubestimmung, nicht mehr die Abgrenzung zum Priestertum steht im Vordergrund, sondern die Funktion der Seelsorge und die Pfarrei.

206 Vgl. Müller, Zerreissprobe, 11, 15–19, 34–36, 38–39, 68.

207 Vgl. Stam, Auch Bistum St. Gallen verzichtet auf den Begriff «Pastoralassistent», 27.06.2019.

208 Ludwig, Bistum Basel verabschiedet sich vom «Laientheologen», 25.06.2019.

5. Fazit: Priester und Laientheologen suchen ihre (Berufs-)Identität

Die Kirchgemeinden finanzieren die Stellen der Pastoralassistentinnen und -assistenten. Seelsorgende sind sowohl der Kirchgemeinde, die sie anstellt, wie auch der Diözese, die die Missio canonica erteilt, verpflichtet. Dass man Laien immer mehr Verantwortung übergab, war eine Folge der kirchlichen Entwicklung nach dem II. Vatikanischen Konzil in den 1970er-Jahren. Diese waren geprägt von Explorieren: «Wir leben in einer Zeit, wo es einfach notwendig ist, im Mut zum Neuen und Unerprobten bis zur äussersten Grenze zu gehen, bis dorthin, wo für eine christliche Lehre und ein christliches Gewissen eindeutig und indiskutabel eine Möglichkeit, noch weiter zu gehen, einfach nicht mehr sichtbar ist.»[209] Karl Rahner postuliert, dass Christen das «Äusserste wagen müssen, um so zu bestehen, wie Gott es von uns verlangt»[210].

Auf den Prozess des Explorierens folgte ein Prozess der Normierung und der Regulation. War zu Beginn der Einführung der Laienämter die Atmosphäre geprägt von den Aufbrüchen des II. Vatikanischen Konzils, in denen es Freiräume zum Experimentieren gab, wurden nun schrittweise immer mehr Aufgabenbereiche normiert. Dies zeigte sich in einem Prozess der Verrechtlichung. Weisungen entstanden, in denen die Berufsbilder der Kirche weiter ausdifferenziert wurden. Pastorale Mitarbeitende, die bereits mehrere Jahrzehnte in der Kirche tätig waren, empfanden die zunehmende Normierung, die sich oft in Form von Verboten für sie äusserte, als Zurücksetzung. Sie fühlten sich gehindert, ihre Charismen auszuleben, statt in ihren Aufgaben gestärkt. Die Folge waren Interessenkonflikte und Proteste.

Übernahmen zu Beginn Pastoralassistenten die Aufgabe von Vikaren, führte der zunehmende Mangel an Priestern dazu, dass Gemeindeleitende die Rolle eines Quasipfarrers[211] übernahmen. Sie übernahmen viele Aufgaben, die durch eine Pfarrvakanz entstanden. Doch sie erhielten oft einen Auftrag, ohne die nötigen Befugnisse für diese Aufgabe zu erhalten, da sie Sakramente nicht oder nur mit ausserordentlichen Vollmachten spenden dürfen.

209 Rahner, Löscht den Geist nicht aus, 85.

210 Rahner, Löscht den Geist nicht aus, 85.

211 Vgl. Pastoralplanungskommission der Schweizer Bischofskonferenz, Seelsorgeberufe, 11.

In den letzten 20 Jahren vollzog sich ein Prozess der Reorganisation von Pfarreistrukturen. Die klassische Rolle des Pfarrers im Dorf gibt es mit dem Zusammenschluss von Pfarreien zu grösseren Einheiten nicht mehr. Neue Pfarreiorganisationen und unklare Aufgabenteilungen führen auch dazu, dass Laien und Priester verunsichert sind in ihrer Identität. Wer bin ich als Priester oder als Pastoralassistent oder Pastoralassistentin oder als Gemeindeleiter oder Gemeindeleiterin? Eine Identität wächst durch biografische Erfahrungen. Wie die für diese Studie befragten Gemeindeleiterinnen diese (Berufs-)Identität angenommen haben und welche Entscheidungen und Erfahrungen dafür prägend waren, wird in der folgenden empirischen Untersuchung herausgearbeitet.

II. Methodik der qualitativ-empirischen Studie

Empirie bedeutet vom Wortsinn her Rückgriff auf die Erfahrung.[212] Eine empirische Studie generiert Erkenntnisse durch die Analyse von Erfahrungen. Für diese Studie wurde ein qualitativer empirischer Ansatz gewählt. Qualitative Forschung fragt nicht nach Quantitäten, sie will nicht messen, sondern verstehen. Qualitative Forschung hat «den Anspruch, Lebenswelten ‹von innen heraus›, aus der Sicht der handelnden Menschen zu beschreiben»,[213] mit dem Ziel, soziale Wirklichkeiten besser zu verstehen und Abläufe, Deutungsmuster und Strukturmerkmale zu identifizieren.

Dafür wurden in dieser Studie biografische Erzählungen ausgewertet. Nach der Pastoraltheologin Stephanie Klein lässt sich Theologie nicht lösen vom «konkreten Handels- und Leidensprozess der Menschen»[214]. Jeder Mensch hat eigene glaubensspezifische Erfahrungen gemacht, die mitprägen, «wie der Mensch die Welt im Glauben wahrnimmt»[215]. Der einzelne Mensch hat immer nur «ein partielles, biographisch geprägtes subjektives Wissen»[216] über den gemeinsam geteilten Glauben. Der persönliche Glaube ist biografisch geprägt. Die Erfahrungen, die wir im Laufe unseres Lebens machen, prägen die persönlichen Glaubenserfahrungen und Glaubensinhalte. Die Bibel erzählt anhand von Biografien die Geschichte des Volkes Israel und das Wirken Jesu. Biografie ist darum ein wichtiges Narrativ in der Theologie. Nach Johann Baptist Metz erhebt lebensgeschichtliche Theologie das Subjekt ins dogmatische Bewusstsein

212 Vgl. Meyer-Blanck, Praktische Theologie, 5.
213 Flick/Kardorff/Steinke, Was ist qualitative Forschung?, 14.
214 Klein, Theologie und empirische Biographieforschung, 15.
215 Klein, Theologie und empirische Biographieforschung, 30.
216 Klein, Theologie und empirische Biographieforschung, 30.

der Theologie.[217] Zu den individuellen, persönlichen religiösen Lebenserfahrungen gehört auch die Erfahrung des Frauseins. In der Tradition werden mehr Glaubenserfahrungen von Männern überliefert.[218] Da die Glaubenserfahrungen von Frauen seltener schriftlich festgehalten wurden, geraten sie in der Tradition weiter in Vergessenheit. Eine empirische Befragung von Frauen gibt ihnen eine Stimme. In dieser Studie werden die Befragten aufgefordert, ihre Biografie zu erzählen, und so in ihrer Geschichtlichkeit erfasst.[219]

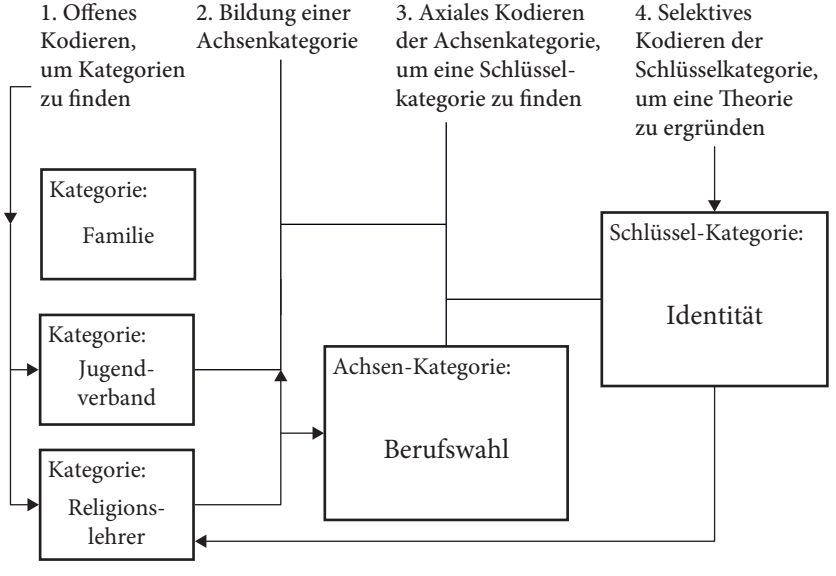
Durch das Erzählen der eigenen Biografie bildet sich eine narrative Identität.[220] Beim Erzählen werden einzelne Erlebnisse im Gesamtzusammenhang des Lebens gedeutet.[221] Durch individuelle Sinnarbeit[222] werden Ergebnisse geordnet wiedergegeben. In der Gegenwart wird erzählt, was als bedeutend erachtet wird.[223] Erzählt wird das subjektive Erleben. In der Erinnerung können Situationen anders sein, als sie einst erlebt wurden.[224] Bei der Rekonstruktion des Erlebten werden Gegebenheiten ausgeblendet, besonders betont oder ausgeschmückt. Die Bedeutung einer Erfahrung kann sich aus der heutigen Perspektive, wenn die Person die spätere Wirkung der Erfahrung kennt, ändern. Eine Autobiografie besteht aus verschiedenen Schichten, die aufeinandergelegt und dabei fortwährend überarbeitet werden.[225] Der gegenwärtige Kontext, in dem eine Biografie erzählt wird, beeinflusst die Erinnerung an die Vergangenheit.[226] Da die Befragten wussten, dass es bei dieser Studie um Gemeindeleiterinnen geht, erzählten sie ihre Biografie unter dem Blickwinkel dieser Thematik. Ihr Gegenüber, die Zuhörerin im Interview, war eine katholische Theologin; auch dieser Kontext beeinflusste die Erzählung.

217 Vgl. Metz, Glaube, 196.
218 Vgl. Klein, Theologie und empirische Biographieforschung, 25–26.
219 Vgl. Metz, Exkurs.
220 Vgl. Lucius-Hoene/Deppermann, Rekonstruktion narrativer Identität, 47–76.
221 Vgl. Lucius-Hoene/Deppermann, Rekonstruktion narrativer Identität, 284–288.
222 Vgl. Köbel, Identität, 129.
223 Vgl. Köbel, Identität, 129.
224 Vgl. Rosenthal, Erlebte und erzählte Lebensgeschichte, 148.
225 Vgl. Schütze, Biographieforschung, 285–286.
226 Vgl. Fischer-Rosenthal/Rosenthal, Narrationsanalyse, 148.

1. Die Methodik der Grounded Theory

Zur Analyse der Interwies folgte ich der Methodik der Grounded Theory, die eine Grundlage der qualitativen Sozialforschung bildet.[227] Begründer der Methodik sind die Soziologen Barney Glaser und Anselm Strauss, die in den 1960er-Jahren in den USA den Umgang mit Sterben und Tod in Krankenhäusern untersuchten.[228] In Zusammenhang mit ihrer Forschung haben sie die Methodik der Grounded Theory entwickelt.[229] Diese überprüft keine «vorgängig fixierten theoretischen Konzepte»[230], sondern bildet durch das Vergleichen von Konzepten neue Theorien, die in den Daten gründen (*grounded*).[231] Dazu werden Kategorien verglichen und in Beziehung gesetzt. Die durch das offene Kodieren gefundenen Kategorien werden Achsen-Kategorien zugeordnet. Diese Achsen-Kategorien werden weiter ausdifferenziert durch den Vorgang des axialen Kodierens, indem nun nicht mehr nach offenen, sondern selektiv nach der Achsen-

Diagramm 1: Angewendete Grounded Theory



227 Vgl. Strauss/Corbin, Grounded Theory, 25.
228 Vgl. Glaser/Strauss, Time for Dying.
229 Vgl. Strauss/Corbin, Grounded Theory, 25.
230 Kruse, Qualitative Interviewforschung, 44.
231 Vgl. Glaser/Strauss, The Discovery of Grounded Theory.

Kategorie gesucht wird. Dies wird so lange fortgeführt, bis eine Schlüsselkategorie gefunden ist. Um die Ausprägungen dieser Kategorie und das Verhältnis zu den Achsen-Kategorien besser zu verstehen, wurden die Transkripte nochmals nach diesen Kategorien selektiv kodiert.

Durch diesen Vorgang wird eine konzeptionelle Ordnung[232] erstellt.

Die Transkripte der Interviews wurden zunächst in Segmente gegliedert.[233] Segmente sind Erzähleinheiten in der Länge eines Gedankenganges von drei bis fünf Minuten. In einem Memo, das zu jedem Interview erstellt wurde, wurden die Segmente nacherzählt und somit auch abstrahiert.

In dieser Studie wurden die Segmente benannt mit einer Kategorie (engl. *code*) wie beispielsweise Familie und Berufseinstieg. Durch die Analyse der Schlüsselkategorie Identität wurden Unterkategorien – also Teilidentitäten, in dieser Studie auch Funktionen oder soziale Rollen genannt – identifiziert. Diese Kategorien überschneiden sich auch. So blieben Gemeindeleiterinnen Seelsorgerinnen, auch wenn sie Leitungsaufgaben übernehmen.

Das Konstrukt Identitäten wird durch die Zunahme von Lebenserfahrung und der Annahme von neuen Rollen zunehmend komplexer. Wie das folgende Schema zeigt:

Schema 1: Bildung von Identität

<table>
<tr><td rowspan="4">Identität bildet sich aus:</td><td colspan="2">– Sprache
– Geschlecht
– Familiensituation
– Religion oder Konfession</td></tr>
<tr><td>– Studien- und Berufswahl</td><td>– Pädagogin
– Sozialarbeiterin
– Theologin
etc.</td></tr>
<tr><td>– Anstellung als</td><td>– Pädagogin
– Pastoralassistentin
– Gemeindeleiterin</td></tr>
<tr><td>– Funktionen in sozialen Rollen</td><td>– Seelsorgerin
– Liturgin
– Verantwortliche
– Repräsentantin</td></tr>
</table>

232 Vgl. Strauss/Corbin, Grounded Theory, 17.

233 Vgl. Lucius-Hoene/Deppermann, Rekonstruktion narrativer Identität, 320–322.

Um herauszufinden, was diese Identitäten beinhalten, wurden die biografischen Erfahrungen verglichen, Thesen gebildet, überprüft, verworfen, verfestigt oder ausdifferenziert.[234]

Die Übergänge wie das Verlassen des Elternhauses, die Berufswahl, die Suche nach einer Arbeitsmöglichkeit nach dem Studienabschluss oder der Statuswechsel von der Pastoralassistentin zur Gemeindeleiterin wurden oft als krisenhaft erlebt. Nach dem Religionsphilosophen Romano Guardini kommt es bei jedem Übergang zu einem neuen Lebensalter zu einer Krise.[235] In Krisen geht es darum, Entscheidungen zu treffen, zwischen Alternativen zu wählen, die je ihre Vor- und Nachteile haben. Das Wort Krise stammt vom griechischen κρίσις und heisst so viel wie Meinung, Urteil, Beurteilung, Entscheidung. In Krisen zeigen sich nach dem Soziologen Ulrich Oevermann implizite Theorien (Deutungsmuster), die die Fähigkeit zur situationsübergreifenden Verallgemeinerung besitzen, da sie sich in der Unterdrückung beziehungsweise Auflösung von Krisen bewährt haben.[236] Diese impliziten Theorien werden in erneuten Krisen wieder angewandt, ohne dass sie jedes Mal wieder neu reflektiert werden. Diese Deutungsmuster, «krisenbewältigende Routinen, die sich in langer Bewährung eingeschliffen haben»,[237] gilt es zu identifizieren. Hierfür wurden Erklärungen und Deutungen an biografischen Wendepunkten der Befragten analysiert und verglichen.[238] Das geschah mittels Fragen an den Text, zum Beispiel: Wie erklärt die Befragte ihren Entscheid der Interviewerin? Wie reagiert oder agiert sie? Wie wird die Situation gedeutet von der Erzählerin? Wie werden Entscheidungen begründet? Welche Argumente werden genannt? Welche Handlungsstrategien zeigen sich? Welche Handlungsspielräume werden genutzt? Was waren die Möglichkeiten, und was hat die Person getan? Und wie begründet sie dies? Welche Handlungsstrategien (Agency)[239] hat die Befragte gewählt? Wie deutet sie die Entwicklungen? Wie deutet sie ihr eigenes Verhalten in den Krisen und an

234 Vgl. Strauss, Grundlagen qualitativer Sozialforschung, 65–68.

235 Vgl. Guardini, Die Lebensalter, 11. Krisenhaft ist das Loslösen der Familie, die Berufs- und Studienwahl, die Krise durch die Erfahrung, der Berufseinstieg und die *Krise durch die Erfahrung von Grenzen*. Vgl. ebd., 45–50.

236 Vgl. Oevermann, Die Struktur sozialer Deutungsmuster, 38.

237 Vgl. Oevermann, Krise und Routine.

238 Vgl. Schütze, Biographieforschung, 286.

239 Vgl. Mick, Das Agency-Paradigma.

den Lebenswendepunkten? Ist ein Deutungsmuster[240] erkennbar, das sich in Entscheidungssituationen wiederholt? Wie haben andere Befragte in der gleichen Entscheidungssituation reagiert?

Mittels Thesen zu Handlungsstrategien und Deutungsmustern der Befragten wurde zu jeder Biografie eine Fallstruktur gebildet. Diese wurde durch das Vergleichen mit anderen Interviews ausdifferenziert, verworfen oder spezifiziert. Dadurch wurden Motiv-Typen identifiziert.

Es zeigte sich, dass Vertrauen im Handeln und im Deuten von Lebensentscheidungen eine bedeutende Rolle spielten, insbesondere in Entscheidungssituationen. Zur Schlüsselkategorie des Vertrauens wurde mittels selektiven Kodierens nach weiteren Ausprägungen gesucht, um die Dimensionen des Vertrauens weiter auszudifferenzieren.[241]

In der Grounded-Theory-Methodik spielt die theoretische Sensibilität der forschenden Person eine wichtige Rolle.[242] Durch die Befassung mit der zur Thematik erschienenen Literatur entsteht ein «Bewusstseins für die Feinheiten»[243], der Deutung und der Gewichtung von Aussagen der Befragten.[244] Literatur hilft laut Strauss und Corbin, «über die Studie nachzudenken» und sie «in Gang zu setzen».[245] Literatur kann durch die «Wechselwirkung zwischen Lesen von Literatur und Analysieren»[246] Forschungsanregungen bewirken, in denen überprüft wird, ob die Theorien der Praxis standhalten oder neu konzipiert werden müssen.[247]

Meine persönliche Sensibilität als katholische Theologin beeinflussten ebenfalls den Forschungsablauf und die Forschungsergebnisse. In dieser Arbeit habe ich mich dazu entschieden, Zitate sprechen zu lassen. Die Stimme der Frauen kommt damit zu Wort. Dadurch werden ihre Erfahrung, ihre Haltung und ihre Deutung sichtbar.

240 Vgl. Strauss, Grundlagen qualitativer Sozialforschung, 65–68, insbesondere 65.
241 Vgl. Strauss, Grundlagen qualitativer Sozialforschung, 65.
242 Vgl. Strauss/Corbin, Grounded Theory, 25.
243 Strauss/Corbin, Grounded Theory, 25.
244 Vgl. Strauss/Corbin, Grounded Theory, 25.
245 Strauss/Corbin, Grounded Theory, 38.
246 Vgl. Strauss/Corbin, Grounded Theory, 38.
247 Vgl. zur Methodik des Regelkreislaufs: Zerfaß, Praktische Theologie, besonders 167.

2. Auswahl der Befragten und Übersicht über die Stichprobe

Für diese Studie wurden Frauen befragt, die in der Leitung in katholischen Pfarreien der Bistümer Basel, Chur und St. Gallen wirken oder wirkten. Je nach Bistum sind sie angestellt als Gemeindeleiterin, Pfarreiverantwortliche (und auch Teamkoordinatorin) oder Pastoralraumleiterin. Für diese biografische Studie wurden nur Frauen in diesen Positionen befragt, da es bei biografischen Entscheidungen geschlechtsspezifische Deutungsmuster gibt. Das soziale Geschlecht beeinflusst Entscheidungen und das Verhältnis der Geschlechter zueinander.[248] In einer Frauenbiografie zieht sich das Frausein durch die Erzählung wie ein roter Faden, während in Männerbiografien das Mannsein kaum erwähnt wird.[249] Frauen werden mit ihrem Frausein in verschiedenen Situationen ihres Lebens konfrontiert, insbesondere in der katholischen Kirche. Da diese Erfahrungen kaum untersucht sind, liegt der Fokus dieser Arbeit auf Erfahrungen von Frauen in der katholischen Kirche.

Die Interviews fanden von Dezember 2018 bis März 2019 statt. In diesem Zeitraum wurden 21 Interviews von mir geführt. Nach der Methodik des Theoretical Sampling[250] achtete ich auf eine möglichst breite und diverse Stichprobe. Durch das Vergleichen von möglichst unterschiedlich verlaufenden Biografien kann das Spezifische und Gemeinsame der Lebensläufe herausgearbeitet werden. Darum befragte ich Frauen verschiedenen Alters und verschiedenen Zivil- und Beziehungsstands aus verschiedenen Bistümern, die in der Stadt, auf dem Land und in Agglomerationen wirkten. Keine der Befragten war jünger als 47 Jahre, da sie nach einigen Jahren Berufserfahrung erstmals eine Gemeindeleitung übernahmen. Die Befragten arbeiteten als Gemeindeleiterinnen von 1990 bis heute, also wurden Gemeindeleiterinnen aus einer Zeitspanne von über 30 Jahren befragt. Gefunden habe ich die Befragten durch Kontaktdaten auf Pfarreiwebsites und durch die Vermittlungen von anderen Theologinnen.

Einige Angefragte befürchteten berufliche Konsequenzen und lehnten darum ab. Die Motivation der Befragten, die bereit waren für ein

248 Vgl. Dausien, Die biographische Konstruktion von Geschlecht, 267.

249 Vgl. Dausien, Erzähltes Leben, 64.

250 Vgl. Strauss, Grundlagen qualitativer Sozialforschung, 70.

Interview, war das gemeinsame Interesse an der Sache.[251] Sie unterstützen die Idee einer Publikation zu der Thematik, auch damit die Gemeindeleiterinnen sichtbarer werden.

Eine qualitative Studie kann nicht den Anspruch erheben, repräsentativ zu sein. Während bei einer statistischen quantitativen Erhebung die Repräsentativität der Stichprobe gegenüber der Grundgesamtheit eines der Gütekriterien ist, ist bei qualitativer Forschung die theoretische Relevanz entscheidend. Beim Theoretical Sampling werden Indikatoren gesucht, die theoretisch relevant sind, das heisst durch ihre Ausprägungen eine Theorie begründen.[252] Die Repräsentativität dieser Indikatoren wird dabei nicht im Verhältnis zur Grundgesamtheit untersucht, sondern ihre Auswirkungen auf den Einzelfall sind repräsentativ. Eine Stichprobe ist dann ausreichend, wenn eine Kategorie theoretisch gesättigt ist. Nach Anselm Strauss und Juliet Corbin besteht eine theoretische Sättigung, wenn:

1. keine neuen oder bedeutsamen Daten mehr in Bezug auf eine Kategorie aufzutauchen scheinen;
2. die Kategorienentwicklung dicht ist, insoweit als alle paradigmatischen Elemente einschliesslich Varianten und Prozess berücksichtigt wurden;
3. die Beziehungen zwischen Kategorien gut ausgearbeitet und validiert sind.[253]

Diese theoretische Sättigung war ab dem 15. Interview gegeben. Ich suchte dennoch weitere Interviewpartnerinnen mit unterschiedlichen Biografieverläufen, die sich noch nicht gezeigt hatten. Ich beendete die Stichprobe nach 21 Interviews.

Die folgende, chronologisch geordnete Übersichtstabelle zeigt, dass viele der Befragten Gemeindeleiterinnen Quereinsteigerinnen sind. In späteren Kapiteln wird auf die Befragten mit den anonymisierten Namen Bezug genommen. Zwecks Anonymisierung wurden die Altersangaben in der Tabelle und in den Einzelbiografien angepasst und auch die übrigen Angaben möglichst so gewählt, dass die Personen nicht identifizierbar sind.

---

251 Vgl. zu verschiedenen Motivationstypen: Schaupp, Der Pfarrgemeinderat, 94–98.

252 Vgl. Strauss/Corbin, Grounded Theory, 149.

253 Vgl. Strauss/Corbin, Grounded Theory, 159.

Tabelle 7: Die Befragten (geordnet nach Jahrzehnt der Geburt)

	Geboren im Jahrzehnt				Gemeindeleiterin im Jahrzehnt			Erstausbildung im Bereich	Herkunft
	1940–49	1950–59	1960–69	1970–79	1990–99	2000–09	2010–20+		
Eva	x					x		Pädagogik	DE
Gabi	x					x	x	Lehre (kaufmännisch)	CH
Madelaine	x				x			Pädagogik	CH
Sarah	x				x	x	x	Pädagogik	CH
Ida		x					x	Lehre (planerisch)	CH
Bea		x					x	Theologie	DE
Christine		x			x		x	Theologie	DE
Petra		x					x	Theologie	DE
Lea		x			x	x	x	Handelsschule	CH
Zoe		x				x	x	Theologie	DE
Ruth		x			x	x	x	Theologie	DE
Susanne		x			x	x	x	Geisteswissenschaften	CH
Anna			x				x	Theologie	CH
Diara			x			x	x	Theologie	DE
Vera			x			x	x	Theologie	CH
Helen			x			x	x	Lehre (sozialer Bereich)	CH
Klara			x				x	Theologie	DE
Tabea			x				x	Theologie	CH
Nina				x			x	Pädagogik	Süd-Ost-Europa
Olivia				x			x	Gemeindereferentin	DE
Manuela				x			x	Pädagogik	CH

3. Ablauf der Befragung

Die meisten Interviews fanden in einem Besprechungsraum oder Büro eines Pfarramts statt, drei in der Universität Luzern. Da ich, die Interviewerin, selbst katholische Theologin bin, entstanden schnell eine Vertrauensbasis und eine offene Gesprächsatmosphäre. Die Interviews wurden auf Schweizerdeutsch oder Hochdeutsch geführt.

Das Interview begann mit einer Reihe von Einstiegsfragen zu verschiedenen Themen:

> «In unserer Forschung geht es darum, dass wir Ihre Biografie anschauen. Wie ist es gekommen, dass Sie Gemeindeleiterin wurden? Wie war das in Ihrer Kindheit? Wurden Sie kirchlich geprägt? Haben Sie ministriert? Dann, bei der Berufswahl, war da Theologie ein Thema? Wann kam es zum Entscheid, Theologie zu studieren? Wie erlebten Sie das Studium? Wie haben Sie den Berufseinstieg erlebt? Wie haben Sie die Tätigkeit bei der Kirche erlebt? Wie ist es dann zur Gemeindeleitung gekommen? Wie erleben Sie es, Gemeindeleiterin zu sein?
> Ich lasse Sie jetzt einfach erzählen und werde Sie nicht unterbrechen, sodass Sie in den Erzählfluss kommen und erzählen können.»

Die Fragenreihe ist wie eine Gedankenreise aufgebaut. Dieser Fragestil hat den Vorteil, dass er dazu einlädt, die Biografie anders zu erzählen, als man es üblicherweise tut, bei einer Stellenbewerbung oder wenn man jemanden kennenlernt. Die gewählte Erzählaufforderung spricht gewisse Themen an und leitet dadurch die Erzählung auch in gewisse Richtungen, spricht Themen an wie das Ministrieren und beeinflusst so auch die biografische Erzählung. Die meisten Befragten wollten vorher die Fragen zugeschickt bekommen; daher handelte es sich nicht um eine klassische Stegreiferzählung, und die Auswertungsmethodik der Stegreiferzählung nach Fritz Schütze konnte nicht verwendet werden.[254] Mit der Fragenreihe wurden zwar Themen vorgegeben, doch stand es den Befragten frei, auf welche Fragen sie mehr oder weniger ausführlich eingehen wollten, und sie nutzten diese Freiheit auch. Sie setzten in der Beantwortung verschiedene Schwerpunkte und erzählten Lebensabschnitte unterschiedlich ausführlich. Persönliche biografische Wendepunkte wie zum Beispiel eine Schwangerschaft wurden teils erst im Nachfrageteil erwähnt. In ihrer Erzählung fokussierten sie sich auf ihre Berufsbiografie. Dies kann, unab-

254 Vgl. Schütze, Biographieforschung; Schütze, Kognitive Figuren.

hängig vom hier gewählten Fragestil, auch ein Zeichen der Professionalität der Befragten sein, Privates und Berufliches zu trennen. Durch das Vorgespräch und die Kontaktaufnahme wussten die Befragten auch, dass es in der Befragung um Gemeindeleiterinnen geht. Dies führte dazu, dass in der biografischen Erzählung ein Schwerpunkt auf diese Thematik gesetzt wurde. Ich habe den Begriff der Berufung[255] bewusst vermieden in der narrativen Erzählaufforderung, um als Interviewerin eine implizite Deutung der biografischen Verläufe nicht vorwegzunehmen.

Auf diesen Erzählimpuls reagierten die Befragten mit einer Narration von circa 20 bis 40 Minuten. Nach der autobiografischen Narration stellte die Interviewerin Verständnisfragen, und danach folgten einige spezifische Nachfragen zur Thematik der Gemeindeleiterin:

- «Was macht Ihnen Freude an der Tätigkeit als Gemeindeleiterin, und was ist eher schwierig?»
- «Was sind Ihre Aufgaben und Tätigkeiten als Gemeindeleiterin? Auch im Unterschied zu Ihrer Tätigkeit als Pastoralassistentin?»
- «‹Gemeindeleitung› – was ist dafür das Entscheidende? Was ist Ihnen besonders wichtig in dieser Aufgabe?»
- «Zur Leitung: Was verstehen Sie unter Leitung? Was ist Ihnen wichtig in der Leitung? Fällt Ihnen eine Situation ein, die Sie mit Leitung verbinden?»
- «Welche Theologie möchten Sie vermitteln?»
- «Was wünschen Sie sich für die Zukunft?»
- «Was motiviert Sie?»
- «Wo finden Sie Gott?»

Auf diese Fragen antworteten die Befragten mit einer Erzählung von 20 bis 30 Minuten. Insgesamt dauerte das ganze Interviewgespräch zwischen 40 und 90 Minuten. Durch das Gespräch entstand eine Vertrauenssituation, in der die Befragten, nachdem das Mikrofon abgestellt war, *off the record* weitererzählten. Diese Aussagen wurden für diese Studie nicht verwendet. Es zeigte aber, dass es den Befragten ein Bedürfnis war, sich über ihr Leben und ihre Erfahrungen mitzuteilen.

255 Anders die Studie von Andrea Qualbrink, die Frauen in Leitungspositionen in deutschen Ordinariaten/Generalvikariaten nach ihrer *Berufung* fragt. Vgl. Qualbrink, Frauen in Kirchlichen Leitungspositionen.

4. Anonymisierung und Transkription

Die aufgenommenen Interviews wurden von mir transkribiert. Dabei wurden auf Dialekt geführte Interviews ins Hochdeutsche übertragen. Direkte Zitate, die in dieser Arbeit verwendet werden, wurden geglättet für bessere Leseverständlichkeit.

Bei der Transkription wurden Namen und Orte anonymisiert. Die verwendeten Vornamen sind frei erfunden, auch die Altersangaben stimmen nicht exakt. Obwohl Namen und Orte anonymisiert wurden, bleiben Befragte identifizierbar für Personen, die ihren Lebensverlauf kennen. Bei Aussagen, die negative berufliche Konsequenzen für die Befragten haben könnten, habe ich darum auch den anonymisierten Namen nicht erwähnt. An der Befürchtung von negativen Konsequenzen zeigt sich auch, wie abhängig und unsicher die Situation von Frauen ist, die als pastorale Mitarbeiterinnen in der Kirche wirken. Das Vertrauen, das die Befragten mir entgegenbrachten mit der Erzählung von ihren persönlichen Erlebnissen, bedeutet für mich als Forscherin eine grosse Verantwortung. Etwaige Folgen der Publikation und der darin enthaltenen Aussagen der Befragten konnte ich zum Zeitpunkt des Schreibens der Dissertation schwer abschätzen.

Die Transkripte werden aus Datenschutzgründen nicht publiziert. Und für bessere Lesbarkeit werden keine Zeilenangaben zu den direkten Zitaten der Befragten gemacht. Bei der Interviewdurchführung wurde den Befragten zugesichert, dass die erhobenen Daten nicht weiterverbreitet und nur für diese Forschungsarbeit verwendet werden. Anonymität wurde den Befragten zugesichert.

III. Ergebnisse der empirischen Studie

Zunächst folgt eine Vorstellung der Interviewpartnerinnen anhand ihrer Kurzbiografien im Kapitel 1. Dann werden zentrale Kategorien der biografischen Entwicklung im Kapitel 2 («Bildung von Identität») dargestellt. Dabei werden die unterschiedlichen Erfahrungen der Befragten innerhalb dieser Kategorien herausgearbeitet. Im Kapitel 3 erfolgt eine Beschreibung der Funktionen der Gemeindeleiterin anhand der verschiedenen sozialen Rollen, in denen sie wirken. Die Ansichten, Strategien und Selbstverständnisse der Befragten in ihrer schwierigen Situation in der Kirche werden in den Kapiteln 4 und 5 untersucht und dargestellt. Im 6. Kapitel wird die Erkenntnis ausgearbeitet, dass Vertrauen sich als eine durchgängige Kategorie zeigt und eine wichtige Ressource in biografischen Übergängen ist.

1. Typisierung der biografischen Werdegänge zur Seelsorgerin

Die Biografien wurden nach Typen klassifiziert. Anhand der Motive für die Berufswege zur Seelsorgerin wurden vier Typen herausgearbeitet. Jeder der Befragten wurde ein Typ zugeordnet, wobei die Zuordnung nicht immer eindeutig vorgenommen werden konnte. Bei jedem Typus wird jede Biografie in verkürzter Form nacherzählt. Dabei liegt der Fokus darauf, zu rekonstruieren, wie die Befragten biografische Wendepunkte erlebten und wie sie die Situationen deuteten.

Unter den deutschstämmigen Befragten gibt es deutlich mehr Befragte, die direkt nach dem Abitur Theologie als erstes Studium studierten. Von den schweizerischen Befragten studierten nur zwei direkt nach der Maturität Theologie. Andere studierten Theologie nach intensiven Suchprozessen, nachdem sie als Quereinsteigerinnen bereits mehre

Jahre in der Kirche als Katechetinnen gearbeitet oder nachdem sie von der Berufsmöglichkeit als pastorale Mitarbeitende in der Kirche erfahren hatten.

1.1 Typ A: Innerhalb des katholischen Milieus als Frau die eigene Berufung suchen

Die Befragten dieses Typus wuchsen in ländlichen katholischen Gebieten in der Schweiz auf. Sie verbrachten ihr Leben in einer stark vom Katholizismus geprägten Gemeinschaft. Darin gab es zahlreiche Vereine und Verbände, wie den Schweizerischen Studentenverein katholischer Studenten, Jungwacht, Blauring und Kolping, die «für nahezu alle Bereiche des gesellschaftlichen und privaten Lebens eigene Institutionen ausbildeten. Geschaffen wurde ein spezifisch katholisches Milieu, das nach innen einen hohen Konformitätsdruck erzeugte, sich in religiös-sittlicher Hinsicht streng nach den Vorgaben der Kirche richtete und nach aussen selbstbewusste Geschlossenheit demonstrierte.»[256]. Aus diesem Milieu stammten die ersten Frauen, die in der Funktion der Pastoralassistentinnen und Gemeindeleiterinnen wirkten.

Sr. Madelaine (77): Gesellschaftliche Umbrüche führen zu neuen Aufgabenfeldern von Frauen in kirchlichen Institutionen

Madelaine wuchs in der Schweiz in einer katholischen ländlichen Region auf. Ihr Vater starb, als sie noch ein Kleinkind war. Ihre Mutter arbeitete als Schneiderin in Heimarbeit. Madelaine wollte nach den sechs obligatorischen Schuljahren die Sekundarschule besuchen. An der Entscheidung beteiligt waren auch ihre älteren Brüder, da der Vater verstorben war. Die Brüder standen der nahen Sekundarschule kritisch gegenüber; sie fanden die Schule zu aufgeschlossen und «das ist nicht gut für Mädchen»[257] (Madelaine). Madelaine schlug ein Internat vor, das weiter weg war, aber von Ordensfrauen geführt wurde. Gegen diese Schule hatten die Brüder

256 Bischof, Art. Katholizismus.

257 Die Transkripte werden aus Datenschutzgründen nicht publiziert, folglich werden bei direkten Zitaten keine Zeilenangaben gemacht.

nichts einzuwenden. Nach der Sekundarschule besuchte sie das Lehrerinnenseminar, das vom selben Orden geführt wurde. Ihre Brüder, die bereits berufstätig waren, unterstützten diese weitere Ausbildung, auch finanziell. Sie hatte eine Schulfreundin, die gern als Lehrerin arbeiten wollte, doch deren Freund drängte auf baldige Heirat. Madelaine zog daraus den Schluss, dass Berufsleben und Familie nicht vereinbar ist für eine Frau, dass man sich entscheiden muss. Nach dem Abschluss empfahlen ihr ihre Brüder, auch das Leben ausserhalb des Ordens kennenzulernen. Daraufhin arbeitete sie ein Jahr bei einer Familie als Haushaltshilfe. Nach dem Haushaltsjahr trat sie in den Orden ein. Sie unterrichtete am Lehrerinnenseminar, bis sie angefragt wurde, eine Stelle in einem Aussenposten des Ordens zu übernehmen. In der neuen Stelle arbeitete sie in einer Pfarrei und unterstützte den Pfarrer in sozial-diakonischen Aufgaben. Sie wurde mit Armut, Alkoholismus und häuslicher Gewalt konfrontiert und entschied sich, eine Ausbildung zur Sozialarbeiterin zu beginnen. Dies wurde ihr vom Orden gewährt. Während der Ausbildung arbeitete sie in einem Kinderheim des Ordens. Nach dem Abschluss wurde sie von einer Pfarrei als Sozialarbeiterin eingestellt. Als Sozialarbeiterin stellte sie fest, dass nach der Regelung von finanziellen und administrativen Dingen «einfach noch andere Anliegen gekommen waren, tiefer greifende, wo vielleicht ein Urvertrauen gefehlt hat, eine Not» (Madelaine). Als sie ihrer Ordensoberin davon erzählte, sagte diese, sie führe geistliche Gespräche, und ermöglichte ihr eine Ausbildung in der geistlichen Gesprächsführung.

An einem öffentlichen Vortrag der theologischen Fakultät traf sie einen Mann, der Theologie studierte, beruflich tätig war und Familie hatte. Von ihm erfuhr sie von der Möglichkeit eines berufsbegleitenden Theologiestudiums. Sie bat ihre Oberin, Theologie studieren zu dürfen. Die neue Oberin reagierte ablehnend, weil Madelaine mit ihrem Lohn aus der Pfarrei die anderen Schwestern mitfinanzierte und sie mittlerweile auch älter war. So fand Madelaine einen Weg, Theologie im kirchlichen Sonderprogramm zu studieren und in Teilzeit als Sozialarbeiterin in der Pfarrei zu arbeiten. Nach dem Abschluss arbeitete sie als Pastoralassistentin in verschiedenen Pfarreien und nahm mit der dritten Stelle eine Gemeindeleitung an. Als die Pfarrei mit den Nachbarpfarreien zusammengeschlossen wurde, wurden verschiedene Modelle der Organisation angedacht. Man entschied sich für das Organisationsmodell, nach dem sie in verschiedenen Pfarreien wirken sollte. Da sie keinen Führerschein hatte, sah sie für sich keine Möglichkeit zu bleiben. Sie gab die Stelle auf und ging zurück in den Orden. Zurzeit arbeitet sie im Archiv des Ordens.

Die Archivarbeit hatte sie in der Pfarrei gelernt, wo sie als Gemeindeleiterin für die Verwaltung des Pfarreiarchivs zuständig war.

Fazit: Madelaine verbrachte ihr ganzes Leben in kirchennahen Institutionen. Schulen mit katholischer Trägerschaft ermöglichten ihr eine höhere Schulbildung und das Erlernen des Berufs der Lehrerin. Innerhalb des Ordens fand sie Arbeit, und ihr wurde auch eine Ausbildung zur Sozialarbeiterin ermöglicht. Als Sozialarbeiterin der Pfarrei war Madelaine erstmals ausserhalb des Ordens angestellt. Auch wenn sie später als Pastoralassistentin nicht mehr innerhalb des Ordens arbeitete, war sie während ihrer ganzen Berufstätigkeit in kirchlichen Institutionen angestellt. Sie lebte verschiedene Charismen in ihrem Berufsleben. Sie war Lehrerin, Sozialarbeiterin und Seelsorgerin. Wegen der Abnahme der Arbeitskräfte aus dem Kloster überliess ihr Orden immer mehr pädagogisch-soziale Aufgaben dem Staat. So übernahm Madelaine auch Aufgaben ausserhalb des Ordens, und dadurch entstanden die Ressourcen, sich vermehrt der Seelsorge zuzuwenden und als Pastoralassistentin und Gemeindeleiterin zu wirken.

Sarah (77): Theologische Aufbrüche nach dem II. Vatikanischen Konzil und Entwicklung eines persönlichen Glaubens

Sarah sagt: «Ich war eigentlich immer im kirchlichen Milieu gewesen, ohne dass ich mir je überlegt habe, ob ich Theologie studieren will, das war gar nicht in Reichweite.» (Sarah) Sie machte in einem von Ordensfrauen geführten Institut die Lehrerinnenausbildung. Zur Begründung führt sie aus: «Ich habe den Beruf gewählt, der in meiner Familie üblich war. Wir waren alle Lehrer, und das durfte ich lernen.» (Sarah) Nach dem Abschluss arbeitete sie als Sekundarlehrerin in derselben Klosterschule, in der sie zuvor Schülerin war. Danach ging sie in die Mission. Ihr Bruder, ein Ordenspriester, vermittelte ihr die Möglichkeit, in einer katholischen Missionsschule in Afrika als Lehrerin zu arbeiten. Dort wurde sie im Alter von 25 Jahren mit Leid und Hunger konfrontiert: «Ich habe also wirklich den Boden suchen müssen.» (Sarah) Sie studierte, las und suchte nach Antworten, «die verhebet[258] im Leben.» (Sarah) Im Gespräch mit Priestern und Ordensleuten, die in der Missionsschule arbeiteten, reflektierte

258 Schweizerdeutsch für: Halt haben, Bestand haben.

sie ihren Glauben. In Bibelgruppen entwickelte sie einen persönlichen Zugang zur Bibel und lernte, ihren persönlichen Glauben auszudrücken. Es war die Zeit nach dem II. Vatikanischen Konzil; sie beschreibt die Stimmung so: «Das Konzil, das hat die Türen aufgemacht in einer Welt, wo ich fast erstickt bin.» (Sarah) Nach sieben Jahren in einer Missionsstation empfahl ihr der Bruder ein Buch von René Voillaume. Daraufhin trat sie in einen Orden ein, um mit den Ärmsten zusammenzuleben. Mit diesem Orden ging sie wieder nach Afrika. Sie war nun nicht mehr pädagogisch tätig, sondern arbeitete sozial-diakonisch mit den ärmsten Bevölkerungsschichten. Wiederum durch ihren Bruder erfuhr sie von einer Glaubensschule, die gegründet wurde, um Menschen aus verschiedenen Berufsgruppen eine theologische Ausbildung zu ermöglichen, damit sie in ihrer täglichen Arbeit als Seelsorgende wirken konnten. Sarah trat aus dem Orden aus, um an dieser Glaubensschule zu studieren. Da lebten Studierende und Dozenten aus der ganzen Welt in einer Lebensgemeinschaft zusammen. Nach dem Abschluss blieb sie fünf Jahre als Animatorin in diesem Institut und betreute die Studierenden. Als ihr Bruder sie auf eine freie Stelle in einer Pfarrei hinwies, die durch den Weggang eines Mitbruders von ihm frei wurde, bewarb sie sich dort für ein Praktikum. Nach dem Praktikum wurde sie als Pastoralassistentin eingestellt. In der Pfarrei merkte sie, dass es vielen Pfarreimitgliedern fremd war, persönlich über ihren Glauben zu sprechen. Erneut reflektierte sie, was der Glaube wirklich für sie bedeutete und wie sie dies in einer Sprache vermitteln konnte, die verstanden wird. Sarah arbeitete seit zwei Jahren in der Pfarrei, als in der Nachbarpfarrei eine Stelle frei wurde. Da der Pfarrer pensioniert wurde, entschied man, dass die Stelle auch für Laientheologen ausgeschrieben werden sollte. Die Idee war, eine Laientheologin oder einen Laientheologen anzustellen, als Kontaktperson für die kleinere Pfarrei und gleichzeitig Mitarbeiter/-in der Grosspfarrei. Diese Lösung war ein Kompromiss, da die Gemeindemitglieder nicht glücklich darüber waren, dass ihre Pfarrei in eine grössere eingegliedert wurde. Als Pastoralassistentin half Sarah dem Pfarrer, das Stelleninserat zu verfassen. Sie wies ihn darauf hin, dass die Stelle nur für einen Mann ausgeschrieben war, und fragte ihn: «Kann das auch eine Frau sein? Da hat er gelacht, Ja gesagt und das Inserat sofort geändert.» (Sarah) Sie sagte ihm, sie habe Interesse an der Stelle, unternahm aber keine weiteren Schritte. Erst als der Vorgesetzte sie aufforderte, sich zu bewerben, tat sie es und wurde von der Kirchenpflege eingestellt. Sarah erlebte es als schwierig, dass sie in der einen Pfarrei mitarbeitete und in der anderen die Leitung hatte. Sie forderte,

dass man das klarer trenne, und konzentrierte sich auf die Stelle als Gemeindeleiterin. Da es damals noch keine Gemeindeleiterkurse gab, machte sie einen Neupfarrerkurs. Sarah hatte zwanzig Jahre lang die Verantwortung für die Pfarrei, stets in der ungewissen Situation, ob diese Pfarrei weiterhin selbstständig bestehen werde. Die Menschen haben sich immer als eigene Pfarrei verstanden, auch wenn gewisse Anlässe zusammen mit der anderen Pfarrei veranstaltet wurden. In ihrer Zeit als Gemeindeleiterin baute sie viele Freiwilligengruppierungen auf; das soziale Engagement war ihr ein grosses Anliegen. Sie integrierte beeinträchtigte Kinder aus grösseren Pfarreien und ermöglichte ihnen die Erstkommunion. Da Sarah ihr Theologiestudium nicht an einer Universität, sondern an einem privaten Institut abgeschlossen hatte, war es zeitweise unsicher, ob ihre Missio canonica vom Bischof verlängert würde. Sie arbeitete einige Jahre über ihre Pensionierung hinaus, um den Umbau des Pfarrhauses zu begleiten und noch andere Projekte umzusetzen. Vor der Pensionierung ging sie zu ihrem Generalvikar und fragte ihn: «Ich bin nicht ewig da, wie geht es weiter?» (Sarah) Da sagte der Generalvikar: «Ich würde nie unterschreiben, dass man die Pfarrei schliesst.» (Sarah) Sie habe darunter gelitten, dass so viele Jahre unklar war, ob die Pfarrei eigenständig bleiben würde. Sie war sehr glücklich, dass nach ihr eine Nachfolge gesucht wurde. Zu ihrem Abschied wurde ein Dankesfest veranstaltet. Es kamen Menschen, die seit Jahren keinen Fuss mehr in die Kirche gesetzt hatten, und Menschen mit einer Behinderung, die in ihrer Pfarrei als Kind die Erstkommunion gefeiert hatten. An diesem Dankesfest hatte sie das Gefühl, ihre Prioritäten richtig gesetzt zu haben. Sie hätten zusammen in der Pfarrei etwas Dichtes im Miteinander gelebt. Nun, da sie pensioniert ist, arbeitet sie als Seelsorgerin im Altersheim und als Aushilfe in der Pfarrei. Darüber hinaus engagiert sie sich als Freiwillige zu ungefähr 60 % und unterstützt Flüchtlinge bei der Wohnungssuche.

Fazit: Sarah bewegte sich ihr ganzes Leben lang im katholischen Milieu, das von gemeinschaftlichen Traditionen geprägt ist. Einen persönlichen Glauben entwickelte sie während ihres Missionsaufenthalts in Afrika und in Gebetsschulen. Dort habe sie durch ihr Leben das Evangelium neu verstanden und gelebt. Ihr Bruder, der sie auf neue theologische Strömungen und Bewegungen hinwies, spielte eine wichtige Rolle in Entscheidungsprozessen. Als Priester verfügte er über ein grösseres Netzwerk, war jedoch mehr gebunden als Sarah, die freier war, verschiedene Lebensentwürfe auszuprobieren. Sarah erlebte intensive Suchprozesse; sie lebte in

verschiedenen christlichen Gemeinschaften, die geprägt waren von neuen theologischen Strömungen nach den Aufbrüchen des II. Vatikanischen Konzils. In ihrer Stelle als Gemeindeleiterin, die zunächst als Provisorium gedacht war, blieb sie zwanzig Jahre.

Fazit: Gesellschaftlicher und kirchlicher Wandel verändert Aufgabenfelder von Frauen innerhalb der Kirche

Sarah und Madelaine stammen aus einer Generation, in der es noch eine katholische Alltagskultur gab, in der der Katholizismus sich in verschiedenen Lebensbereichen zeigte. Beide absolvierten eine pädagogische Ausbildung an von Ordensfrauen geführten Lehrerinnenseminaren. Nach dem Abschluss arbeiten sie in kirchlichen Institutionen in verschiedenen Funktionen, zunächst als Pädagoginnen, dann als Sozialarbeiterinnen. In die Pfarreiseelsorge kommen sie erst nach einem längeren Suchprozess und wegen zunehmenden Priestermangels. In ihre Arbeit als Seelsorgeinnen können sie viele ihrer bisherigen Erfahrungen einbringen.

Es zeigt sich, dass innerhalb des katholischen Milieus, in dem sie aufwuchsen, ein Glaube praktiziert wurde, der durch gemeinsames Handeln geprägt war, und dass sie irgendwann in ihrem Leben zu einem Punkt kamen, wo sie ihren persönlichen Glaubensfragen nachgehen wollten. Auslöser der theologischen Reflexion war die Begegnung mit leidenden Menschen. Sarah begegnete Menschen in Afrika, in einer Not, die sie von der Schweiz her nicht kannte. Madeleine begleitete Menschen als Sozialarbeiterin, die unter ihren Lebensumständen litten. Diese Begegnungen mit dem Leid führten dazu, dass sie Antworten suchten im Glauben. Theologische Reflexionen brachten sie zu einer Sinndeutung des Lebens, die ermöglichte, neues Vertrauen und Hoffnung zu vermitteln.

1.2 Typ B: Aus der Gemeinschaftserfahrung in Jugendgruppen ein Theologiestudium beginnen

Die Befragten dieses Typus waren in ihrer Jugend aktiv in christlichen Jugendgruppen. Die Gemeinschaftserfahrung in der Kirche ihrer Jugendzeit bewog diesen Typus von Befragten zu einem Theologiestudium.

Zoe (63): Veränderungen begleiten

Zoe wuchs in einer reformierten Gegend in Deutschland auf. Als Jugendliche fand sie den Religionsunterricht langweilig. Sie meldete sich davon ab, doch als ein junger Kaplan in Jeans und mit neuen Ideen frischen Wind in ihre Gemeinde brachte, wurde ihr Interesse neu geweckt. Sie sang im Jugendchor und wurde als Leiterin ausgebildet, damit sie selbst jüngeren Schülern und Schülerinnen Religionsunterricht erteilen konnte. Sie sei vom «Objekt zum Subjekt geworden» (Zoe). Davon war Zoe so begeistert, dass sie auf die Idee kam, Theologie zu studieren. Damals gab es viele Theologiestudierende und Priesteramtskandidaten. Zoe erinnert sich, dass man sich überlegte, bei der Priesterweihe auf den Einzug des Priesterseminars zu verzichten, da er 15 Minuten dauerte. Es war eine jugendliche Kirche im Aufbruch, in der neue Dinge angedacht wurden. Zoe erinnert sich an die Begeisterung auch über die neuen Möglichkeiten für die Laientheologinnen und -theologen: «Der Beruf Pastoralreferent, der war neu. Da entsteht etwas Neues und das kann man machen. Man redete schon von Viri probati, das würde kommen.» (Zoe)

In der Studienbegleitung des Bistums erlebte sie einen offenen Rahmen. Während des Studiums im Homiletikkurs predigte Zoe im Hochamt am Sonntag und verkündete das Evangelium. In der Studienbegleitung liess der Spiritual im Priesterseminar die Theologiestudierenden beim Hochgebet mitsprechen. Er sprach nur die Einsetzungsworte und liess dann das Messbuch im Kreis reihum geben und jeder sprach einen Teil. Die Studienzeit war für sie eine von Gemeinschaft geprägte Zeit, man feierte zusammen Messe, tauschte sich aus in Gesprächskreisen und unternahm zusammen Reisen. Es gab in ihrer Erinnerung viele Freiräume und kaum Restriktionen. Mit dem Regens habe sie sich gegen Ende des Studiums unterhalten und dann begonnen, als Pastoralreferentin zu arbeiten.

In ihrer ersten Stelle erlebte sie viel Unterstützung, besonders von den älteren Priestern, mit denen sie zusammenarbeitete. In ihrer zweiten Stelle arbeitete sie auf der Ebene der Diözese und erstellte ein Konzept für Kurse für Kommunionspender und Lektoren. Doch die Pfarreien schickten ihr keine interessierten Leute. Sie war auf sich gestellt, unzufrieden mit der Situation und entschloss sich zu einer Bewerbung in der Schweiz. Da musste sie sich erst daran gewöhnen, ein liturgisches Gewand zu tragen. Bei der Integration in die Schweizer Kultur und das Schweizer Kirchensystem erlebte sie die Arbeit mit den Frauenvereinen als unterstützend. Schon nach drei Jahren in der Schweiz wurde ihr eine Stelle als Gemeindeleiterin vorgeschlagen. Sie zögerte und überlegte sich: «Ich darf

nicht Eucharistie feiern, aber soll die Arbeit machen. Stütze ich damit nicht das bisherige System?» (Zoe) Sie schlug das Angebot aus, bis sie nach 14 Jahren als Pastoralassistentin eine Veränderung wollte. In ihrer neuen Funktion als Leiterin eines Seelsorgeverbandes war sie für vier Pfarreien zuständig. Nach acht Jahren als Gemeindeleiterin wurde sie vom Bistum angefragt, eine Bistumsregionsleitung zu übernehmen. Sie arbeitete über dreissig Jahre für die katholische Kirche und wird bald pensioniert.

Fazit: Zoe war eine der ersten Frauen und Laien, die Theologie studierten, und war auch eine der ersten Pastoralassistentinnen. Sie war Teil der Veränderung und gestaltete sie mit. Durch ihr Wirken sowie den Austausch in verschiedenen Gremien trug sie dazu bei, dass sich dieses Berufsbild entwickelte. Sie begann ihre pastorale Arbeit in einer Zeit, in der es noch wenige Reglungen gab, was die Aufgaben von Pastoralassistentinnen betraf. Sie arbeitete in verschiedenen Gremien und bei der Bildung des neuen Berufsprofiles mit. Als eine der ersten Frauen in diesem Beruf war sie auch Teil der Veränderung. Sie hat in der Kirche mehr Verantwortung erhalten, als sie der Kirche zugetraut hat.

Olivia (47): Kirche als Heimat

Olivia wuchs in Deutschland auf, in einer Familie, die sehr engagiert war in der Pfarrei. Religion war für sie «immer etwas sehr Handgreifliches» (Olivia). Dabei ging es darum, Menschen zu helfen, indem man beispielsweise Pakete für die Missionen in Afrika sammelte. Die Pfarrei bedeutete für sie Heimat:

> «Das war für mich ein Ort, der Heimat für mich war, wo ich mich sehr wohl gefühlt habe, wo auch ein Stück weit mein Freundeskreis war. Ja, wo ich die sein konnte, die ich sein wollte, wo ich auch mit meinen Fähigkeiten gefragt war und wo ich auch diesen Aspekt, den ich von zu Hause mitbekommen habe, dieses solidarische Tun, sehr konkret auch mehr und mehr einbringen konnte.» (Olivia)

In der Kirche konnte sie sich einbringen und wurde mit dem Flötenunterricht auch gefördert. Sie spielte in einer Flötengruppe, die auch an Familiengottesdiensten mitwirkte.

Sie ging auf ein katholisches Mädchengymnasium. Die Schwestern waren streng, «die Solidarität, das Miteinander unter uns Mädchen» (Olivia), war für sie prägend. Es war für sie ein Privileg, «dort sein zu dürfen» (Olivia). Als Jugendliche engagierte sie sich als Leiterin bei Kinderbibeltagen und wurde Begleiterin von Firmanden. Sie suchte nach geistiger Nahrung und wollte weitergeben, was sie selbst als gute Jugendarbeit erfahren hatte. Ihre Studienwahl begründete sie damit, dass sie ihr «Hobby zum Beruf machen» (Olivia) wollte. Sie sei aus einer Generation, «die aus einer sehr aktiven Jugendarbeit heraus diesen Weg ging» (Olivia).

Damals, in den 1990er-Jahren, wollte der Bischof ihres Heimatbistums keine Frauen als Pastoralreferentinnen einstellen, sondern nur als Gemeindereferentinnen. Sie hatte die Möglichkeit, ans Seminar für Gemeindereferentinnen zu gehen, das staatlich nicht anerkannt war, oder Theologie an einer Universität zu studieren, ohne Perspektive auf eine Anstellung in ihrem Bistum. Sie überlegte sich, ins Nachbarbistum zu wechseln. Da verstarb der Bischof, und nun hatte sie die Möglichkeit, Religionspädagogik zu studieren. Ihr Jahrgang sei der erste gewesen, in dem Frauen an der katholischen Fachhochschule studieren durften. Beim Bewerbungsgespräch für den Studiengang wurden ihr zwei Fragen gestellt. Die erste Frage war, ob sie sich vorstellen könne, als Frau immer in der zweiten Reihe zu stehen in ihrem Beruf, und das «ein Leben lang» (Olivia). Sie bejahte, denn sie wollte nicht Religionspädagogik studieren, um die Kirche zu revolutionieren, sondern sie wollte das weitergeben, was sie selbst in der Jugendarbeit erlebt hatte. Die zweite Bewerbungsfrage war, ob sie bereit wäre, ihren persönlichen Glauben mit anderen Menschen zu teilen. Auch dies bejahte sie. Diese beiden Fragen seien noch heute entscheidend für sie. Ihre Bewerbung wurde angenommen. Während ihres Studiums der Religionspädagogik und sozialen Arbeit durfte sie an Gottesdiensten mitwirken und eine Ansprache nach der Lesung halten. Dies sah sie als Zeichen, dass nach Wirkungsmöglichkeiten für Frauen in der Kirche gesucht wurde; dies bestärkte sie.

Während ihres Studiums machte sie ein Praktikum in den neuen Bundesländern kurz nach der Wende. Sie hatte Verwandte dort und es war nicht weit von ihrer Heimat entfernt. Sie habe sich in dieses Bistum verliebt, das die Diasporasituation als Minderheit nach Jahrzehnten der «verfolgten Kirche jetzt in Freiheit» (Olivia) lebte. Sie nahm in diesem Bistum eine Stelle an als diözesane Jugendreferentin. In dieser Funktion unterrichtete sie Jugendliche an Schulen, die nicht christlich sozialisiert waren. Sie machte die Erfahrung, dass es gut war, eine Frau für diese

Tätigkeit im Team zu haben: «Gerade jetzt in so einer Aufgabe, wo es wirklich darum geht, Menschen mit Kirche in Berührung zu bringen, die nichts mit Gott zu tun haben.» (Olivia) In der Begegnung mit «jemand, der nicht getauft ist, wirklich völlig isoliert davon gross geworden ist, da haben wir so ein gewisses Gespür. Ich glaube, dass uns Frauen da was mitgegeben ist. Einfühlsam mit Menschen auf den Weg zu gehen, Menschen zu begleiten.» (Olivia) Sie arbeitete im Team zusammen mit einem Priester und einem verheirateten Mann. Nach zehn Jahren wollte sie etwas anderes machen. Die beruflichen Möglichkeiten in Deutschland empfand sie als wenig attraktiv, «jetzt so von meinem Tun, von meinen Fähigkeiten her, möchte ich etwas anderes» (Olivia). Sie sah kaum Perspektiven, sich weiterzuentwickeln. Sie hätte Gemeindereferentin werden können, aber sie wollte mehr Verantwortung und mitgestalten können. In dieser Situation bewarb sie sich in der Schweiz. Das Bewerbungsgespräch beim Bistum erlebte sie als positiv: «Mir ist eigentlich signalisiert worden: Ich kann mich hier weiterentwickeln, und das hat mir gutgetan.» (Olivia)

Sie arbeitete zunächst als Jugendseelsorgerin und lernte die Schweizer Kirche kennen. Die erste Stelle erlebte sie als positiv: «[Ich] habe wirklich dort eine sehr offene Kirche erlebt, habe sehr viel als Frau machen können, mir ist sehr viel Verantwortung übergeben worden.» (Olivia)

Nach sechs Jahren, mit vierzig, bewarb sie sich für eine Stelle, die neben der Jugendarbeit noch andere Aufgaben beinhaltete. Sie fand eine Stelle als Pfarreiverantwortliche. Nach einem Jahr in dieser Funktion trat der Pater als Teamkoordinator der Seelsorgeeinheit zurück. Er fragte sie an, ob sie diese Aufgabe übernehmen wolle. Es freute sie, dass ein alter Pater ihr das zutraute. Nun ist sie seit sieben Jahren Pfarreibeauftrage und seit sechs Jahren Teamkoordinatorin. Als vor ein paar Jahren ein Priester aus Afrika und einer aus Asien zu ihrem Team hinzukamen, blieb sie Teamkoordinatorin; die Priester wollten aus sprachlichen Gründen die Teamkoordination nicht übernehmen. Als Teamkoordinatorin ist sie verantwortlich für die Organisation und Planung des Teams. In der Pfarrei, in der sie Pfarreibeauftragte ist, ist sie Ansprechperson für die Gemeindemitglieder und übernimmt dort auch die Beerdigungen. Sie ist zufrieden, weiss, was ihre Aufgaben sind und wo ihr Wirkungsfeld ist. Ihre Arbeit wird geschätzt und sie kann sich einbringen, die Pfarrei prägen und mitgestalten und gleichzeitig anderen ihren Wirkungsbereich und ihre Freiräume geben. Da ihre Aufgaben klar und die Zuständigkeiten geregelt sind, vergleicht sie sich nicht mit den Priestern. Sie seien ein

Team, in dem jeder seine spezifischen Aufgaben hat. Es ist ihr ein besonderes Anliegen, für Jugendliche ein Gefühl der Heimat zu schaffen in der Pfarrei. Das hatte sie selber in ihrer Jugend erlebt und will es an die Jugendlichen weitergeben. Kirche ist für Olivia Heimat, das habe sie als Kind so erlebt, und diese Heimat will sie auch anderen ermöglichen.

Fazit: Die Kirche als Heimat ist Teil von Olivias Identität und ihrer Lebensgeschichte. Anhand ihres Lebens zeigte sich, dass sie eine Heimat sein kann, über nationale Grenzen und politische Systeme hinweg. Olivia hat in den neuen Bundesländern gewirkt, in denen die Menschen nach dem Ende der kommunistisch organisierten DDR mit neuen Denkansätzen und wirtschaftlichen und sozialen Umbrüchen konfrontiert waren. Die Bedeutung von Beheimatung stellte sich nach dem Ende der DDR für deren Bewohner und Bewohnerinnen in besonderer Weise. Olivia wirkt in ihrer jetzigen Stelle als Seelsorgerin, sie ist eine Zugezogene, die Heimat schaffen will. Als Deutschstämmige wirkt sie für die Kirche in der Schweiz, zusammen mit Priestern aus zwei Kontinenten. Sie bilden ein Seelsorgeteam, das beheimatet ist in der katholischen Kirche über nationale und kulturelle Grenzen hinweg. Kirche kann Heimat und Zugehörigkeit bedeuten, unabhängig vom politischen System und von nationalen Grenzen. Kirche als Beheimatung ist Teil der eigenen Identität und Lebensgeschichte. Für Olivia, wie für andere in dieser Studie befragte Gemeindeleiterinnen auch, ist die Kirche Teil ihrer Lebensgeschichte. Sie ist ihre Heimat, somit auch Teil ihrer Identität.

Ruth (63): Einsatz für eine gerechtere Welt

Ruth wuchs in Deutschland auf und engagierte sich ab der Erstkommunion in ihrer Pfarrei, zuerst als Jugendgruppenleiterin, dann als Jungendscharleiterin. Sie half bei der Firm- und Erstkommunionvorbereitung und schrieb auch Pfarrblattartikel. Sie schloss Freundschaften, die bis heute bestehen, und lernte, Projekte umzusetzen, Gebete und Gottesdienste zu gestalten und den Umgang mit Menschen. Das Theologiestudium war für sie die logische Folge ihres Engagements. Sie wollte Theologie studieren, um sich einzusetzen für Gerechtigkeit und eine bessere Welt. Das Studium erlebte sie als eng. Als sie ein Austauschsemester in der Schweiz machte, erlebte sie die Fakultät als offener. Sie unterschrieb ein Solidaritätsschreiben für den Theologen Hans Küng, dem 1979 die Lehrerlaubnis entzogen wurde, denn sie wollte sich einsetzen für «eine andere Kirche.

Wir wollten die Kirche öffnen, geschwisterlicher machen.» (Ruth) Weil sie das Solidaritätsschreiben unterschrieben hatte, machte der Generalvikar ihres Heimatbistums in Deutschland ihr klar, dass sie keine Zukunft in seinem Bistum haben werde. Daraufhin bewarb sie sich in der Schweiz. In ihrer ersten Stelle als Pastoralassistentin arbeitete sie mit ihrem Mann und einem Priester zusammen. Als Dreierteam bewarben sie sich nach zwölf Jahren für eine neue Stelle. In der Bewerbung schlugen sie der Kirchenpflege verschiedene Modelle von Leitung vor. Zu Ruths Erstaunen entschloss sich die Kirchenpflege, Ruth als Gemeindeleiterin einzustellen, ihren Mann als Pastoralassistenten und den Priester als priesterlichen Mitarbeiter. Sie baute Gruppierungen auf, setze sich mit diesen ein für Gerechtigkeit und die Schöpfung. Als Ruth Studentin war, dachte sie, ihr Einsatz könne zu einer Veränderung in der Kirche beitragen:

> «Aufbruchsstimmung ist gewesen, wo man das Gefühl hatte, wir setzen uns ein und irgendwie merkt die Kirche schon, dass man da was ändern muss. Dass man durch den Einsatz was erreichen kann. Und jetzt muss ich feststellen, man kann sich so viel einsetzen, wie man will, es hat in meiner Lebenszeit überhaupt nichts gebracht, eher im Gegenteil, es hat das System noch verfestigt.» (Ruth)

Dass vieles, was sie aufgebaut hatte, in den letzten Jahren wegbrach, weil sich weniger Menschen engagieren, beschäftigt sie. Zur Zeit des Interviews stand sie kurz vor ihrer Pensionierung.

Fazit: Ruth setzte sich stets ein für eine gerechtere und bessere Welt. Dies war auch die Motivation für ihre Studienwahl der Theologie. Dieses Engagement für eine bessere Welt ist Teil der christlichen Botschaft. Die Kirche ist eine Institution, die Gerechtigkeit anstrebt; sie zieht dadurch Menschen an, die sich auch dafür einsetzen wollen. Ruth ist enttäuscht, dass die Kirche sich nicht mehr einsetzt für mehr Geschlechtergerechtigkeit in ihr.

Darum hat sie sich in den letzten Jahren auch vermehrt dem Umweltschutz zugewandt. Für Personen, die sich aus einer christlichen Motivation in der Kirche engagieren für eine gerechte Welt, ist es besonders schwer nachvollziehbar, dass die Kirche selbst nicht mehr Gerechtigkeit für die Frauen in ihrer Institution anstrebt.

Christine (62): Da sein, wenn man gebraucht wird, und auf Augenhöhe mitdiskutieren

Christine wuchs in Deutschland auf und engagierte sich in der Katholischen jungen Gemeinde (KjG). Sie interessierte sich für Theologie und begann darum nach dem Abitur ein Theologiestudium für das Lehramt. Da sie mehr auf Augenhöhe mit den Menschen sein wollte, entschied sie sich, ins Vollstudium der Theologie zu wechseln. Als Religionslehrerin im Schulbetrieb gebe es oft ein Gefälle zwischen der Lehrperson und den Schülerinnen und Schülern, da die Lehrperson mehr weiss.

Sie erkundigte sich bei ihrem Heimatbistum nach ihren beruflichen Möglichkeiten nach dem Studium der Theologie. Sie erhielt eine Broschüre, in der als oberste Berufsmöglichkeit Kindergärtnerin in einem katholischen Kindergarten aufgeführt war. Vom Mentor der Theologiestudierenden erhielt sie den Tipp, sich in der Schweiz zu bewerben. Diese Bewerbung erlebte sie als äusserst positiv, wie sie erzählt: «Vom ersten brieflichen Kontakt an fühlte ich mich mit offenen Armen empfangen, und ich bekam vom ersten Moment an die Ermutigung und auch das Gefühl, jawohl, es ist gut, dass Sie sich melden, jawohl, wir brauchen Frauen in der Kirche, jawohl es ist gut, Frauen in der Kirche, jawohl es ist gut, dass Sie da sind.» (Christine)

Diese wertschätzende offene Art unterschied sich von ihren bisherigen Erfahrungen als Studentin der Theologie. Sie erinnert sich: «Das war zum ersten Mal so, dass ich fühlte, aha, nicht schon wieder eine Frau, sondern endlich mal, zum Glück kommt da eine Frau. Nicht: eine Frau studiert Theologie, wir haben ein Problem, sondern: zum Glück kommt sie.» (Christine) Es war eine gute Erfahrung für sie, sie fühlte sich gefördert und geschätzt. Sie begann als Pastoralassistentin zu arbeiten. Erstmals allein feierte sie einen Sonntagsgottesdienst, als der Priester nicht zur Messe erschien. Nach dem Gottesdienst erhielt sie positive Rückmeldungen von Gemeindemitgliedern. Auch sonst wurde sie und ihre Arbeit geschätzt. Nach einigen Jahren als Pastoralassistentin wurde sie vom Bistum angefragt, eine Stelle als Gemeindeleiterin zu übernehmen. Sie übernahm die Stelle. Nach drei Jahren als Gemeindeleiterin wurde sie angefragt, eine Stelle im Ordinariat zu übernehmen. Dort arbeitete sie über zehn Jahre lang. Sie wollte aber nicht an dieser Stelle pensioniert werden, sondern noch ein paar Jahre in der Seelsorge arbeiten. Als es in einer Pfarrei zu einer plötzlichen Pfarrvakanz kam, übernahm sie die Leitung für zwei Jahre ad interim, bis ein Pfarrer gefunden wurde. Als dieser kam, suchte sie eine neue Stelle und nahm eine Gemeindeleiterstelle in einem

Vorort an. Wieder füllte sie ein grosses Loch. Es waren «ungefähr 200 bis 250 Stellenprozent vakant» (Christine). In ihren beiden letzten Stellen sei sie «in grosse Löcher eingestiegen» (Christine).

Fazit: Christine war da, wenn sie gebraucht wurde. Sie sprang ein, wenn der Priester nicht zum Gottesdienst kam, oder bei einer plötzlichen Pfarrvakanz. Sie sprang ein und bewährte sich in ihren Aufgaben. Sie akzeptierte, dass sie gehen musste, wenn ein neuer Pfarrer gefunden wurde. Dass sie wegen eines Priesters eine andere Stelle suchen musste, darüber beklagte sie sich nicht. Sie ist dankbar für die Möglichkeiten, die ihr das Bistum gibt. Auch weil sie in ihrem Heimatbistum als Frau nicht dieselben Möglichkeiten gehabt hätte. In ihrer Arbeit im Ordinariat brachte sie ihre Ideen und Bedenken ein und wurde dafür auch geschätzt. Die Diskussionen verliefen auf Augenhöhe, auch wenn die Entscheidung beim Bischof lag.

Sie übernahm im Ordinariat eine wichtige Position, doch auf eigenen Wunsch ging sie wieder in die Seelsorge zurück. Denn nicht die Karriere stand für sie im Vordergrund, sondern die Begegnung auf Augenhöhe, die ihr auch in der Seelsorge wichtig ist: «Ich habe zwar durch das Studium einen Wissensvorsprung. Aber ich habe damit nicht einen Glaubensvorsprung. Ich hatte das Glück, dass ich mehr Zeit hatte, die Dinge zu reflektieren, aber deshalb weiss ich es nicht besser.» (Christine)

In ihrer Arbeit für die Kirche begleitete sie Veränderungen mit, diskutierte mit Bischöfen oder Kirchgemeindemitgliedern. Sie gestaltete mit ihnen die Kirche in den Veränderungen der letzten Jahre mit.

Vera (57): Identität als Frau als Begründung in Entscheidungssituationen
Vera war als Jugendliche in einer Blauringgruppe, in der sie Leiterin und später auch Scharleiterin wurde. Das war das Wesentliche in ihrer Jugendzeit. Veras Freunde, mit denen sie die Freizeit verbrachte, waren alle in den katholischen Jugendgruppen aktiv. Verantwortlich für die Begleitung des Blaurings war ein laisierter Priester, der als Pastoralassistent in der Pfarrei tätig war. Nach der Schule wollte Vera gern etwas Ähnliches arbeiten wie der Präses und darum Theologie studieren. Aber sie getraute sich nicht, als Frau diesen Wunsch zu äussern. Sie dachte, die Idee sei vielleicht absurd und sie würde ausgelacht werden. Als sie einen Artikel über eine Theologiestudentin las, erkannte sie, dass auch eine Frau Theologie studieren konnte, und meldete sich für das Studium an. Sie sei recht ange-

passt gewesen im Studium, bis zu einer Intensivwoche zur feministischen Theologie. Diese Woche erschütterte sie. Es sei ihr wie Schuppen von den Augen gefallen, und sie wusste nicht, wie damit umgehen. Sie fand Gleichgesinnte in einer Frauengruppe von Theologinnen, die sich für gemeinsame Anliegen einsetzten. Zusammen forderten sie, dass auch Frauen im Priesterseminar leben durften. Sie setzten sich ein für einen Lehrauftrag oder einen Lehrstuhl in feministischer Theologie an ihrer Universität. Für eine Protestaktion gegen ein Schreiben aus Rom standen sie im Semesterstartgottesdienst hinten in der Kirche, um so ihre Stellung in der Kirche auszudrücken. Die Protestaktion wurde am Vorabend im Priesterseminar besprochen, wo sich die Theologiestudierenden regelmässig in Seminargruppen trafen. Anwesend war auch der Weihbischof. Er diskutierte mit den Studentinnen und versuchte, sie von ihrem Vorhaben abzubringen. Sie führten die Aktion trotzdem durch und durften am Anfang des Gottesdienstes ihr Anliegen öffentlich erklären. Für Vera war diese Zeit prägend. Das, wofür sie damals einstand, dafür stehe sie auch noch heute ein.

Während der Studienzeit ging sie für ein Austauschsemester ins Ausland. Als sie zurückkam, war sie am Ende ihres Studiums und wusste nicht, wie weiter. Sie wusste nicht, ob sie «im Rahmen dieser Kirche einen Platz finden würde» (Vera). Sie dachte, «in der Kirche habe ich als Frau keinen Platz» (Vera), und überlegte sich, ein Zweitstudium zu machen. Sie hätte nach dem Studium den Pastoralkurs machen und als Pastoralassistentin arbeiten können, aber sie wollte nicht. Dem Regens sagte sie, sie brauche mindestens noch ein Jahr Bedenkzeit. Sie bekam eine Assistenzstelle an der Uni angeboten und begann eine Promotion. Nach ein paar Jahren als Assistentin begann sie Teilzeit in der Pfarrei zu arbeiten. Sie kam an einen Punkt, an dem sie sich entscheiden musste. Sie dachte, als Frau in die Wissenschaft zu gehen, bedeute, einen «grösseren Effort zu erbringen als jeder Mann» (Vera). Darum entschied sie sich, ganz in die Seelsorge zu gehen, und machte den Pastoralkurs. Am Ende der Berufseinführung, bei der Institutio-Feier, hätten sie und andere Studierende gern öffentlich erklärt, dass sie zur Weihe bereit wären, aber wegen ihres Geschlechts oder des Zivilstandes nicht zugelassen sind.

In ihrer ersten Stelle nach dem Pastoralkurs war sie bereits Gemeindeleiterin, am Ort die erste Frau in dieser Funktion. Vorgängig wurde eine Informationsveranstaltung in der Pfarrei durchgeführt. Ein achtzigjähriger Jesuitenpater, der mit ihr in der Seelsorgeeinheit arbeitete, sprach sich an der Versammlung öffentlich für sie aus: «Die Frau ist Theologin, die hat genau die gleiche Ausbildung wie ich. Wir sind im Gespräch mit der

Frau. Wir können ganz viel von dieser Frau lernen, das ist ein Gewinn für uns, wenn die Frau zu uns kommt.» (Vera)

Der Pater habe ihr die Türen geöffnet. Auch die Frauen vom Ort kamen auf sie zu. Sie arbeitete eng mit dem Frauenbund zusammen und gründete eine Frauenliturgiegruppe, wo sie andere Frauen ermächtigt habe. Mit dem Priester der Nachbarpfarrei arbeitete sie gut im Tandem zusammen, sie gestalteten gemeinsam Gottesdienste. Vera wechselte nach einigen Jahren die Stelle und wurde Gemeindeleiterin in einer anderen Pfarrei. Als es dort darum ging, einen Pastoralraum zu errichten, brauchte es eine Projektleitung. Die anderen im Team wollten diese Aufgabe nicht übernehmen, sie selber wurde dafür vom Bistum nicht angefragt, aber auf die Anfrage eines Teammitgliedes übernahm sie die Projektleitung. Vera führte das Projekt Pastoralraum voran und wurde die erste Pastoralraumleiterin ihres Bistums. Sie blieb in dieser Funktion, bis sie vom Bistum angefragt wurde, die Regionalleitung zu übernehmen.

Fazit: Was es bedeutet, Frau zu sein, das fragte sich Vera in ihrer Biografie häufig in Entscheidungssituationen. Ob das gehe, als Frau Theologie zu studieren, bei der Kirche zu arbeiten, in die Wissenschaft zu gehen, das sind Überlegungen, die sie oft machte. Als sie vom Bistum angefragt wurde, die Regionalleitung zu übernehmen, war dies das erste Mal, dass sie direkt angefragt wurde. Interessant ist, dass sich Vera besonders intensiv mit Feminismus auseinandersetzte und sich unter den Befragten am häufigsten fragte, ob das als Frau möglich sei. Sie erlebte die aktive Frauenbewegung der 1980er-Jahre als prägend und beschäftigte sich intensiv mit Fragen der Diskriminierung und der Gleichstellung. Vera hat viel erreicht und eine eindrückliche Karriere gemacht. Dabei war sie auch immer wieder überrascht, dass Männer für sie einstanden, sich für sie aussprachen, sie unterstützten, ihr den Rücken stärkten und sie förderten.

Fazit: Christliche Jugendbewegung als Gemeinschafts- und Aufbruchserfahrung von Kirche

In ihrer Jugendzeit erlebten die Befragten dieses Typus den Optimismus der Aufbruchsstimmung in der Nachkriegszeit. In den Jugendgruppen der Kirche erlebten sie Heimat und Gemeinschaft. Gemeinde war für sie ein Ort der Freundschaft und des Wachsens. Was sie in der Jugend erlebten, wollten sie weiterführen und entschlossen sich darum, Theologie zu studieren. Dass das Theologiestudium wenig mit ihren Erfahrungen in

der Jugendarbeit zu tun hatte, erlebten sie oft als enttäuschend. Der neue Beruf der Pastoralassistentin beziehungsweise Pastoralreferentin zeigte ihnen Berufsmöglichkeiten auf. In der Pfarreiarbeit nahmen sie das Bild der Kirche ihrer Jugend wieder auf, das von Gemeinschaft geprägt ist. Sie setzten ihren Schwerpunkt in der Diakonie und im Gemeindeaufbau, förderten Frauen, setzten in der Gemeinschaft Projekte um und bauten Gruppierungen auf.

1.3 Typ C: Die Frage nach Gott in Krisen, im Leid und im Sterben

Persönliche Lebenskrisen, die Konfrontation mit Tod und Grenzen führen bei diesem Typ der Befragten zu einer Beschäftigung mit der Theologie. Sie studierten Theologie in der Hoffnung Antworten zu finden auf ihre Lebensfragen.

Ida (64): Die Frage nach Gott im Leid führt zur Theologie
Ida wuchs in der Schweiz neben einer Kirche auf und verbrachte ihre Freizeit in kirchlichen Jugendgruppen, wo sie Leiterin und Scharleiterin wurde. Als junge Erwachsene heiratete sie und bekam Kinder. Als sie den Wohnort wechselte, traf sie an einem Neuzuzügerapéro eine Pastoralassistentin, die sie aus ihrer Jugendzeit beim Blauring kannte. Diese fragte sie, ob sie an ihrem Projekt in der Begleitung von Firmanden durch Familien mitwirken wolle. Sie sagte zu und wirkte beim Projekt mit, bis ein neuer Pfarrer kam, der das selber machen wollte. Sie blieb engagiert in der Pfarrei, wirkte mit beim katholischen Frauenbund und war Lektorin und Kommunionhelferin. Es waren Orte, wo sie Zugang zur Kirche und neue freundschaftliche Beziehungen fand. Im Frauenbund erlebte sie Förderung durch Weiterbildungen und Ermutigungen. Sie entschied sich, eine Ausbildung zur Sozialarbeiterin zu machen, und arbeitete nach dem Abschluss in der Suchtberatung. Sie baute eine Opferhilfestelle auf und leitete sie. Dabei traf sie auf Menschen, die in Leidsituationen entweder von Gottes Fernbleiben oder von der Unterstützung durch Gott berichteten. Diese Menschen deuteten ihre Erlebnisse unterschiedlich: «Die einen, Kinder und Erwachsene, fragten: Wo ist Gott gewesen, als mir das Unglück passierte?, und die anderen, die sagten: Wenn ich Gott nicht gehabt hätte, hätte ich das nicht überlebt.» (Ida) Dieser Gegensatz beschäftigte sie. Vor-

erst aber machte sie diverse Ausbildungen im sozialen Bereich. Sie dachte sich, «wenn meine Kinder erwachsen sind, dann studiere ich noch Theologie» (Ida). Sie war fünfzig, als sie das Studium begann. Ihre Kollegin, eine reformierte Pfarrerin, unterstützte und motivierte sie. Wegen ihres Alters und weil sie geschieden war, fühlte sie sich unsicher, ob sie bei der Kirche eine Anstellung finden würde. Doch nach dem Einholen von Referenzen wurde sie als Bistumsstudierende aufgenommen und sie konnte nach dem Studium die Berufseinführung machen. Den Berufseinstieg erlebte sie als positiv, der Stellenantritt sei wie ein Heimkommen gewesen, sie fühlte sich wohl in der Pfarrei. Sie war fünf Jahre dort und wäre gern geblieben. Da der Bischof wusste, dass sie eine Ausbildung und Leitungserfahrung im sozialen Bereich hatte, fragte er sie an, ob sie eine Leitungsstelle übernehmen wolle. Damals hatte sie erst seit kurzem die Institutio und zweifelte, denn: «Ich war gerne Seelsorgerin, mir hat das gefallen, nur Seelsorgerin zu sein.» (Ida) Die ersten Angebote lehnte sie ab, weil es für sie zu grosse Pfarreien waren. Sie befürchtete, wegen des grossen administrativen Aufwands weniger Zeit für die Seelsorge zu haben. Dann traf sie einen befreundeten Theologen, der ihr sagte, dass bald eine für sie passende Stelle frei würde. Die Stelle, die dann ausgeschrieben wurde, interessierte sie, weil ihre Enkel in der Nähe wohnten. Im Bewerbungsverfahren bekam sie das Gefühl, dass die Gemeinde sie wirklich haben wollte. Sie ist jetzt Gemeindeleiterin. Das Errichten des Pastoralraumes und die Papiere, die man dafür erarbeiten muss, nehmen viel Zeit und Energie in Anspruch. Darum will sie nicht die Pastoralraumleitung übernehmen, weil sie mehr Zeit für die Seelsorge haben möchte.

Fazit: Ida sagt, sie sei immer mit der Kirche verbunden gewesen. Sie engagierte sich als Mutter und Freiwillige in ihrer Pfarrei, entschied sich aber dann nicht wie andere Befragte zu einem Theologiestudium, sondern zuerst zu einem Studium der Sozialarbeit. Es waren die Fragen nach der Abwesenheit oder Anwesenheit von Gott, die sie zum Studium der Theologie bewogen. Sie wollte Seelsorgerin sein und strebte keine Leitungsunktion an. Ida hatte bereits als Sozialarbeiterin Menschen begleitet. Sie schätzte die Vielseitigkeit der Seelsorge und den Kontakt mit Menschen in verschiedenen Lebenslagen.

Klara (53): Die Konfrontation mit Tod und Grenzen führt zu Beschäftigung mit der Theologie

Die Kirche der 1970er-Jahre, die Klara in ihrer Kindheit in Deutschland erlebte, war eine Kirche im Aufschwung. Es war eine junge Kirche, in der sich viele engagierten. Als Jugendliche traf Klara ihre Freunde zum Gottesdienst. Zusammen ging man danach noch ins Café, wo der Pfarrer den Jugendlichen ein Getränk bezahlte. Klara leitete eine Kindergruppe der Katholischen jungen Gemeinde (KjG). Das Zutrauen, das sie dort erhielt, erlebte sie als positiv. Bereits als Jugendliche liess sie sich in den Pfarrgemeinderat wählen. Sie gestaltete Jugendgottesdienste, sang im Chor und durfte auch predigen. Im Gymnasium gefiel ihr der Religionsunterricht so sehr, dass sie ins Nachbargymnasium fuhr, um Schüler oder Schülerinnen anzuwerben, damit der Leistungskurs in Religion zustande kam. Sie überlegte sich auch, Religionslehrerin zu werden.

Nach der Schule absolvierte sie ein Freiwilliges Soziales Jahr auf einer Sozialstation. Da betreute sie alte Menschen, die dabei waren, ihr Leben abzuschliessen. Sie traf auf einen Mann, der sein Abiturzeugnis gerade verbrannt hatte, während sie ihr Abitur vor kurzem voller Stolz bestanden hatte. Sie wurde auch mit dem Tod konfrontiert. Sie fragte sich, wie das wohl sei, zu sterben. Als Praktikantin wurde sie immer weggeschickt, wenn ein Mensch starb. Es war das Sterben ihres eigenen Grossvaters, das sie miterlebte. Als er starb, lag etwas Leichtes in der Luft, es war für sie eine religiöse Erfahrung. Er hatte ein Lächeln auf den Lippen und seine letzten Worte waren: «Ah, ist das schön.» (Klara) Klara erlebte das Ganze als ein grosses Geschenk. Sie wollte mehr wissen über das Sterben, «was ist da dahinter, was passiert da eigentlich?» (Klara). Darum entschied sie sich, Theologie zu studieren. Sie wollte den Fragen nachgehen und nach dem Studium in der Kirche arbeiten. Doch im Studium fand Klara nicht, was sie suchte: «Denn auf die Frage, was passiert nach dem Tod, gibt es nicht die Antwort, die man erhofft oder erwünscht. Die eine Person sagt das, die andere jenes.» (Klara) Eine Studienkollegin erzählte ihr von ihrem Sozialeinsatz in Lateinamerika. Klara war interessiert an Befreiungstheologie und entschied sich, nach dem Vordiplom nach Lateinamerika zu reisen, um dort einen Sozialeinsatz zu leisten. Um sich den Flug zu finanzieren, arbeitete sie in einem Kaufhaus. Als sie in Lateinamerika ankam, war es anders, als sie sich die Befreiungstheologie vorgestellt hatte. Die Traditionen des Rosenkranzgebetes kannte sie aus der Glaubenspraxis in ihrer Jugendzeit in Deutschland nicht. Auch die Bibelgruppen mit dem gemeinsamen Austausch kannte Klara nicht. Für sie war es ein Aha-Erleb-

nis, wie Menschen durch das Lesen des Evangeliums ihr Leben veränderten, wie sie sich mit ihrer Familie wieder versöhnten und wegwollten von den Drogen und der Strasse. Das Evangelium kam «in das Tägliche mit diesen Leuten» (Klara). Sie lebte mit Frauen zusammen, die auf der Strasse lebten, sich prostituiert hatten und einen Drogenentzug machten. Sie war dabei, als eine junge Aidskranke in Anwesenheit ihrer zweijährigen Tochter starb. Für ein paar Monate lebte sie auch in einer christlichen Modellsiedlung. Dort gefiel es ihr so gut, dass sie nicht mehr zurückwollte und ihr Flugticket verfallen liess. Auf Wunsch ihrer Eltern kam sie zurück und beendete ihr Studium. Als sie zurückkam, suchte sie einen Ort, wo sie ihre Spiritualität weiter leben konnte. Sie überlegte sich, in einen Orden einzutreten. Während dieses Suchprozesses intensivierte sich die Beziehung zu einem Schweizer Austauschstudenten, den sie später heiratete. Zusammen mit ihm machte sie die Berufseinführung in Deutschland und arbeitete mit ihm in einer Gemeinde als Pastoralreferenten-Ehepaar. Sie bekamen drei Kinder. Nach neun Jahren als Pastoralreferentin in Deutschland wurde sie zunehmend unzufriedener mit ihrem Vorgesetzten und mit ihrer Stellung. Sie wollte sich beruflich verändern, kündigte und begann sich zu bewerben. Gleichzeitig äusserte ihr Mann den Wunsch, zurück in die Schweiz zu gehen. Sie sahen sich verschiedene Stellen an und entschieden sich für eine Stelle mit einem Pfarrhaus, in dem die Familie wohnen konnte. Klara wurde als Gemeindeleiterin ad interim eingestellt, während ihr Mann zu Hause für die Kinder sorgte. Als Pastoralreferentin in Deutschland hatte sie andere Aufgaben als nun in der Schweiz. Es war für sie eine grosse Umstellung. Am zweiten Tag ihrer Anstellung kam die erste Anfrage für eine Taufe. Sie musste sich selbstständig einarbeiten. Zu ihren neuen Aufgaben gehörte neu das Gestalten von Sonntagsgottesdiensten, Beerdigungen und Taufen. Heute könnte sie nicht mehr zurück nach Deutschland, es wäre ihr zu eng.

Nach einigen Jahren wurde ihr nahegelegt, sich zur Pfarrwahl aufstellen zu lassen. Doch da sie keine Institutio hatte und erst seit kurzem in der Schweiz lebte, konnte sie sich nicht aufstellen lassen. Als sie die Institutio hatte, konnte sie wiederum nicht antreten, da man einen Pastoralraum errichten wollte. Sie lebte lange in der Unsicherheit, was die Errichtung des Pastoralraumes für ihre Zuständigkeiten und ihre Stellung in der Zusammenarbeit bedeuten würde. In der Zeit bekam sie Krebs. Sie entschied, sie brauche Abstand, und zog mit der Familie aus dem Pfarrhaus aus. Durch die Errichtung des Pastoralraumes wurde sie von der Gemeindeleiterin ad interim zur Pastoralassistentin.

Fazit: Die Begegnung und Begleitung von Sterbenden zeigen sich an mehreren Stellen in Klaras Leben. Sie begleitete in ihrem Freiwilligen Sozialen Jahr Sterbende, sie war dabei, als ihr Grossvater starb, und erlebte den Tod einer Aidskranken in Lateinamerika. In ihrer Tätigkeit als Seelsorgerin führte sie oft Trauergespräche und gestaltete Beerdigungen. Um dabei die richtige Sprache zu finden, halfen ihr eigene biografische Erfahrungen rund um Tod und Sterben. Sie erlebte in ihrem Leben einige Rückschläge, auch in ihrer beruflichen Tätigkeit für die Kirche. Doch auch in Schwierigkeiten machte sie weiter, auch wenn sie mit Grenzen konfrontiert wurde wie Tod, Verboten von Vorgesetzten und Krankheit. In solchen Momenten bestimmte sie für sich neu, was wesentlich ist, und richtete ihr Handeln danach aus.

Susanne (62): Glaube als Entscheidung und Lebensweg

Susanne wuchs in einem Vorort einer grossen, mehrheitlich reformiert geprägten Stadt in der Schweiz auf. Ihre Familie betete zusammen vor dem Schlafengehen und ging regelmässig zur Kirche. Als Jugendliche sah sie sich einen Naturfilm an und fragte sich, für was es einen Gott braucht, wenn die Natur alles regelt. Sie sprach mit ihrem Vater darüber, aber er wusste keine Antwort darauf. Als sie kurz darauf in eine höhere Schule wechselte, meldete sie sich vom Religionsunterricht ab und hatte keinen Kontakt mehr zur Pfarrei. Sie studierte und doktorierte.

Als sie Ende zwanzig war und eine langjährige Beziehung zu Ende ging, musste sie sich wieder neu im Leben orientieren. Es war eine schwierige, traurige Zeit für sie – doch auch, so ihre Beschreibung, eine zweite Geburt. Plötzlich war da ein Satz, der ihr Trost brachte: «Selig sind die Weinenden, denn sie werden getröstet werden.» (Susanne) Sie wusste damals nicht, dass dies ein Bibelvers ist, und begriff den Satz als Wendepunkt. Sie beschäftigte sich mit dem Glauben und las Hans Küngs Buch *Existiert Gott?*[259] und Kierkegaard. Sie kam zur Erkenntnis, dass der Glaube eine Entscheidung brauchte: «Irgendwann muss ich Ja sagen zu Gott.» (Susanne) Bei einer Messe an Ostern empfing sie die Kommunion und erlebte dies intensiv. Sie begann theologische Erwachsenenbildungskurse zu besuchen. Dann entschied sie sich für ein Theologiestudium. Das Studium finanzierte sie mit einer Arbeitsstelle in der Pflege. Nach

259 Küng, Existiert Gott?

dem Studium arbeitete sie zwei Jahre als Pastoralassistentin, wechselte dann die Pfarrei und arbeitete zunächst mit einem Pfarrer zusammen, der kurz darauf die Stelle verliess. Nach einer Übergangslösung entschied die Kirchenpflege, zusammen mit dem Generalvikar, sie als Gemeindeleiterin einzustellen. Seit über zwanzig Jahren arbeitet sie nun als Gemeindeleiterin in derselben Pfarrei. Ihre Funktionsbezeichnung hat sich im Verlauf dieser Zeit geändert. Sie ist nun Pfarreiverantwortliche.

Fazit: Susanne beschreibt ihren Glauben als bewussten Entscheid. Aus eigenem Antrieb entschied sie sich, den Fragen, die sie beschäftigten, nachzugehen. Dies führte sie zur Theologie. Sie entschied sich für den Glauben, und diese Entscheidung beeinflusste ihr weiteres (Berufs-) Leben. In den Herausforderungen ihrer täglichen Arbeit erlebt sie ihre persönliche Gottesbeziehung als tragend. In der Seelsorge ist es ihr ein Anliegen, zu vermitteln, wie wichtig eine persönliche Gottesbeziehung ist.

Fazit: Theologie als Antwort auf Lebensfragen

Diese Gruppe der Befragten wählte das Theologiestudium, weil sie Fragen hatten zum Leben und Lebenssinn. Der Entschluss zum Theologiestudium geschah in Situationen von Grenzerfahrungen, von Leid und Krisen. Vom Studium erhofften sich diese Befragten, Antworten zu finden auf Fragen zu Sterben, Leid und Lebenssinn. Sie wollten sich tiefer mit dem Glauben und dem Leben auseinandersetzen. Klara kam in einem Sozialeinsatz in Kontakt mit Menschen, die im Sterben lagen, und sie war auch dabei, als ihr Grossvater starb. Sie hoffte, im Theologiestudium Antworten darauf zu finden, was beim Sterben geschieht. Ida sagt, sie sei eigentlich immer mit der Kirche verbunden gewesen; zum Theologiestudium entschied sie sich, als sie als Sozialarbeiterin Menschen begleitete, die in Leidsituationen vom Fernbleiben oder von der Nähe Gottes berichteten. Personen fragten sie, wo Gott gewesen sei. Andere erzählten von der Unterstützung durch Gott. Solche Fragen bewogen sie, noch im Alter von fünfzig Jahren Theologie zu studieren.

Es waren die verschiedenen Lebenssituationen, die die Frauen dazu brachten, Theologie zu studieren. Ihnen gemeinsam ist die Erfahrung, dass bisherige Erklärungen nicht mehr genügten und keine befriedigenden Antworten gefunden wurden. Solche hofften sie im Studium zu finden. Antworten fanden die Befragten meist nicht im Studium, sondern in ihrer Tätigkeit in der Seelsorge. Die persönliche, religiöse Suche ist Teil

ihrer seelsorgerischen Arbeit. In den Begegnungen mit Menschen in verschiedenen Lebenslagen reflektieren sie den Glauben immer wieder neu. Diese Glaubensreflexionen, die gewachsen sind durch Erfahrung, drücken sie in Gottesdiensten und Seelsorgegesprächen sprachlich aus.

1.4 Typ D: Die Suche nach einer sinnvollen Aufgabe führt zum Beruf der Seelsorgerin

Es war der Wunsch nach einer sinnvollen beruflichen Aufgabe, die diesen Motiv-Typus zu einer theologischen Ausbildung mit dem Ziel einer seelsorgerischen Tätigkeit bewog. Die Anstellung in der Pfarreiseelsorge ermöglichte den Befragten, ihre spirituellen und sozialen Interessen in ihrem Beruf zu leben. Oft wirkten sie vor ihrem beruflichen Engagement als Freiwillige in der Kirche.

Lea (62): Suche nach einem sinnvollen ethischen Beruf und einer Berufung

Lea wuchs in einer reformiert geprägten Stadt in der Schweiz auf, in der sie als Katholikin eine Exotin war. In ihrer Klasse gab es nur zwei weitere Katholikinnen. Sie besuchte den reformierten Religionsunterricht, weil da auch Schulstoff behandelt wurde, wenn die Lehrperson mit dem Stoff nicht durchkam. Leas Familie war aktiv in der katholischen Pfarrei, ihr Vater war Pfarreirat und Lea Blauring-Leiterin. Da sie als Mädchen nicht ans Wirtschaftsgymnasium durfte, besuchte sie nach der obligatorischen Schulzeit die Handelsschule. Nach dem Abschluss fand sie eine Anstellung in einem anderssprachigen Teil der Schweiz. Sie arbeitete in der Verwaltung einer Firma, die Kugelschreiberpatronen produzierte. Als sie realisierte, dass die Maschinen durch eine leichte Veränderung anstatt Kugelschreiberpatronen auch Munition herstellten, kündigte sie. Sie machte für einige Monate einen Sprachaufenthalt und fand dann Arbeit in einem internationalen Handelsunternehmen in der Schweiz. Dort stellte sie fest, dass neben Nahrungsmitteln auch Luxusautos an Diktatoren verkauft und Panzer in Krisengebiete geliefert wurden. Sie erzählt: «Es war wieder Krieg und wieder unsauber gewesen.» (Lea) Sie kündigte die Stelle, zog zurück in ihre Heimatstadt und fand eine Stelle in der Direktion einer Bank. Sie überdachte ihr Leben: «Was kann ich machen? Jetzt

bin ich 22, habe die oberste Leitung im Büro erreicht, alle Diplome gemacht, alles, was man machen kann, ja, was mache ich jetzt?» (Lea)

In ihrer Heimatpfarrei nahm sie an spirituellen Angeboten der Redemptoristen teil. Dort kam sie in Kontakt mit neuen Formen der Spiritualität, wie Bibelgruppen und Meditationen. Dabei traf sie auf eine Praktikantin, die nach dem Praktikum Religionspädagogik studieren wollte. Lea entschied sich ebenfalls zu diesem Studium, und sie gründeten zusammen eine Wohngemeinschaft. Nach dem Abschluss überlegte sie sich, einem Orden beizutreten. Für ein Noviziat der Redemptoristen hätte sie aber ins Ausland gehen sollen, doch die Mentalität in Deutschland und in Österreich entsprach ihr nicht. Sie meldete sich deshalb bei ihrem Heimatbistum, und dieses vermittelte ihr eine Stelle als Religionspädagogin. Ihr vorgesetzter Pfarrer war krebskrank, wollte aber nicht, dass die Gemeinde davon erfuhr. Sie wollte ihm helfen. Sie holte sich Rat bei Ordensfrauen, die in der Pflege wirkten. Als der Pfarrer kündigte, entschied sie sich, in diesen Orden einzutreten. Während des Noviziats arbeitete sie in der Pflege. Danach ermöglichte ihr der Orden eine weitere Ausbildung. Sie entschied sich, Theologie auf dem Dritten Bildungsweg zu studieren.

Nach dem Abschluss wäre sie gern in die Spezialseelsorge gegangen, aber der Bischof verlangte, dass sie zuerst Pfarreierfahrung sammle. Darum arbeitete sie zunächst als Pastoralassistentin in einer Pfarrei und übernahm nach einigen Jahren eine Gemeindeleiterinstelle. Sie wählte eine Pfarrei, in der sie mit ihren Mitschwestern im Pfarrhaus leben konnte. Zusammen wollten sie offene Seelsorge anbieten. Sie wirkte fast zwanzig Jahre in der Pfarreiseelsorge. Die letzten Jahre in der Pfarrei waren geprägt von der Unsicherheit über die Umsetzung der Pastoralräume. Sie verliess die Pfarrei, nachdem sie von ihrem Orden in eine neue Position gewählt wurde.

Fazit: Lea suchte einen ethisch vertretbaren Beruf und eine sinnvolle Tätigkeit. Beruflich erreichte sie bereits in jungen Jahren viel. Doch sie wollte nicht nur einen guten Lohn und eine sichere Arbeitsstelle, sondern eine sinnstiftende berufliche Tätigkeit. Sie entschied sich als junge Frau bewusst gegen eine Karriere in der Wirtschaft, weil sie nicht Teil sein wollte von unethischen (Kriegs-)Geschäften. Das Religionspädagogikstudium war für sie eine Möglichkeit zur beruflichen Umorientierung. Doch sie wollte mehr als einen Berufswechsel. Sie suchte eine andere Lebensform. Darum trat sie in einen Orden ein. Sie entschied sich, Theologie zu

studieren, wurde Seelsorgerin und fand darin eine sinnstiftende Aufgabe im Dienst am Nächsten.

Nina (48): Sich bewähren in den anvertrauten Aufgaben
Nina wuchs in einer katholischen Familie in einem katholisch geprägten Dorf in einer mehrheitlich römisch-katholischen Teilrepublik des damaligen Jugoslawien auf. Die Kirche hatte im Dorf ihrer Kindheit einen festen Platz. Ninas Platz war entweder in der Kirche oder zu Hause. Nach der Schule konnte sie entweder in den Gottesdienst gehen oder zu Hause helfen. Die regelmässigen Gebete gliederten ihren Alltag. Als Gymnasialschülerin besuchte sie bei Ordensfrauen Exerzitien und war derart begeistert, dass sie in den Orden eintrat. Dort begann sie eine katechetische Ausbildung und besuchte und unterstützte auch ältere Menschen. Nach zwei Jahren trat sie aus dem Orden aus und machte ihr Abitur. Nach dem Schulabschluss boten Verwandte in der Schweiz an, die junge Frau aufzunehmen, denn ein Krieg war ausgebrochen. In der Schweiz arbeitete Nina in einem Restaurant, um Geld zu verdienen. Dann entschied sie sich, ein Theologiestudium zu beginnen. Während des Studiums empfahl ihr ein Priester, das Theologiestudium abzubrechen und ans Religionspädagogische Institut zu wechseln, um früher arbeiten zu können. Dies tat sie, und als sie nach dem Abschluss noch Theologie studieren wollte, fand dies wenig Unterstützung. Ihre Vorgesetzten in der Pfarrei wollten, dass sie bleibe. Nina begründete dies so: «Wenn du gute Leute hast, willst du, dass sie bleiben. Sie wollten immer, dass ich bleibe, nicht weitere Ausbildungen mache, weil sie mir viel zugemutet und vertraut haben.» (Nina)

Sie studierte dann doch noch Theologie. Danach meldete sie sich für die Berufseinführung an. Das Bistum wollte, dass sie als Pastoralassistentin in eine Pfarrei wechsle, wo sie nicht schon vorher als Religionspädagogin gearbeitet hatte. Das wollte sie nicht, darum arbeitete sie in derselben Pfarrei weiter, ohne die Berufseinführung zu machen. Nach einigen Jahren ging sie in eine Nachbarpfarrei, besuchte dort die Berufseinführung und auf Anfrage des Bistums anschliessend den Gemeindeleiterkurs. Daraufhin übernahm sie eine Stelle als Pfarreiverantwortliche für eine kleine ländliche Pfarrei in einem Pastoralraum, wo sie bis heute wirkt.

Fazit: Nina hat in ihrer Jugend im Kloster beim Bügeln gelernt, dass man Aufgaben nicht nur erledigt, sondern dass man auch Freude daran haben kann. Es nicht nur machen, sondern gut machen. Man solle sich weniger

fragen, ob es die eigene Aufgabe sei, sondern sie einfach erledigen. Diese Haltung hat sie bewahrt. Nina bewährte sich stets in den Aufgaben, die man ihr anvertraute. Man traute ihr viel zu, und sie zeigte Fleiss und Engagement. Nina beschreibt, wie sie an ihren Arbeitsstellen positive Erfahrungen sammelte. Sie studierte gern und schloss ihre Ausbildungen sehr erfolgreich ab. Nach der Berufseinführung habe man sie gleich für den Gemeindeleiterkurs angemeldet. Es ging immer wieder weiter. Sie übernahm immer mehr Verantwortung und machte eine Karriere, die sie nie erwartet hätte.

Anna (50): Gratwanderin zwischen verschiedenen Welten

Anna wuchs in der Schweiz in einer Bauernfamilie auf. Sie war eine Nachzüglerin, ihre Geschwister waren einige Jahre älter. Sie war darum oft allein in der Natur unterwegs. Fasziniert vom Glockengeläute und dem Geschehen im Gottesdienst, ging sie als Kind allein zur Frühmesse.

In der Schule sagte Annas Lehrer, dass sie genug gute Noten hätte, um das Gymnasium zu besuchen. In ihrer Familie hatte noch nie jemand ein Gymnasium besucht. Der Vater war Bauer und schimpfte oft über die studierten Herren, die immer etwas entschieden, was gegen die Bauern war. Als Anna ihrer Mutter erzählte, dass ihr Lehrer ihr den Besuch des Gymnasiums vorschlug, fragte die Mutter sie, ob sie ins Gymnasium gehen wolle. Als Anna bejahte, liessen sie ihre Eltern gehen. Doch Anna fühlte sich in ihrer Situation oft alleingelassen und als Gratwanderin zwischen dem Leben der Familie auf dem Hof und der Welt des Gymnasiums. Es waren unterschiedliche Themen, die zu Hause am Esstisch und in der Schule besprochen wurden. Sie mochte zu Hause nicht viel erzählen, sonst hiess es, «was die wieder erzählen» (Anna). Im Gymnasium wollte sie nichts von ihrem Leben auf dem Hof erzählen, weil sie befürchtete, als rückständig zu gelten. In dieser Zeit sei sie hineingewachsen in die Rolle der Gratwanderin. Nach dem Abitur überlegte sie sich, Medizin zu studieren, getraute sich aber nicht. Auch Theologie war ein Thema, doch sie dachte: «Nein, ich mache das nicht, als Frau, nein, das will ich nicht, ich will nicht immer kämpfen.» (Anna)

Sie wollte nicht wieder Gratwanderin sein wie im Gymnasium. Sie suchte sich eine Arbeitsstelle, absolvierte eine Lehre und heiratete. Sie zog zu ihrem Mann auf den Bauernhof, half ihm bei der Arbeit, bekam Kinder und kümmerte sich um ihre kranke Mutter. Durch die Kinder erlebte sie die kirchlichen Bräuche wieder neu. Sie begann, sich in der Pfarrei zu

engagieren als Lektorin und im Kirchenchor. Zu Hause auf dem Hof arbeitete sie mit, aber es gehörte ihr nichts, «kein Nagel, nichts» (Anna). Das wurde ihr besonders bewusst, als es in der Beziehung zu Krisen kam. Sie wollte heraus aus der Abhängigkeit. Sie wollte etwas Eigenes. Sie realisierte, dass sie als Einziges ihren Glauben mitgenommen hatte, als sie zu ihrem Mann zog. Der Glaube gab ihr Trost. Als ihr Jüngster eingeschult wurde, begann sie Theologie zu studieren; zunächst als Hörerin, dann schrieb sie sich als Studentin ein. In ihrer Pfarrei gab es eine Gemeindeleiterin. Als sie ihr vom Studium erzählte, schlug diese ihr vor, Katechetin zu werden. Das empfand Anna als wenig unterstützend. Die Beratung der Universität, des Studiengangsleiters war entscheidend, dass sie das Studium begann. Sie studierte im Sommer weniger und arbeitete mehr auf dem Bauernhof, im Winter hingegen belegte sie umso mehr Vorlesungen. Die Tage an der Fakultät waren für sie spirituelle Tage. Das Weggehen von zu Hause an die Fakultät beschreibt sie als Unterbruch ihres Alltags. Es waren andere Gespräche mit anderen Leuten, die ein anderes Leben führten. Sie setzte sich mit anderen Themen auseinander. Anna erhielt durch das Studium Zugang zu einer anderen Welt. Es war eine Art des Austausches, den sie vorher nicht gekannt hatte. Es eröffnete ihr eine neue Art zu denken, zu begründen und zu argumentieren. Die Vorlesungen seien für sie «Spiritualität pur gewesen. Ich habe mich einfach vertiefen können in die Materie, es war eine andere Realität. Für mich war das erneut eine Gratwanderung, die einfach gut war.» (Anna)

Anna hatte manchmal Bedenken, ob sie Familie und Studium unter einen Hut bringen würde. In der Zeit sagte sie im Gebet:

> «Wenn du [Gott] denkst, ich vernachlässige die Familie, dann gib mir ein Zeichen, und ich höre auf. Die Familie ist mir wichtiger, meine Buben, die habe ich von Herzen gern. Ich kann dir [zur Interviewerin] sagen, es ist nie irgendetwas passiert, das mir zeigte, dass ich jetzt für die Familie da sein muss. Und es waren doch sechs Jahre, was für mich erstaunlich war. Wenn ich denke, was passieren kann mit Buben. Es ist nie irgendetwas gewesen, und für mich ist das rückblickend ein Zeichen gewesen: Geh den Weg, es ist gut, mach es.» (Anna)

Sie habe zu Beginn nie öffentlich gesagt, dass sie studierte, nach zwei, drei Jahren habe sie es den Geschwistern gesagt und daraufhin habe eine Nachbarin zu ihrem Sohn gesagt: «Ja gell, du Armer, Mutter geht zum Studieren, wer schaut denn zu dir.» (Anna) Anna stand daneben, und das sei ihr eingefahren und habe sie getroffen. Trotzdem zeigte sie sich ver-

söhnlich: «Ich glaube, es ist einfach so, und ich komme ja aus diesem Milieu und ich weiss, wie die Leute denken. Ich habe es ihnen nicht übelgenommen.» (Anna) Als sie das Theologiestudium begann, waren ihre Kinder bereits in der Oberstufe. Das Theologiestudium erlebte sie wiederum als Gratwanderin, aber diesmal deutete sie dies positiv.

Nach dem Studienabschluss trat sie eine Stelle als Pastoralassistentin an. Ihre erste Stelle erlebte sie als positiv, besonders die Begleitung durch den Pater. Sie habe noch nie erlebt, dass ihr eine Person so viel Vertrauen schenkte. Das stärkte sie. Es war auch dieser Pater, der sie auf eine freie Stelle in der Gemeindeleitung hinwies, als sie bereits an verschiedenen Stellen gearbeitet hatte. Sie bewarb sich für die Stelle, und das Bistum schlug ihr daraufhin eine andere Leitungsstelle vor. Sie vertraute darauf, dass sie hier am richtigen Ort sei und dass Gott ihr sagen würde, wenn er sie in einer anderen Funktion haben wollte.

Fazit: Anna war zwischen verschiedenen Welten unterwegs. Auch in ihrer jetzigen Tätigkeit fühlt sie sich oft als Gratwanderin, als Vermittlerin zwischen den Menschen. Heute arbeitet sie in einer ländlichen, traditionellen Gemeinde und versucht, Wege zu finden, mit verschiedenen Erwartungen umzugehen. Als Gratwanderin braucht es einen festen Tritt, denn der Pfad ist schmal. Ein falscher Schritt, und man stürzt hinunter. Durch den Glauben fand sie Halt in schwierigen Zeiten. Er ermöglichte ihr auch, einen Beruf zu wählen, in dem sie persönlich wachsen kann und den sie als sinnvoll erlebt.

Petra (53): Es zum Guten wenden

Petra wuchs in Deutschland auf. Ihre Familie war engagiert in einer Pfarrei, die von der Aufbruchsstimmung des II. Vatikanischen Konzils geprägt war. Petra durfte als erstes Mädchen Ministrantin werden, nachdem sie bei einem Ministranten-Fussballturnier, zu dem sie mit ihren Brüdern gefahren war, ein Tor geschossen hatte. Petra sagte, da habe sie gemerkt, worauf es in der Kirche ankomme: «im richtigen Augenblick die Tore schiessen, und dann kann sich plötzlich etwas bewegen» (Petra). Von da an durfte sie werktags ministrieren, ohne Gewand. Als Jugendliche wurde sie Jugendleiterin und gestaltete auch Jugendgottesdienste mit. Als sie an ihrer Firmung mit dem Bischof über die Möglichkeiten sprach, Theologie zu studieren, sagte er ihr: «Studieren kannst du schon, aber wenn es um die Anstellung geht, dann nehmen wir halt schon lieber

Männer.» (Petra) Das war für sie «irgendwie eine Bestätigung, dass das wahrscheinlich kein Weg ist» (Petra). Sie entschied sich für ein Medizinstudium. In der Zeit, in der sie auf einen Studienplatz in Medizin wartete, arbeitete sie zwei Jahre in einem Spital. Dann begann sie ein Theologiestudium in der Schweiz, da sie annahm, das Studium im Ausland würde die Sache mit dem Warteplatz in Deutschland nicht beeinflussen. Als sie sich nach dem Abschluss des Vordiploms in Theologie nach dem Studienplatz in Medizin erkundigte, gab es weiterhin keinen Platz für sie. Deswegen ging sie nach Deutschland und beendete dort ihr Theologiestudium. Petra sah für sich keine Berufsperspektiven in der Kirche: «Ich war ja immer in der Kirche und so, aber da arbeiten, das war irgendwie ausserhalb meines Denkens.» (Petra) Im Bewerberkreis ihres Bistums sah sie keine grossen Chancen, aufgenommen zu werden, weil sie zwei Jahre im Ausland studiert hatte. Als sie Freunde in der Schweiz besuchte, traf sie zufällig im Priesterseminar den Regens des Bistums, der ihr vorschlug, in seinem Bistum zu arbeiten. Daraufhin machte sie die Berufseinführung in der Schweiz. Sie heiratete einen Theologen, und zusammen wurden sie vom Bischof beauftragt, eine Arbeitsstelle in der Erwachsenenbildung aufzubauen. Dies taten sie, bis sie vom Bistum angefragt wurden, in die Seelsorge zu wechseln. Als sie Kinder bekamen, zog sich Petra aus der Seelsorge zurück und begann nach ein paar Jahren wieder Teilzeit in der Pfarrei zu arbeiten; mit steigenden Stellenprozenten, als die Kinder grösser waren. Die Familie war für sie ein Ausgleich zu ihrer pastoralen Tätigkeit, und zugleich war die pastorale Arbeit für sie ein guter Ausgleich zur Familienarbeit.

Sie erlebte viele Wechsel in der Leitungsverantwortung während der Zeit, als sie Teilzeit arbeitete. Deshalb beschloss sie, als die Kinder erwachsen waren, nicht ein drittes Mal die Leitungsvakanz als Gemeindeleiterin ad interim zu übernehmen, um dann, wenn eine neue Leitung gefunden war, nur noch einige wenige Jahre zu haben bis zur Pensionierung. Sie wollte mehr Verantwortung übernehmen und besprach sich mit ihrer Familie. Diese ermutigten sie, den Schritt zu wagen. Sie meldete sich beim Personalamt des Bistums, sie wäre bereit für eine neue Aufgabe. Sie entschied sich für eine Gemeindeleiterstelle in einer vorwiegend reformierten Gegend. Anders als in der traditionellen katholischen Gegend, in der sie bisher wirkte, habe sie in der Diaspora weniger liturgische Aufgaben und sei allein im Team mit der Sekretärin. Sie wohnt als Wochenaufenthalterin in der Pfarrei und pendelt an ihren freien Tagen zu ihrer Familie.

Fazit: Petras Motivation für ihre Arbeit ist das «Pascha-Mysterium[260] oder durch das Dunkle ans Licht» (Petra). Auch in ihrem Leben ist einiges anders gekommen, als sie dachte. Sie ist nicht Ärztin geworden, aber sie ist zufrieden mit ihrem Beruf. In schwierigen Situationen hat sie auch manchmal mit Gott gerungen und es dann so angenommen: Anscheinend will Gott jetzt diesen Weg für mich. Sie ging durch das Dunkle ins Licht, stellte sich den Herausforderungen und ging weiter, auch wenn es schwierig war.

Helen (50): Einen Glauben, der «verhebet»[261]

Helen wuchs in der Schweiz in einem Dorf auf, das zweigeteilt war in eine katholische und eine reformierte Welt. Sie gehörte zur katholischen. Ihre Mutter war sehr engagiert in der Pfarrei, als Katechetin, Kommunionhelferin und Präsidentin des Kirchenchors und der Frauengemeinschaft. Helen ging als Kind jeden Monat beichten, besuchte unter der Woche den Schülergottesdienst und ging am Sonntag zur Messe. Helen, ihre Schwester und ihre Freunde waren Teil einer Bibelbewegung und verbrachten ihre Freizeit in Bibelgruppen, die sie auch leiteten.

Nach der Schule wollte Helen mit Kindern arbeiten. Der Lehrer schlug ihr eine Ausbildung zur Kindergärtnerin vor, sie entschied sich für Kleinkindererzieherin. Nach dieser Ausbildung arbeitete sie in einem Kinderheim und bei einer Familie. Sie wollte den Beruf wechseln, arbeitete zeitweise in einem Restaurant. Weil sie dachte, «ich arbeite gerne mit Kindern und Menschen und ich finde den Glauben wichtig» (Helen), entschied sie sich für eine Ausbildung zur Religionspädagogin. Wegen ihrer Prägung in charismatischen Jugendgruppen hatte sie Bedenken, ob die Ausbildung genug christlich sei. Die distanzierten wissenschaftlichen Betrachtungen und das Hinterfragen von Glaubensinhalten während des Studiums forderten sie heraus. In dieser Zeit half ihr der Austausch mit einer geistigen Begleitung. Sie kam zur Erkenntnis: «Wenn der Glaube infrage gestellt wird und ich anfange zu zweifeln, dann darf das sein, und alles, was nicht verhebet, kann dann wegfallen.» (Helen)

260 Pascha-Mysterium (Ostergeheimnis) bezeichnet die Einheit von Leiden, Tod, und Auferstehung Christi sowie ihre Vergegenwärtigung in der Eucharistie; die Überwindung des Todes.

261 Verhebe, schweizerdeutsch für Halt/Festigkeit haben, Bestand haben.

Sie gestand dem Studium zu, dass es sie veränderte: «Ich habe auf einmal dem Studium zugestanden, dass es mich infrage stellen kann und auch etwas verändert, aber dass sich etwas herauskristallisieren kann, was mich trägt.» (Helen) Nach dem Studium überlegte sie sich, in eine Gemeinschaft einzutreten. Darum lebte sie für einige Monate in einem Haus der charismatischen Gemeinschaft ihrer Jugend, aber es war ihr nun zu eng. Sie entschied sich, zur Probe in der Pfarrei als Jugendseelsorgerin zu arbeiten. Die Arbeit mit den Menschen gefiel ihr, die Zusammenarbeit mit dem Priester lief gut. Nach dreijähriger Berufstätigkeit wurde sie von einem Priester, der mit ihrer Mutter zusammengearbeitet hatte, angefragt, ob sie mit ihm in seiner Pfarrei zusammenarbeiten wolle und dort die Leitung übernehmen würde. Helen sagte zu und wurde mit 29 Jahren Pfarreiverantwortliche. Als Religionspädagogin hatte sie vorher vor allem mit Kindern und Jugendlichen gearbeitet, in der Funktion als Pfarreiverantwortliche ergaben sich für sie neue Tätigkeitsfelder. Zum Religionsunterricht und zur Jugendarbeit kamen neu Beerdigungen und Predigten dazu. Da sie Religionspädagogik und nicht Theologie studiert hatte, konnte sie weder eine Berufseinführung noch ein Pastoraljahr machen, da dafür ein Theologiestudium Voraussetzung ist. Deswegen war sie bei der Umstellung weitgehend auf sich selbst gestellt. Sie blieb zwölf Jahre in dieser Pfarrei. Als sie vierzig Jahre alt wurde, entschied sie sich für einen Wechsel, um nicht für immer dort zu bleiben. Sie übernahm die Pfarreiverantwortung in einer neuen Pfarrei, in der sie bis heute tätig ist.

Fazit: In ihrer Kinder- und Jugendzeit lebte Helen einen sehr intensiven Glauben, der alle Bereiche ihres Lebens beeinflusste. Ihre Mutter, ihre Freunde und ihre Schwester waren alle kirchlich aktiv. Als sie dieses Umfeld verliess, musste sie einen neuen Zugang zum Glauben finden. Das Studium der Religionspädagogik forderte ihren bisher gelebten Glauben heraus. Sie wollte einen Glauben finden, der «verhebet», der hält, der trägt, auch in den Auseinandersetzungen mit der Welt und der Wissenschaft. In der Seelsorge realisierte sie, wie Glaubenssätze immer wieder neu herausfordernd sein und neu überdacht werden können. Einen Glauben finden, der trägt, «verhebet», ist eine persönliche Herausforderung, die sich in verschiedenen Lebenssituationen immer wieder neu stellt.

Tabea (55): Von der Dozentin zur Seelsorgerin – Grundvertrauen in Umbrüchen

Tabea wuchs in einem Dorf in einer katholischen Gegend in der Schweiz auf. Dort brach etwas auf, was das Dorf in zwei Lager teilte: Die Konservativen wollten die alten Traditionen bewahren, die Liberalen aufbrechen in eine andere Zeit. In Tabeas Dorf der Kindheit gab es zwei Parteien mit «zwei Musikgesellschaften, zwei Sportvereinen und zwei Wirtschaften» (Tabea). Auch in ihrer Familie gab es diese zwei Pole. Ihr Vater war «sehr liberal, offen […], sehr suchend, sehr kirchlich distanziert» (Tabea), während die Mutter stark in den Traditionen verwurzelt war durch ihr Aufwachsen in einer traditionell katholischen Bergregion. Weil Tabeas Vater bekennender Liberaler war und der Pfarrer fand, dass Liberale keine guten Christen seien, durfte ihr Bruder nicht Ministrant werden. Der Pfarrer bestimmte auch, wer ein guter Christ sei, abhängig von der Anzahl Gottesdienstbesuche und Maiandachten. Erinnert sich Tabea an die Erstkommunion, erinnert sie sich an die Angst, etwas falsch zu machen: «Wenn du mit dem linken Bein angefangen hast, anstatt mit dem rechten, dann hat es geknallt. Dann hast du eine Ohrfeige gekriegt.» (Tabea)

Sie ging in die nächste grössere Stadt ins Gymnasium und lernte dort in einer christlichen Theatergruppe einen anderen christlichen Kontext kennen. Zwei Kollegen, mit denen sie Theater und Musik gemacht hatte, studierten später Theologie, und Tabea begleitete sie in eine Vorlesung. Dies weckte in ihr das Interesse an Theologie. Sie fand es spannend, worüber man dort nachdachte und philosophierte. Sie realisierte, dass diese Themen sie «im Inneren schon immer sehr bewegt haben» (Tabea). Sie eröffnete ihrem Vater, dass sie Theologie studieren möchte. Er rastete fast aus. Er sagte ihr, dass ihr die Welt offenstehe und sie als Frau alle Freiheiten habe, sie habe die Matura und könne Jus oder Wirtschaft studieren. Er machte sich Sorgen um ihre Zukunft: «Frauen werden in der katholischen Kirche nur unterdrückt, du wirst ja nichts machen können.» (Tabea)

Für den liberalen Vater bedeutete die katholische Kirche das Gegenteil von Freiheiten: Beschränkung und Konservatismus, besonders für Frauen. Tabea begann das Theologiestudium und besuchte während ihres Austauschsemesters auch evangelische Vorlesungen. Sie befasste sich mit der Frage, ob sie die Konfession wechseln sollte, um evangelische Pfarrerin zu werden. Sie merkte aber, dass sie sehr an den katholischen Traditionen und Bräuchen hing, und wollte darum nicht wechseln. Je mehr sie sich mit dem Gottesdienst auseinandersetzte, desto mehr merkte sie, wie sehr sie am Vertrauten hing.

Während des Studiums unterrichtete sie in einem Praktikum Religion am Gymnasium; danach wurde sie angefragt, eine Vakanz als Religionslehrerin zu übernehmen. Das Unterrichten gefiel ihr, also entschied sie sich, nach dem Theologiestudium noch eine Ausbildung zur Primarlehrerin zu machen. Neben dieser Ausbildung unterrichtete sie selbst am Lehrerinnenseminar Fachdidaktik für den Religionsunterricht. Nach der Ausbildung unterrichtete sie weiter am Lehrerinnenseminar und erteilte auch Religionsunterricht für Kinder. Sie konnte jeweils am Nachmittag den zukünftigen Lehrenden erzählen, was am Morgen im Unterricht geschehen war. Nach zehn Jahren traf sie einen Theologieprofessor, der ihr eine Assistenzstelle anbot, die sie annahm. An ihrer neuen Stelle half sie mit bei der Gründung von neuen Instituten und an der Hochschule. Nebenbei arbeitete sie immer noch am Lehrerinnenseminar als Dozentin. Als dort die Bildungsinstitution umgestellt und eine Hochschule gebildet wurde, entschloss sie sich, Fachreferentin zu werden und das neue Religionsfach Ethik und Religion aufzubauen. An der Hochschule herrschte nicht mehr dieselbe Atmosphäre wie im Lehrerinnenseminar, in dem sie junge Menschen, meist im Teenageralter, über mehrere Jahre begleitet hatte: «Die Lehrerbildungszene wurde immer unpersönlicher, ich hatte nicht das Gefühl, ich würde Menschen begleiten, sondern es gehe um Moduleabbuchen. Vorher, in der fünfjährigen Lehrerseminarausbildung, hat man wirklich Menschen begleitet, und das hat mir als Person mehr gegeben.» (Tabea) Als sie fünfzig wurde und nach zwanzig Jahren in der Lehrerbildung überdachte sie ihr Leben und realisierte: «Mein Herz hatte ein bisschen Sehnsucht nach Theologie.» (Tabea) Sie vermisste die Beschäftigung mit theologischen Fragen und biblischen Texten: «Auch mal wieder ganz frei mit biblischen Texten arbeiten zu können und nicht zuerst eine halbe Stunde lang erklären zu müssen, warum sie drei biblische Geschichten kennen sollten, ein bisschen überspitzt gesagt.» (Tabea) Sie beendete ihre Zeit in der Lehrerinnenausbildung und entschied sich, in die Seelsorge zu gehen. Dafür machte sie zunächst die Berufseinführung, da sie vorher noch nie in einer Pfarrei gearbeitet hatte. Die Seelsorge gefiel ihr. Da sie bereits Leitungserfahrung hatte, wurde ihr bald die Pastoralraumleitung angeboten. Sie übernahm die Leitung ad interim für ein halbes Jahr. Anschliessend will sie eine andere Leitungsstelle suchen, wo sie mit einem neuen Team ihre wahrscheinlich letzte Stelle vor der Pensionierung übernehmen würde. Von der Landeskirche wurde sie angefragt, ob sie als geistliches Mitglied Synodalrätin werden möchte, und sie hat zugestimmt. Zurzeit ist sie gewählte Synodalrätin und schaut sich verschiedene Stellen an.

Fazit: Tabea hat viele Veränderungen erlebt und mitgetragen. Sie erlebte, wie sich die Bildungslandschaft veränderte, wie Hochschulen und Universitäten gegründet wurden. Sie erlebte auch die Veränderungen rund um das Fach Religion und dessen Stellenwert in neuen Lehrplänen. Auch liess sie sich als Dozentin immer wieder neu ein auf Diskussionen mit angehenden Lehrerinnen, um mit diesen die Stellung der Religion zu diskutieren. Sie gab im Alter von fünfzig Jahren, nachdem sie über zwanzig Jahre lang pädagogisch tätig war, ihre Position in der Lehrerinnenausbildung auf, um in die Seelsorge zu gehen. In der Pfarrei war sie ebenfalls mit den Herausforderungen einer sich wandelnden Kirche konfrontiert. Veränderungen machten ihr keine Angst, sondern sie stellte sich diesen Herausforderungen.

Manuela (47): Für die Aufrechterhaltung der Kirche vor Ort Verantwortung übernehmen

Manuela wuchs in einer ländlichen Region in der Schweiz auf. Sie übernahm früh Verantwortung, sei es, dass sie als Erstkommunionkind das heruntergefallene Kreuz aufhob oder eine Mädchengruppe des Blaurings aufbaute. Auf Wunsch des Pfarrers initiierte sie zudem eine Jungwachtgruppe für die Knaben. Die Gruppen durften den Jugendraum der Kirche nutzen. Dort machten sie ihre ersten Erfahrungen mit Alkohol und sprachen auch über religiöse Themen. Manuela ging auf eine katholische Mädchensekundarschule und besuchte danach das Lehrerinnenseminar. Während der Zeit im Seminar nahm sie an den Angeboten der katholischen Jugendseelsorge teil. Sie ging mit in Lager und beteiligte sich an Gesprächsgruppen. Sie sagt, sie habe dort gelernt zu kommunizieren. In diesen Gruppen habe sie erfahren, «was du denkst ist wichtig und gut und in Ordnung» (Manuela). Sie fühlte sich angenommen und geschätzt.

Nach ihrem Abschluss gab es nur wenige freie Stellen. Ihr Religionslehrer schlug ihr eine Stelle für eine Religionslehrerin der Oberstufe in einem Dorf vor. Sie nahm die Stelle an und begann die Ausbildung zur Katechetin. Als sie Mutter wurde, reduzierte sie ihr Pensum. Sie wurde von der Pfarrei angefragt, als Gruppenmutter Religionsunterricht zu Hause zu unterrichten. Dies gefiel ihr und motivierte sie, ihre Ausbildung zur Katechetin abzuschliessen, um nachher auch Erstkommunionvorbereitung unterrichten zu können. Zusätzlich unterrichtete sie noch Klassen in Deutsch als Fremdsprache. Sie wurde angefragt, immer mehr Religionsunterrichtsklassen zu übernehmen. Als sie auch in der Oberstufe

unterrichtete, machte sie, Katechetin im Nebenamt, eine Weiterbildung zur hauptamtlichen Katechetin. Als sie alleinerziehend wurde – inzwischen hatte sie zwei Kinder im Schulalter –, erhöhte sie ihr Pensum, denn sie musste sich das Leben verdienen. Sie arbeitete 60 bis 100 %. Als eine junge Theologin die Berufseinführung begann und wieder abbrach, entschied sich Manuela, eine Ausbildung zur Begleitung von Katechetinnen zu machen. Sie merkte, wie wichtig eine gute Begleitung beim Berufseinstieg ist. Vor zehn Jahren wollte sie sich weiterentwickeln und bewarb sich für eine Stelle in einer katechetischen Arbeitsstelle. Sie beendete ihre Tätigkeit in den Schulen und arbeitete fortan in der katechetischen Arbeitsstelle. Zudem übernahm sie in einer Pfarrei Teilzeitarbeit für die Firmvorbereitung auf den Schulstufen, wo sie gebraucht wurde. Sie arbeitete in vier verschiedenen Pfarreien eines Verbandes in unterschiedlichen Bereichen, suchte aber mehr Heimat.

In einer Pfarrei wurde die Stelle der Pfarreiverantwortlichen frei; diese Stelle war über ein Jahr vakant. Manuela fragte den Pfarrer und den Kirchenpräsidenten, ob sie sich als Bezugsperson bewerben könne. Die beiden unterstützten ihre Bewerbung und stellten sie mit 40 Stellenprozent ein. Zum ersten Mal brauchte Manuela für ihre Aufgabe nun eine Missio vom Bischof – eine neue Situation für sie. Vorher zählten vor allem die Weiterbildungen, die sie gemacht hatte, und ihre Berufserfahrung. Sie bekam die Missio und wurde als Pfarreibeauftragte eingesetzt. Als Pfarreibeauftrage arbeitet sie eng mit einem Theologen zusammen, der ebenfalls ein Teilzeitpensum in der Pfarrei hat.

Fazit: Um die Seelsorge vor Ort aufrechtzuerhalten, braucht es Frauen wie Manuela. Darum werden hauptamtliche Katechetinnen wie Manuela in der Pfarreiverantwortung eingesetzt. Dieses Modell bietet langjährigen Katechetinnen eine Möglichkeit, sich beruflich weiterzuentwickeln. Als Katechetin ist Manuela gewohnt, komplexe Glaubensinhalte verständlich zu erklären, und das hilft ihr auch in der Seelsorge. Sie ist mit den Menschen vor Ort auf dem Weg, begleitet sie und ermöglicht so ein gemeinschaftliches Zusammenleben von Kirche vor Ort.

Bea (59): Es als Ehepaar gemeinsam wagen

Bea war als Kind oft krank, deshalb traute sie sich nicht, in einer Jugendgruppe mitzumachen. Damit sie trotz ihrer Erkrankung eine höhere Schule besuchen konnte, ging sie in eine katholische Mädchenschule, um

in einem geschützten Umfeld zu sein. Sie ministrierte aber nicht, sie wollte nicht hineingezogen werden in etwas, das ihr zu eng war. Auch in der Schule wählte sie nicht den Leistungskurs im Fach Religion, denn sie wollte nicht auf diese Schiene geraten. Nach dem Abitur studierte sie aus Interesse Theologie. Die ersten zwei Jahre pendelte sie an die Universität und wohnte zu Hause, dann zog sie in die Stadt. In den Bewerberkreis des Bistums wollte sie eigentlich nicht, weil es ihr zu eng war. Nach dem Studienabschluss begann sie eine Dissertation. Doch ihr Doktorvater sagte, dass ihr Thema bereits behandelt wurde, zudem lief ihr Stipendium bald ab. Sie heiratete einen Theologen, der ebenfalls im Doktoratsstudium war. Nach der Heirat erzählte sie ihre Biografie in der Wir-Form. So beschreibt sie den Entschluss, sich bei den Bistümern zu bewerben. «Wir dachten, ein praktischer Einstieg ins Berufsleben sei wichtig.» (Bea) Sie prüften verschiedene Optionen in verschiedenen Bistümern und entschieden sich für eine Stelle in der Schweiz.

In der Pfarreiarbeit teilten sich Bea und ihr Ehemann eine Vollzeitstelle, um noch Zeit für das Schreiben der Doktorarbeit zu haben. Kurz bevor sie die Stelle antraten, verstarb der Pfarrer. Sie suchten einen Priester, und zusammen leiteten sie die Pfarrei in einem Dreierleitungsmodell. Dies funktionierte über mehrere Jahre gut und kollegial. Nach acht Jahren wechselte der Priester die Pfarrei, und sie leiteten als Gemeindeleiterehepaar in solidum[262] die Pfarrei. Dreizehn Jahre lang waren sie als Ehepaar gleichberechtigte Partner in der Gemeindeleitung.

Sie arbeiteten immer über die Vollzeitstelle hinaus und übernahmen auch Aufgaben in Gremien und für das Bistum. Das Team der Mitarbeitenden der Pfarrei bauten sie stetig aus; zu Beginn waren es zwei Katechetinnen, als sie gingen, waren es über zwanzig Mitarbeitende.

Nach zwanzig Jahren in derselben Pfarrei wollten sie einen Wechsel. Seit einem Jahr sind sie nun in einer neuen Stelle als Gemeindeleiterehepaar tätig. Bea, die schon vorher mehr Leitungsaufgaben übernommen hatte, hat nun zwei Drittel der Leitungsaufgaben übernommen. Sie ist die Vorgesetzte der Mitarbeitenden; ihr Mann hat ein Drittel der Leitungsaufgaben übernommen, weil er noch eine externe Stelle angenommen hat. Die Liturgie leiten sie abwechslungsweise.

262 «In solidum» ist ein Ausdruck aus dem Kirchenrecht (can. 517 § 1 CIC/83), der dort verwendet wird, wenn mehrere Priester zusammen eine Pfarrei leiten.

Fazit: Bea war sich unsicher, ob ein Engagement bei der Kirche das richtige für sie ist, bis sie verheiratet war und es mit ihrem Mann zusammen wagte. Als Ehepaar leiten sie die Pfarrei. Sie teilen sich die Arbeit und unterstützen sich gegenseitig. Dadurch haben sie auch Ressourcen, um sich neben der Pfarreiarbeit noch in anderen Gremien und Tätigkeitsfeldern zu engagieren.

Diara (53): Emanzipation von der Diakonentochter zur Gemeindeleiterin

Diara wuchs in einem kleinen Dorf auf, in dem ihr Vater geweihter Diakon und Mesner war. Als Kind verbrachte sie viel Zeit in der Kirche, half beim Polieren von liturgischen Gegenständen und beim Schmücken der Kirche in der Adventszeit. Es war «ein latentes religiöses Klima daheim» (Diara). Als Jugendliche rebellierte sie gegen den sonntäglichen Gottesdienstbesuch, daraufhin meldete ihre Mutter sie für eine Jugendwallfahrt nach Lourdes an. Dort traf sie gläubige Jugendliche und lernte neue liturgische Gottesdienstformen kennen. Zurück zu Hause, dachte sie, «man könnte mehr machen» (Diara). Daraufhin organisierte sie ein Krippenspiel zu Weihnachten und führte Freizeitangebote für die Ministranten ein. Diara überlegte sich, nach dem Schulabschluss eine Lehre zu machen. Sie überlegte sich auch, Agronomie zu studieren, doch dies war für ihre Mutter kein Beruf für eine Frau. Als sie mit ihrem Religionslehrer davon sprach, Religionspädagogik zu studieren, fragte er sie: «Warum nicht gleich Theologie?» (Diara) Daraufhin begann sie, Theologie zu studieren. Während des Studiums erfuhr sie vom Beruf der Pastoralreferentin, sie sah dies als mögliche Berufsperspektive für sich. Diara wusste, dass sie im Bewerberkreis des Bistums eine Sonderstellung und gute Chancen auf eine Anstellung hatte, da man ihren Vater als Diakon im Bistum kannte und ihre Mutter bei den Diakonen-Frauen engagiert war. Um sich der Rolle der Diakonentochter zu entziehen, bewarb sie sich im Ausland. Als sie die Zusage für eine Stelle in der Schweiz bekam, meldete sie sich bei ihrem Heimatbistum ab. Das Bistum war enttäuscht, «weil sie sich von mir so viel erwartet hatten für das Diakonat der Frau» (Diara). Sie entfloh dem Schatten ihrer Eltern und wollte in einem Land, in dem niemand ihre Eltern kannte, einen Neustart wagen.

Sie absolvierte die Berufseinführung in der Schweiz. Sie arbeitete als Pastoralassistentin in der Funktion der Bezugsperson einer Pfarrei sowie als Jugendstellenleiterin und als Predigerin in den Medien. Zeitweise ver-

suchte sie sich mit Pfarreiangeboten selbstständig zu machen, nahm dann aber wieder eine Stelle in einer Pfarrei als Pastoralassistentin an. Als diese Pfarrei nach drei Jahren zu einer Seelsorgeeinheit wurde, bestimmte man sie zur Pfarreibeauftragten. Der Pfarrer sagte, er sei in allen Pfarreien und darum sei es gut, wenn sie vor Ort verantwortlich sei als Pfarreiverantwortliche. Sie teilten sich die Arbeit so auf, dass der Pfarrer die repräsentativen Aufgaben übernahm und sie ihm zuarbeitete. Sie war Ansprechsperson für die Sekretariatsmitarbeitenden, führte die Pfarramtsbücher und organisierte viel im Hintergrund. Der Pfarrer war sichtbarer, bekam Lob und Anerkennung, weil er im Gottesdienst vorne stand, aber die ganze Planung machte sie. Als der Pfarrer sagte, dass er die Pfarrei wechsle, waren die Leute besorgt, wie das gehen soll ohne Pfarrer. Wie viel Diara bereits im Hintergrund machte, war den Gemeindemitgliedern nicht bewusst. Für die Zeit der Pfarrvakanz erhielt sie die ausserordentliche Tauferlaubnis. Wenn ein neuer Pfarrer kommt, will sie sich vom ihm nicht dreinreden lassen. Das mache sie nicht mehr. Sie habe jetzt noch ein paar Jahre bis zur Pensionierung und lasse nicht mehr alles mit sich machen.

Fazit: Diara hat sich emanzipiert[263] in dem Sinne, dass sie nicht mehr dadurch bestimmt wird, dass sie die Tochter eines Diakons ist oder die Assistentin eines Pfarrers. Sie entzog sich als junge Erwachsene dem Schatten ihres Vaters mit der Bewerbung im Ausland. Als Pfarreiverantwortliche hat sie sich dem Pfarrer gegenüber emanzipiert, dem sie jahrelang zugearbeitet hatte. Mit die Annahme der Leitungsfunktion hat sie gemerkt, dass sie das kann. Sie hat die Leitungsverantwortung nicht gesucht. Doch sie ist daran gewachsen und will sich nicht wieder einschränken lassen von einem neuen Pfarrer.

Eva (74): Gemeindeleiterin ad interim – Kontinuität im Wechsel

Eva wuchs auf einem Bauernhof auf und leitete in ihrer Freizeit Jugendgruppen. Sie absolvierte eine Ausbildung zur Kindergärtnerin, die auch die Ausbildung zur Katechetin beinhaltete. Im Seminar unterrichteten Ordensfrauen, und ihre erste Stelle trat sie in einem Kindergarten an, der ebenfalls von Ordensfrauen geführt wurde. In dieser Zeit kam sie in Kontakt mit einem Hilfswerk, das Ferienaufenthalte für Kinder vermittelte.

263 Emanzipation wird hier verwendet in Anlehnung an die ursprüngliche lateinische Bedeutung: Befreiung aus der Abhängigkeit eines Patriarchen.

Sie begleitete als Betreuerin die Kinder in den Ferien und kam so erstmals in die Schweiz. Nach zwei Jahren zog sie in die Schweiz, um ein Heim für Kinder zu leiten, die nach dem Ferienlager nicht mehr zurück in ihre Familie konnten. Sie arbeitete dort und in einem anderen Heim, heiratete einen Schweizer, arbeitete dann wieder als Kindergärtnerin und machte eine Ausbildung zur Sozialarbeiterin. Danach begann sie in der Pflegekindervermittlung zu arbeiten. Als sie eigene Kinder bekam, belasteten sie die Schicksale der Pflegekinder so sehr, dass sie sich aus dem Beruf zurückzog. Damit hatte sie mehr Zeit, sich als Freiwillige in der Pfarrei zu engagieren. Sie half mit bei der Gestaltung von voreucharistischen Gottesdiensten für Kinder vor der Erstkommunion und leitete Kurse dazu. Sie gründete einen Mütterverein und begann als Katechetin zu arbeiten. Dabei baute sie die Elternarbeit aus und bezog die Eltern mehr in die Erstkommunionvorbereitung ein.

Als ihre Kinder erwachsen waren und sie fünfzig Jahre alt wurde, entschied sie sich, ein Theologiestudium auf dem Dritten Bildungsweg zu machen. Ihr Mann, der zu dem Zeitpunkt schon pensioniert war, sowie die Pfarreiverantwortlichen, die sie baten, weiterhin Religionsunterricht zu geben, unterstützten ihr Vorhaben. Nach dem Studium arbeitete sie weiter in derselben Pfarrei, nun als Pastoralassistentin. Sie erlebte viele Pfarrerwechsel in der Pfarrei, in der sie tätig war. Sie blieb dabei die vertraute Ansprechperson, die die Kontinuität aufrechterhielt. Die Funktion der Gemeindeleiterin übernahm sie zuerst informell. Weil der Pfarrer alt war, übernahm sie immer mehr Aufgaben. Als der Pfarrer in Pension ging, wurde sie offiziell Gemeindeleiterin ad interim. Als nach anderthalb Jahren wieder ein neuer Pfarrer kam, gab sie die Gemeindeleitung ab. Dadurch hatte sie weniger administrativen Aufwand und mehr Zeit für die Seelsorge. Auch wenn sie nicht Gemeindeleiterin war, hatte sie dennoch viel Einfluss. Sie setzte sich ein für Katechetinnen und leitete Beschwerden und Anregungen der Gemeindemitglieder an den Pfarrer weiter. Sie arbeitete über die Pensionierung hinaus als Seelsorgerin in einem Altersheim und stand auf Anfrage Beerdigungen vor. Jetzt ist sie pensioniert, betreut ihre Enkel und hilft als Freiwillige in einer Seelsorgeeinrichtung.

Fazit: Offiziell war Eva nur kurze Zeit Gemeindeleiterin ad interim. Doch sie verfügte stets über einen gewissen Einfluss, da die Menschen im Ort sie kannten und schätzten. Während die Pfarrer alle paar Jahre wechselten, war sie über zwanzig Jahre in derselben Pfarrei tätig. Sie kannte die Vorgänge und die Personen im Ort. Frauen wie Eva, die über das Ver-

trauen der Gemeindemitglieder verfügen, jedoch nicht offiziell die Leitung übernahmen oder nur ad interim, sind es, die durch Kontinuität das Gemeindeleben aufrechterhalten.

Gabi (70): Dafür kämpfen, dass die Entwicklung weitergeht

Gabi wuchs in einer traditionell katholisch geprägten Stadt in der Schweiz auf. Ihr Vater war katholisch und ihre Mutter reformiert. Nach ihrer Geburt drängten die Spitalschwestern auf eine Taufe in der Spitalkapelle, damit das Mädchen nicht wie die Mutter reformiert getauft wurde. Gabi verbrachte als Kind ihre Freizeit in den Mädchengruppen des Blaurings. Zum sonntäglichen Gottesdienst zog sie die Blauringuniform an und setzte sich zu den anderen Blauringmädchen.

Für die Lehrstelle zog sie in eine grössere reformierte Stadt. Sie kam zurück in ihre Geburtsstadt, als sie verheiratet und Mutter war. Sie wohnte mit ihrer Familie neben dem Pfarrhaus und engagierte sich als Freiwillige in der Pfarrei. Die neue Art der Katechese, wie Schülern der Glaube weitergegeben wurde, interessierte sie. Darum entschloss sie sich, Katechetin zu werden. Sie unterrichtete als Katechetin und begann, als ihre Kinder grösser waren, ein Theologiestudium auf dem Dritten Bildungsweg. Als in ihrem Bistum der Bischof zurücktrat, weil seine Freundin ein Kind erwartete, sammelten Gabi und Gleichgesinnte Unterschriften für die Abschaffung des Zölibats und die Zulassung von Frauen zum Priesteramt und reichten sie beim Bistum ein. Für dieses Anliegen steht sie bis heute ein. Ihr Mann verstarb durch einen Unfall. Das Studium und ihre Studienkolleginnen und -kollegen gaben ihr Halt in dieser schwierigen Zeit. Ihre erste Stelle als Pastoralassistentin in Ausbildung war in einer Pfarrei ohne Pfarrer, weshalb sie bereits dort Aufgaben einer Gemeindeleiterin übernahm. Als Berufseinsteigerin erhielt sie kaum Unterstützung; sie war allein mit den Katechetinnen und der Sekretärin. Als nach zwei Jahren ein neuer Pfarrer gefunden wurde, legte man ihr nahe, zu gehen: «Er war halt ein Mann und ein Pfarrer und dann hat man die Frau wieder genommen wie eine Marionette und woanders hingetan, das ist halt so.» (Gabi) Sie ging ungern weg von der Pfarrei und den Menschen, die sie liebgewonnen hatte. Dass man ihr den neuen Pfarrer vorzog, verletzte sie. Das Bistum schlug ihr eine Gemeindeleitung in einer kleineren ländlichen Pfarrei vor. Sie bewarb sich widerwillig, wurde eingestellt und wirkte dort als Gemeindeleiterin. Sie arbeitete dort ein paar Jahre und nahm sich dann eine Auszeit von einem Jahr. In der Zwischenzeit heiratete sie erneut und wollte

sich Zeit nehmen, ihre Spiritualität neu zu pflegen. Danach meldete sie sich wieder beim Personalamt des Bistums und übernahm eine neue Gemeindeleiterstelle. Dort blieb sie während zehn Jahren bis zu ihrer Pensionierung. Nach der Pensionierung leitete sie als Aushilfe Gottesdienste und schrieb eine Kolumne. Dies wolle sie auch künftig machen. Auch wenn sie achtzig Jahre alt sei, wolle sie sich einsetzen für eine Kirche, in der Frauen dieselben Rechte haben wie Männer.

Fazit: Gabi hat im Verlauf ihres Lebens erfahren, wie gesellschaftliche Normen sich wandelten und die Emanzipation der Frau in der Gesellschaft voranging. Sie erlebte, wie auch die Kirche sich wandelte; sie ist nicht mehr die gleiche wie die vorkonziliare Kirche ihrer Kindheit. Dass sich die Stellung der Frau in der Kirche aber kaum geändert hat und Frauen immer noch diskriminiert werden, will sie nicht akzeptieren. Sie stammt aus der Generation der 1968er, die durch politische Forderungen die Gesellschaft veränderte. In der Kirche hingegen werden immer noch zölibatäre Männer bevorzugt. Dagegen legt sie Protest ein und will die Kirche von innen heraus verändern.

Fazit: Seelsorge als sinnvolle sozial-diakonische Aufgabe
Seelsorge wird als sinnvolle sozial-diakonische Aufgabe erlebt, deshalb wird auch ein Beruf in diesem Bereich angestrebt. Die Befragten hatten bereits einen Beruf, doch sie suchten eine Aufgabe, in der sie ganz aufgehen und ihre Talente einbringen können. Die Kirche mit ihrer diakonischen Ausrichtung bietet diesen Frauen die Möglichkeit, dies im beruflichen Engagement als Seelsorgerin zu tun. Sie finden im Beruf der Seelsorge eine sinnvolle Aufgabe, die dem Allgemeinwohl dient. Das Begleiten von Menschen in verschiedenen Lebenslagen ist es, was ihnen an ihrer pastoralen Tätigkeit als Seelsorgerinnen in der Pfarreiarbeit gefällt.

2. Bildung von Identität

Durch Vergleiche zwischen den Biografien haben sich zentrale Kategorien der biografischen Entwicklung hin zur Gemeindeleiterin herausgebildet. Es sind Stationen ihrer Biografie, die sie durchlaufen haben. Eine Biografie baut sich schrittweise auf, auch die der befragten Gemeindelei-

terinnen. Nicht jede Station wird von den Befragten gleich erlebt, doch ist es mir gelungen, einige zentrale identitätsbildende Kategorien zu identifizieren und durch Vergleiche auszudifferenzieren und darzustellen. Im Folgenden werden biografische identitätsbildende Kategorien dargestellt, wie sie von den Befragten erlebt wurden.

2.1 Konfessionelle Erziehung von Mädchen

In der Kindheit der Befragten waren es weitgehend Frauen, die den Mädchen den Glauben vermittelten. Mütter oder Grossmütter erzählten Geschichten aus der Bibel, beteten mit ihnen und beantworteten ihre Fragen. Der Religionsunterricht wurde meist von Frauen erteilt, besonders in den ersten Schuljahren waren es meist Ordensfrauen, die als Katechetinnen wirkten. Männliche Glaubensvermittler wie Priester waren in der Kindheit meist nicht Teil der Lebenswelt der Mädchen. Vereinzelt erinnern sie sich an Religionsunterricht beim Pfarrer oder Vikar, der überfordert war mit der Klassenführung und gutes Christsein davon abhängig machte, wie oft die Familie in die Kirche ging. Aussagen aus dem Religionsunterricht wurden auch mit den Müttern besprochen, wie Eva anhand der Sündenlehre erzählt: «Da hat meine Mutter manchmal gesagt, das musst du nicht so ansehen, das kann nicht sein, das kann nicht Sünde sein. So was macht ein Kind nicht.» (Eva) Zusammen mit der Mutter nahm sie eine neue Deutung der Aussagen im Religionsunterricht vor. Einige Mütter kritisierten die Aussagen des Pfarrers, meldeten die Tochter jedoch nicht vom Religionsunterricht ab.

Auch mit Vätern wurden Glaubensfragen besprochen, wie Susanne erzählt: «Also mit dreizehn habe ich so einen Naturfilm gesehen und da hatte ich das Gefühl, die Natur erklärt sich selber, da braucht es keinen Gott, und da habe ich mich losgesagt vom Glauben, habe dann auch mit dem Vater darüber geredet und gesagt, ich könne mir nicht vorstellen, dass die Natur selber durch Zufall entstanden ist, aber ja klar, wir wissen es nicht, wir sind da frei.» (Susanne) Der Vater war für sie eine Ansprechperson für solche Frage nach dem Wirken Gottes. Einige Väter beteiligten sich an Zubettgehritualen oder leiteten das Gebet am Esstisch. Der Kirche gegenüber waren die Väter meist kritisch eingestellt. Sonntags, an ihrem freien Tag, gingen sie lieber jagen oder anderen persönlichen Interessen nach.

Als Mädchen ministrieren zu können, stand bei den meisten Befragten nicht zur Diskussion.[264] Ida erzählt: «Ministrieren war da noch keine Frauensache. Mädchen durften das nicht. Mein Bruder durfte, und wir waren etwas neidisch. Wir haben dann in der Kirche gespielt und dort Ministrieren gespielt.» (Ida) Andere hörten von Pfarrern Sätze wie: «Solange wir noch Buben haben, brauchen wir keine Mädchen.» (Christine) Klara und ihre Freundin fragten als Kinder ihren Pfarrer, ob sie in der Osternacht das Licht in die dunkle Kirche tragen dürfen. Er erlaubte es ihnen. Als die Mädchen in die Sakristei kamen, reklamierten die Buben, dass die Mädchen in der Osternacht ministrieren dürfen, obwohl sie sonst nie ministrierten. Manuela wollte ministrieren und war genervt, weil sie es nicht durfte. Nur eine Befragte, Petra, wurde Ministrantin, nachdem sie am Ministranten-Fussballtournier ein Tor geschossen hatte: «Vom Moment an durfte ich ministrieren, aber nur werktags und ohne Gewand und das hat mir irgendwie gezeigt, worauf es in der Kirche eigentlich ankommt.» (Petra) Petra machte die Erfahrung, dass, wenn man im richtigen Moment am richtigen Ort ist, sich etwas bewegen kann.

Die anderen Befragten wuchsen mit der Erfahrung auf, dass der Altarraum eine Männerdomäne ist. Die Handlungen der Priester während des Zelebrierens der Messe wurden als weit weg erfahren. Für Anna als Kind war gerade dies faszinierend: «Für mich war es geheimnisvoll, ein richtiges Geheimnis, und das habe ich genossen.» (Anna) Sie ging vor Schulbeginn in die Werktagsgottesdienste. Sie wurde nie angefragt zu ministrieren. Sie meint, als Junge wäre dies wohl anders gewesen, sie wäre mehr gesehen und gefördert worden in der Kirche. Die Befragten kamen erst als Jugendliche mit Kirchenmännern in Kontakt, meist einem Präses (Vikar oder Laientheologen), mit denen sie Projekte umsetzten, oder einem Religionslehrer, mit dem sie über Glaubensinhalte sprachen und der auch ihr Interesse an der Theologie weckte.

Förderung als Mädchen erlebten Befragte in katholischen Schulen. Katholische Schulen und Internate waren geschlechtergetrennte Orte. Die

264 Offiziell verkündete der Heilige Stuhl erst 1994, dass auch Frauen zum Altardienst zuzulassen sind. Bereits ab den 1970er-Jahren nahmen vereinzelte Pfarreien Ministrantinnen auf, im Zuge der Liturgiereform nach dem II. Vatikanischen Konzil. AAS 86 (1994), 541: «Utrum inter munera liturgica quibus laici, sive viri sive mulieres, iuxta C. I.C. can. 230, § 2 fungi possunt, adnumerari etiam possit servitium ad altare.» Vgl. Neumann, Vom Verbot zum selbstverständlichen Miteinander.

Mädchen wurden von Ordensfrauen unterrichtet. Das Miteinander und der Zusammenhalt unter den Mädchen werden als positiv erinnert. Die katholischen Schulen waren kleiner und familiärer als die staatlichen. Es waren Orte, an denen sie als Mädchen gefördert wurden und die es vor allem den älteren Befragten ermöglichten, eine Ausbildung zur Lehrerin oder Kindergärtnerin zu machen und eine erste Anstellung als Pädagogin in den Einrichtungen des Ordens zu finden. Innerhalb des katholischen Milieus erlebten Frauen also durchaus auch Förderung.

Da die religiöse Erziehung in der Kindheit weitgehend durch Frauen stattfindet, ist die Einstellung von Frauen gegenüber der Religiosität entscheidend dafür, wie der Glaube an die Kinder weitergegeben wird. Dies zeigt auch, wie wichtig Frauen in der Glaubensweitergabe an Kinder sind. Wenn Frauen sich von der Kirche abwenden, weil sie nicht hinter den Normen der Kirche stehen oder durch die Vorgaben der Kirche benachteiligt werden, hat dies Auswirkungen auf die Kinder und somit auch auf die nächste Generation.

2.2 Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft

Alle Befragten wurden katholisch sozialisiert, das heisst, sie wurden katholisch getauft, gingen in den katholischen Religionsunterricht, feierten die Erstkommunion und wurden als Jugendliche gefirmt. Die Sakramente der Taufe und der Erstkommunion dienten als Zeichen der Eingliederung in die Gemeinschaft der Kirche vor Ort. In traditionell katholischen Regionen der Schweiz wurde die Erstkommunion mit einer Prozession durch das Dorf gefeiert. Vom Sakrament der Firmung blieb den meisten Befragten die Aufregung um den Bischofsbesuch in Erinnerung. Der hohe Besuch war ein grosses Ereignis im Dorf. Die Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft, die auch ausserhalb des Dorfes bestand, und die damit verbundene Hierarchie wurden damit sichtbar und durch die Person des Bischofes repräsentiert.

Die Glaubenspraxis in Kindheit und Jugend wird als Mitgehen und Mitmachen in der Gemeinschaft erlebt, die in der Wir-Form beschrieben wird: Wir beteten und wir gingen sonntags zur Kirche. Wird Religiosität in der Kinder- und Jugendzeit als Teil einer Gruppe wie der Familie oder einer Jugendgruppe gelebt, kommt es in der Jugend zu einem Individualisierungsprozess. Der Entschluss, als Mädchen eine höhere Schule zu

besuchen, war ein Prozess der Entfremdung und bewirkte Orientierungslosigkeit, die zu intensiven Suchprozessen führte. In diesen Krisen entwickelt sich ein individueller, persönlicher Glaube. Dieser zeigt sich auch darin, dass erzählt wird, wie im Gebet Gott direkt um etwas gebeten wird.

Eine katholische Alltagskultur, die alle Bereiche des Lebens durchtränkte, erlebten die Gemeindeleiterinnen der ersten Generation, die in den 1940er- und 50er-Jahren in ländlichen katholischen Regionen der Schweiz aufwuchsen. Katholische Bräuche waren Teil des Dorflebens und Fixpunkte im Jahresverlauf. Glaube, Kirche und deren Traditionen waren Teil des Alltags und des Zusammenlebens. Sie strukturierten den Tagesablauf und den Jahresverlauf, dies wurde von der Dorfgemeinschaft und in der Familie kaum hinterfragt.

Die Befragten erzählen, wie in den 1960er- und 70er-Jahren diese katholische Alltagskultur bruchhaft wurde. In mehrheitlich traditionell katholischen Gebieten bildeten sich seit dem 19. Jahrhundert zwei Lager mit unterschiedlichen Auffassungen zur Frage heraus, wie mit dem gesellschaftlichen Wandel umzugehen sei: die Liberalen und die Konservativen. Die Konservativen wollten die Traditionen bewahren, während die Liberalen aufbrechen und Gesellschaft und Kirche verändern wollten. Väter oder Grossväter der Befragten, die in der liberalen Partei politisierten, waren der Kirche gegenüber oft kritisch eingestellt. Die Zugehörigkeit zum katholischen Glauben bildete sich auch in Abgrenzung zum reformierten Umfeld. In gemischtkonfessionellen Gebieten hatten die Katholiken und die Reformierten eigene politische Parteien sowie eigene Sport- und Freizeitvereine.[265] Katholiken, die als Arbeitsmigranten von ländlichen katholischen Regionen in reformierte Städte und Industriezentren zogen, boten die Kirche und ihre Vereine ein Gefühl von Heimat und Zugehörigkeit. Einige Befragte wuchsen in gemischtkonfessionellen Familien auf. Als Mädchen nahmen sie den katholischen Glauben der Mutter an und nicht den reformierten des Vaters. Mit Gabi als Ausnahme: Sie nahm nicht den reformierten Glauben der Mutter an, weil die Ordensfrauen im Geburtsspital darauf bestanden, dass das Kind in der Spitalkapelle katholisch getauft wurde.

Die Konfession zeigte sich durch Zugehörigkeit, aber auch durch Distanzierung von den anderen Konfessionen. Befragte, die in gemischtkonfessionellen Familien aufwuchsen, erinnerten sich an Diskussionen in der Familie über Glaubenstraditionen. Durch das gemischtkonfessionelle

265 Vgl. Altermatt, Der Weg der Schweizer Katholiken ins Ghetto.

Umfeld wurden Glaubensinhalte hinterfragt, erklärt und diskutiert. Der sonntägliche Kirchgang war keine Selbstverständlichkeit, sondern er wurde ausgehandelt. Dadurch waren die Befragten schon früh gewohnt, Glaubensinhalte zu hinterfragen, zu analysieren und zu diskutieren, so wie sie es später auch in ihrem Theologiestudium taten.

Auch in katholischen Jugendgruppen erlebten die Befragten Zugehörigkeit und Gemeinschaft. Dies war prägend für das Kirchenbild der Befragten. Befragte, die in Deutschland aufwuchsen, waren meist Mitglieder der Katholischen jungen Gemeinde (KjG). Die Befragten, die in der Schweiz aufwuchsen, besuchten Angebote des Blaurings, der Redemptoristen, der Don-Bosco-Gemeinschaft oder bei kantonalen kirchlichen Jugendarbeitsstellen. Diese Jugendverbände waren meist geschlechtergetrennte Vereine, die mit den Pfarreien zusammenarbeiteten.[266] In den ländlichen katholischen Dörfern bildeten die Jugendgruppen einen geschützten Rahmen, in dem die Jugendlichen Freiräume leben durften. Es war eine Freizeitaktivität, bei der für die Eltern geringe Kosten entstanden. Sie vertrauten darauf, dass die Kinder dort gut betreut waren. In den Gruppen übernahmen die Jugendlichen immer mehr Verantwortung und wurden getragen von der Gemeinschaft. Durch die Übernahme von Verantwortung als Leiterinnen bauten sie Selbstvertrauen auf und sammelten positive Lebenserfahrungen. Durch ihr Engagement wurden sie zu aktiven Mitgliedern der Pfarreien. Einige Befragte liessen sich auch in den Pfarrgemeinderat wählen. Auch durch die Uniformen, die beim Blauring manchenorts auch im Gottesdienst getragen wurde, entstand Zugehörigkeit.

Ruth erzählt, sie habe in den Jugendgruppen viel für ihre spätere Tätigkeit in der Pfarrei gelernt: «Wie man Projekte macht, wie man mit Leuten umgeht; ich habe auch viel über den Glauben gelernt, diskutiert, mich damit auseinandergesetzt.» (Ruth) Die Befragten schlossen Freundschaften und sammelten erste Führungserfahrung. Das Theologiestudium war für manche Befragte eine logische Folge ihres Engagements. Befragte, die sich in Jugendgruppen engagierten, erlebten dort, dass ihnen etwas zugetraut wurde. Sie lernten, ihren Fähigkeiten zu vertrauen und

266 Für Jungwacht (Knaben) und Blauring (Mädchen), beide gegründet in den 1930er-Jahren, begann in den 70er-Jahren ein Prozess des Zusammenschlusses zur JuBla (ab 1990). Noch heute gibt es in gewissen Pfarreien geschlechtergetrennte Gruppen. Die Befragten erlebten ihre Jugendzeit in den geschlechtergetrennten Jugendgruppen.

Verantwortung zu übernehmen, was ihr Selbstvertrauen stärkte. Zusammen mit anderen Jugendlichen bot sich ihnen die Möglichkeit, zu lernen, ein Instrument zu spielen, eine Gruppe von kleineren Kindern zu leiten oder Gottesdienste mitzugestalten. Dabei erwarben sie sich Sozialkompetenzen wie Kommunizieren, Organisieren und Leiten. Sie waren gestützt von einer Gruppe von Gleichgesinnten, mit denen sie freundschaftlich verbunden waren. Bei der Umsetzung von Projekten lernten sie, sich und anderen zu vertrauen. Das Selbstvertrauen wuchs durch das Vertrauen, das andere in sie setzten.

Sie lebten eine Spiritualität, die von Gemeinschaft geprägt war und in der es wenige liturgische Regeln gab. Die Befragten organisierten selber Jugendgottesdienste und sammelten erste liturgische Erfahrungen zusammen mit ihren Freunden. Spirituell begleitet wurden sie dabei von einem Präses. Bei den Befragten, die in Deutschland aufwuchsen, wurden die Gruppen der KjG meist von Priestern betreut. In der Schweiz wirkten auch laisierte Priester oder Laientheologen als Präses von Mädchengruppen. Sie begleiteten sie spirituell und setzten mit ihnen Projekte wie Theateraufführungen um. Bei einigen engagierten Mädchen wuchs der Wunsch, aus ihrem Hobby einen Beruf zu machen, und sie entschieden sich darum zum Theologiestudium.

Manuela sagt, was sie in ihrem jugendlichen Engagement in der Kirche gelernt habe, sei die «Qualität, das im Leben zu ermöglichen, was mehr ist – eine Form von wertschätzendem Umgang» (Manuela). Es ist eine Kultur des Zusammenlebens, die sie dort erlernte: «Es hat nicht an einzelnen Menschen gehangen, denn da habe ich oft schnell gemerkt, dass sie Grenzen haben.» (Manuela) Die Qualität ist geprägt vom gemeinschaftlichen Zusammenleben, das im Rahmen der Kirche ermöglicht wird: «Ich bin geprägt von guten Menschen in der Kirche, die mir extrem viel gegeben haben und die mein Leben geführt haben. Ohne Abhängigkeit, ohne irgendetwas zu verlangen, sondern einfach irgendwie gut in dem Unterwegssein.» (Manuela) Diese Gemeinschaftserfahrung war Teil ihrer Identitätsbildung. Sie prägt die Haltung und den Umgang in der Begegnung zwischen Menschen, die sie aufbaut durch christliche Werte. In den Jugendgruppen erlernten sie eine Form des christlichen Zusammenlebens, die ihr Kirchenbild und ihre Vorstellungen von Zusammenleben gebildet hat.

Wenn die Befragten über den Kontakt zur Kirche in ihrer Jugendzeit erzählen, fallen die Wörter «Zugang» oder «Bezug». Als Bezugsorte werden die christlichen Jugendgruppen genannt. In Lebensphasen, in denen

die Befragten als junge Erwachsene wenig Kontakt zu einer Pfarrei hatten, wird «Zugang» in Verbindung mit Sportvereinen oder Frauengruppen verwendet. Zugang oder Bezug bezeichnen einen Ort der Freundschaft und der Gemeinschaft und der Zugehörigkeit.

2.3 Theologiestudium mit Reflexion über Glaubensvorstellungen

Die Befragten verfügen über unterschiedliche theologische Ausbildungen. Die Religionspädagoginnen studierten an deutschen Fachhochschulen und am Religionspädagogischen Institut (RPI) in Luzern. Die Ausbildung zur Katechetin wurde in von Kantonskirchen geführten Fachstellen absolviert, wo es vereinzelt auch die Möglichkeit gab, sich von der Katechetin im Nebenamt zur Katechetin im Hauptamt umschulen zu lassen. Religionspädagoginnen und Katechetinnen nutzten in der Schweiz die Möglichkeit, ein verkürztes Studium auf dem Dritten Bildungsweg zu absolvieren, durch das sie auch zu Theologinnen wurden. Welche theologische Ausbildung sie absolvierten, entschied darüber, in welcher Funktion sie in einer Pfarrei eingestellt und in welche Gehaltsklasse sie aufgenommen wurden.

Im Bistum St. Gallen ist es möglich, als hauptamtliche Katechetin eine Pfarreibeauftragung zu übernehmen.[267] Im Bistum St. Gallen werden Absolventen des RPI Luzern hauptamtliche Katechetinnen/Katecheten genannt, in den Bistümern Chur und Basel Religionspädagoginnen oder -pädagogen. Die Abschlüsse und damit verbundenen Qualifikationen waren nicht nur entscheidend dafür, welche Funktionen übernommen wurden, sondern auch für die eigene Wahrnehmung der (Berufs-) Identität.

Die hier befragten Theologinnen studierten an Universitäten in der Schweiz oder in Deutschland. Oft begannen sie das Studium ohne ein klares Berufsziel, aber im Vertrauen darauf, dass daraus etwas Gutes, etwas Sinnvolles entstehen würde. Besonders deutlich zeigt sich dies bei den Befragten, die direkt nach der Maturität Theologie studierten, in jugendlicher Begeisterung, ohne konkretes Berufsziel. Keine stammt aus einer Akademikerfamilie, mit Ausnahme von Sarah, die aus einer Lehrerfamilie kommt. Die Schullaufbahn der Mädchen wurde unterstützt,

267 Vgl. Bistum St. Gallen, Seelsorgeeinheiten (2012), 11, Art. 7.1.

verfolgte aber meist kein spezifisches berufliches Ziel. Für die Befragten selber bedeutete der Bildungsaufstieg gegenüber dem Elternhaus oftmals auch eine Entfremdung. Ihnen fehlten Referenzen und Vorbilder aus ihrem Umfeld, die zeigten, welche beruflichen Möglichkeiten sie als Frau hätten. In den neuen gesellschaftlichen Möglichkeiten mussten sie ihre Rolle erst finden. Die Unsicherheiten um die berufliche Zukunft erlebten einige Befragte oft als krisenhaft. Damit verbunden war eine religiöse Suche, in der sie sich Fragen rund um den Sinn ihrer Existenz und die Aufgaben in dieser Welt stellten. Beim Entscheid zu einem Studium oder zu einem Beruf wählten sie oft Optionen, die sie bereits aus ihrem bisherigen Leben kannten. Darum wurde auch oft im Anschluss an die Schullaufbahn ein pädagogischer Beruf gewählt. Der Religionsunterricht am Gymnasium wurde vor allem von deutschstämmigen Befragten als Grund genannt, warum sie sich für ein Theologiestudium anmeldeten. Dieser Religionsunterricht war bereits wissenschaftlich ausgerichtet, Bibelexegese und Religionskritiker wie Feuerbach oder Nietzsche wurden behandelt. Damit wurde bei manchen das Interesse für die Theologie geweckt, sie konnten sich nun vorstellen, was ein Theologiestudium als Wissenschaft beinhaltet. Sie studierten zunächst Theologie für das Lehramt, da sie sich vorstellen konnten, was eine Religionslehrperson macht. Als sie vom Beruf der Pastoralreferentin hörten, wechselten sie zum Vollstudium der Theologie.

Die Befragten, die in der Schweiz eine Ausbildung zur Katechetin oder Religionspädagogin absolvierten, hatten keine Maturität. Nach dem Religionspädagogikstudium war es auch ohne Maturität möglich, Theologie zu studieren, mit einem verkürzten Studium auf dem Dritten Bildungsweg. Um noch mehr seelsorgliche Aufgaben übernehmen zu können, entschieden sich einige dazu, diese Möglichkeit zu nutzen.

Oft entstand nach circa einem Jahrzehnt Arbeit mit Kindern und Jugendlichen der Wunsch, sich neuen Aufgaben zuzuwenden, mit weniger pädagogischer Arbeit mit Kindern und mehr sozial-diakonischen Aufgaben mit Menschen in verschiedenen Lebenslagen. Dazu kam noch das Interesse, sich mehr theologisches Wissen anzueignen und in einem Studium die Inhalte vertiefter zu betrachten und zu analysieren.

Es war das diakonische Interesse, das sie bewog, eine Stelle als Pfarreibeauftragte zu übernehmen, denn dazu gehörte die Begleitung von Menschen in verschiedenen Lebensaltern und an Lebenswendepunkten.

Einige wenige Befragte kannten bereits als Jugendliche Pastoralassistentinnen oder -assistenten, die die Funktion des Präses von Jugendgrup-

pen übernahmen. Andere trafen als Gemeindemitglieder auf Pastoralassistentinnen oder -assistenten, Gemeindeleiterinnen oder -leiter. Dadurch hatten sie eine Vorstellung, was diese Berufe beinhalten. Die damit verbundenen seelsorgerischen Aufgaben wurden als so attraktiv angesehen, dass sie dieses Berufsziel anstrebten und eine theologische Ausbildung begannen.

2.3.1 Als Frau katholische Theologie studieren

Zeigten die befragten Frauen Interesse am Theologiestudium, reagierte ihr Umfeld oft mit Unverständnis. Vera fand es derart gewagt, als Frau Theologie zu studieren, dass sie sich scheute, es anzusprechen:

> «Irgendwann ist die Idee entstanden, ich könnte, ich würde eigentlich gerne so etwas machen, wie der Präses macht, ich würde gerne Theologie studieren. Ich habe mich nicht getraut, über das zu reden, weil ich nicht wusste, ob das überhaupt möglich sei als Frau. Kann ich Theologie studieren? Ich habe niemand gekannt, keine Idee gehabt, das Gefühl gehabt, ich bin mit meiner Idee so absurd, ich werde sicher ausgelacht, wenn ich mit so einem Gedanken komme. Das war so mit sechzehn im ersten Jahr der Kantonsschule. Dann habe ich das wieder in den Hintergrund geschoben und dachte, Wirtschaft studieren, Medizin studieren oder so etwas. Damals gab es so ein Heft, das hiess *Perspektiven*, wo verschiedene Perspektiven vorgestellt wurden; da wurde eine Theologiestudentin vorgestellt. Da dachte ich mir, ah, es ist doch möglich. Da hat es gekippt und dann, da habe ich das Gefühl gehabt, ich gehe Theologie studieren.» (Vera)

Vera half es, in einem Artikel zu lesen, dass eine andere Frau Theologie studierte. Diese Studentin war für sie ein Vorbild; sie zeigte, dass es möglich ist, als Frau Theologie zu studieren.

Wenn die Befragten in ihrer Jugend Interesse an einem Theologiestudium zeigten, reagierte ihr Umfeld oft kritisch und wenig unterstützend. Besonders die Väter äusserten oft Bedenken, weil sie um die berufliche Zukunft der Tochter besorgt waren. Trotz der Einwände der Familie begannen sie Theologie zu studieren, aus Interesse und im Vertrauen darauf, dass es eine gute Sache ist. Anders war es für die Befragten, die nach mehrjähriger Tätigkeit als Katechetin in der Kirche noch ein Theologiestudium absolvierten. Diese kannten meist bereits Pastoralassistentinnen oder Gemeindeleiterinnen und studierten mit dem konkreten Ziel, Seelsorgerin zu werden.

2.3.2 Studieninhalte entsprechen oft nicht den Erwartungen

Die Befragten konnten sich zu Beginn des Studiums nicht genau vorstellen, was ein Theologiestudium beinhaltet. Meist erfüllte das Studium die Erwartungshaltung nicht. Der Unterricht an den Universitäten fand meist als Frontalunterricht statt. Auf die Studierenden wurde kaum eingegangen, es gab kaum Räume für Diskussionen und Austausch. Die Atmosphäre, die Ruth erlebte, beschreibt sie als eng. Ihre Situation als Frau schildert sie so: «Die Professoren haben gesagt, ‹Guten Morgen meine Herren›, obwohl die Hälfte Frauen waren, die auf Lehramt studierten. Bei manchen hatte man es als Frau schwer.» (Ruth) Die Atmosphäre an den Universitäten erlebten sie als weniger offen als in ihren Heimatpfarreien oder Jugendgruppen, die sie zum Studium bewogen hatten.

Die Befragten fanden oft auch nicht die erhofften Antworten auf die Fragen, derentwegen sie ihr Studium begonnen hatten. Fragen wie: Was geschieht nach dem Tod?, Was ist der Sinn des Lebens? Sie wurden im Studium nicht abschliessend beantwortet, sondern von verschiedenen Standpunkten aus betrachtet. Nicht Lebensfragen standen im Zentrum des Studiums, sondern die Analyse von Glaubensinhalten. Vor allem die Befragten, die direkt nach der Matura Theologie studierten, zeigten sich oft enttäuscht über diese Wissensvermittlung, die als weit weg von ihrer Lebenswelt und ihrer bisherigen kirchlichen und religiösen Sozialisation erlebt wurde.

Andere freuten sich an den kleinen Aha-Erlebnissen, auch wenn die existenziellen Fragen nicht abschliessend beantwortet werden konnten. Tabea war fasziniert von der Theologie, den vielen Rätseln und dem Hinterfragen von Glaubensaussagen. Es war für sie eine Erkenntnis, dass vieles nicht so eindeutig ist, dass es bei Interpretationen Spielräume gibt. Worüber die Theologie nachdenke und philosophiere, seien Themen, die sie «im Inneren schon immer sehr bewegt haben» (Tabea). Befragte, die das Studium als Zweitstudium absolvierten, hatten sich oft bereits vor Studienbeginn im Selbststudium mit theologischen Fragen auseinandergesetzt.

Die wissenschaftliche, distanzierte Betrachtung des Glaubens stellte für manche Befragte eine persönliche Herausforderung dar, wurde doch im Studium das bisher Geglaubte analysiert und kritisch betrachtet. Dies konnte durchaus zu Glaubenskrisen führen. In solchen Situationen war das Gespräch mit einer geistlichen Begleitung entscheidend, um damit einen Umgang zu finden. Es waren meist Ordensfrauen oder -männer, die für Seelsorgegespräche zur Verfügung standen und mit denen sie sich in

regelmässigen Abständen trafen. Diese Gespräche halfen ihnen, die wissenschaftlich distanzierte Betrachtung von theologischen Fragen mit ihrem persönlichen Glauben und ihrem Leben zu verbinden. Die Beschäftigung mit der Theologie kann bisher geglaubte Glaubensvorstellungen verändern.

Das Theologiestudium wurde auch als spiritueller Bereich und als Gegenwelt zum Alltag erlebt. Für Anna war in den Bus einsteigen und zur Universität fahren eine Reise in eine andere Welt. Da waren andere Themen als die, mit denen sie sich bisher beschäftigte. Sie schätzte den Austausch mit den Studienkollegen, der eine andere Qualität hatte als die Gespräche, die sie sonst in ihrem Alltag führte. Ein theologisches Studium kann ein spiritueller Bereich und eine Gegenwelt sein zum Alltag und zu der gewohnten Lebenswelt.

2.3.3 Auslandaufenthalt als interkulturelle Lernerfahrung

Während der Studienzeit machten einige Befragte Auslandaufenthalte, während denen sie an anderen Universitäten studierten oder Sozialeinsätze leisteten. Ein Auslandaufenthalt bedeutet, sein gewohntes Umfeld zu verlassen. Vera beschreibt dies wie folgt: «In [Name der Stadt] hatte ich keinen Rahmen; vorher habe ich mich immer in Strukturen bewegt. Da war so viel Vielfalt und es war kein Rahmen mehr da. Vorher war ich immer angepasst gewesen an den Rahmen.» (Vera)

Vera lernte in diesem Auslandaufenthalt eine andere Form von Kirche kennen. Tabea beschäftige sich mit der Frage nach ihrem Platz als Frau in der katholischen Kirche. Dies war ein Grund, warum sie in ihrem Austauschsemester auch evangelische Theologie studieren wollte. In dem Jahr, in dem sie evangelische Theologie studierte, merkte sie, dass sie nicht die Konfession wechseln will, um evangelische Pfarrerin zu werden: «[Der Konfessionswechsel] geht irgendwie nicht, weil mir ja ganz viele Sachen von der katholischen Kirche lieb sind: die Traditionen, wie ein Gottesdienst ist. Je mehr ich mich mit dem Gottesdienst auseinandergesetzt habe, merkte ich, wie viel mir vertraut ist und dass das Vertraute auch eine Bedeutung hat, und wenn ich jetzt wechsle …, und dass der Weg irgendwie anders gehen muss.» (Tabea) Die Auseinandersetzung mit der anderen Konfession hat ihr Zugehörigkeitsgefühl zur eigenen Konfession gestärkt.

Austauschaufenthalte können auch neue berufliche Perspektiven aufzeigen und das Leben in eine andere Richtung lenken. Einige Befragte

machten ein Austauschsemester in der Schweiz und entschieden sich daraufhin, in der Schweizer Kirche zu arbeiten. Ruth entschied sich für ein Austauschsemester in der Schweiz und erlebte die Fakultät als offener als die deutsche Universität, an der sie vorher studierte. Während ihres Aufenthaltes in der Schweiz unterschrieb sie ein Solidaritätsschreiben für Hans Küng, dem im Jahre 1979 die Lehrerlaubnis entzogen wurde. Weil sie das Solidaritätsschreiben unterschrieben hatte, gab ihr der Generalvikar in ihrem Heimatbistum in Deutschland zu verstehen, dass es für sie keine Zukunft in seinem Bistum geben werde. Daraufhin blieb sie in der Schweiz und bewarb sich in einem Schweizer Bistum.

Klara vermisste während ihres Studiums den Praxisbezug. Sie wollte mehr über die Befreiungstheologie erfahren und machte darum nach ihrem Vordiplom einen Sozialeinsatz in Lateinamerika. Sie lernte dort eine neue Glaubenspraxis kennen. Sie war erstaunt, dass in befreiungstheologischen Kreisen der Rosenkranz gebetet wurde, da sie dies von ihren katholischen Jugendgruppen in Deutschland nicht kannte. Auch wie das Evangelium im Leben der Frauen wirkte, fand sie beeindruckend.

Auslandaufenthalte können die Lernerfahrung bringen, dass es unterschiedliche Glaubenspraxen, Glaubensvorstellungen und Kirchenbilder gibt. Diese Einsicht kann zu einer toleranteren Haltung gegenüber Andersdenkenden führen. Das Fremde fordert heraus und kann dazu führen, dass Glaubenssätze neu überdacht und neue Erklärungen gefunden werden müssen. Die Bereitschaft, längere Auslandaufenthalte einzuplanen, zeigt Interesse und eine gewisse Offenheit für Neues. Interkulturelle Lernerfahrung können, wenn man sich darauf einlässt, dazu führen, eigene kulturelle Gewohnheiten aus einem anderen Blickwinkel zu sehen. Dadurch kann das Verständnis wachsen, dass verschiedene Glaubensvorstellungen existieren. Diese Erkenntnisse fliessen auch ein in die Arbeit als Seelsorgerin in einer Pfarrei, in der auch verschiedene Glaubensvorstellungen aufeinandertreffen.

2.3.4 Diskussionen um die Gestaltung der Kirche

Die Studienzeit war ein Lebensabschnitt, in dem die Befragten ihre Glaubensvorstellungen und Kirchenbilder reflektierten. Die meisten Befragten studierten in einer Zeit des Umbruches. Die Frage, wie das Konzil umgesetzt werden sollte, führte zu Positionierungen und Spaltungen. Es waren viele Studierende, eine junge Generation von Theologinnen und Theologen, die das Etablierte infrage stellten. Da es viele waren, waren sie auch

eine Kraft, die zu Veränderungen angestossen haben und gemeinsam für eine veränderte Kirche kämpften.

Vera besuchte während ihres Studiums eine Themenwoche zu Frauen und Kirche und schloss sich daraufhin einer Frauengruppe von Theologinnen an. Diese setzte sich ein für einen feministisch-theologischen Lehrstuhl oder einen feministisch-theologischen Lehrauftrag. Die Gruppe organisierte eine Protestaktion auf ein Papst-Schreiben.[268] Die Aktion war für sie prägend, und noch heute steht sie für das ein, wofür sie damals einstand. Lea erzählte, wie sie während ihres Studiums im Priesterseminar wohnte und der Bischof sie fragte, warum sie als Frau Theologie studiere, sie solle sich lieber karitativ engagieren. Dass sie als Frau hier studiere, sei Missbrauch, weil das Seminar eine Stiftung sei, mit dem Zweck, für Priesteramtskandidaten da zu sein. Sie sass da im Ordensgewand und als Studierendensprecherin und erklärte,

> «wo die Kirche heute steht und was das Ziel der Kirche ist und der zukünftigen Mitarbeitenden. Dass so ein Biotop von Priesteramtskandidaten vielleicht seinen Sinn macht für eine Zeit, aber eine Zusammenarbeit von verschiedenen Leuten klug wäre, dass vielleicht Frauen noch etwas zu tun hätten in der Kirche und einen Platz hätten.» (Lea)

Ähnliche Diskussionen führte sie mit Theologiestudierenden. Es gab unter den ihnen verschiedene Ansichten. Im Lehrbetrieb selber kam es kaum zu solchen Diskussionen.

Kirchenpolitische Positionen wurden bezogen im Austausch und in der Auseinandersetzung mit Gegenpositionen. Diskussionen über Gestalt und Zukunft der Kirche wurden oft innerhalb der Studienbegleitung der Bistümer am Rande der offiziellen Veranstaltungen geführt. Im Priesterseminar wurde nach dem offiziellen Programm oft bis spät in den Abend diskutiert; an der Diskussion beteiligten sich auch Weihbischöfe und Regenten. Im Verlauf der Diskussionen kam es zu Positionierungen. Meinungen wurden gebildet über die Zukunft der Kirche, für die später im Berufsleben immer noch eingestanden wurde.

268 Siehe in diesem Buch die Kurzbiografie: Vera (57): Identität als Frau als Begründung in Entscheidungssituationen, 95.

2.3.5 Begleitung der Bistümer während des Studiums

Während des Studiums standen die Studierenden in Kontakt mit einem Team von Mitarbeitenden, Regenten und Spiritualen, die die Aufgabe hatten, die zukünftigen Pastoralassistentinnen und -assistenten und Pastoralreferentinnen und -referenten zu begleiten und zu beraten. Je nach Bistum wurde dieses Ausbildungsteam Studienbegleitung oder Bewerberkreis genannt.

Die Studienbegleitung der Theologiestudierenden durch die Bistümer besteht aus regelmässigen Angeboten, in denen die Studierenden, die Regenten und die Mentoren zusammen Gottesdienste gestalten und kleinere Ausflüge unternehmen, manchmal auch Reisen. Meist trifft man sich während des Semesters einmal pro Woche zum gemeinsamen Gebet, zum Gottesdienst oder zu einem Abendessen mit anschliessenden Vorträgen.

Zoe erlebte ihre Studienbegleitung kurz nach der Würzburger Synode als sehr offen. Dies zeigte sich auch in der Gestaltung der Messe, die der Spiritual mit den Theologiestudierenden gestaltete: «Er hat nur die Einsetzungsworte gesprochen. Es ging das Messbuch dann rum. Ich war mir da als Studentin gar nicht bewusst, was das heisst. Aber das war Praxis.» (Zoe) Es gab damals noch wenige Verbote, es war eine Zeit des Experimentierens, in der neue Formen der Liturgie und des Miteinanders von Laientheologinnen, Laientheologen und Priester erprobt wurden.

Mit der zunehmenden Zahl der Theologiestudierenden wurde der Kontakt zu den deutschen Bistümern immer mehr als Selektion erlebt. So hiessen die Studienbegleitungen in manchen Bistümern Bewerberkreise. Durch den Kontakt mit den Studierenden wurde darüber entschieden, wer eine Anstellung im Bistum erhalten würde. Nicht mehr die spirituelle Begleitung, das Feiern von Gottesdiensten und die gemeinsamen Aktivitäten standen im Vordergrund der Erinnerungen, sondern die Sorge um eine Anstellung bei einem Bistum. Da nur wenige eingestellt wurden, gaben Regenten und Spirituale auch einigen den Tipp, sich direkt in der Schweiz zu bewerben.

2.3.6 Berufliche Orientierung gegen Ende des Studiums

Gegen Ende des Studiums erlebten die Theologinnen oft eine Zeit der Unsicherheit über ihre berufliche Zukunft als Frau in der Kirche. Die Anstellung bei einem Bistum war die erste Option, die dabei in Erwägung gezogen wurde. Dabei waren die Gespräche mit dem Regens des Bistums

dafür entscheidend, dass die Arbeit in einer Pfarrei angestrebt wurde. Nicht alle Befragten hatten das Vertrauen oder die Zuversicht, im Rahmen einer Anstellung in der Kirche glücklich zu werden. Vera und Bea entschieden sich darum, länger an der Universität zu bleiben, und begannen eine Dissertation. Bevor sie diese abschlossen, begannen sie in einer Pfarrei Teilzeit zu arbeiten. Bea erlebte, dass es in der Schweiz, anders als in Deutschland, auch ohne ein Doktorat möglich war, eine Stelle in leitender Position zu übernehmen. In der Schweiz zählten ihre Ausbildung und andere Qualifikationen wie Arbeitserfahrung und Persönlichkeit. Die pastorale Arbeit in der Pfarrei forderte sie zunehmend, ihre Freizeit benötigte sie zur Erholung. Das Dissertationsprojekt rückte immer mehr in den Hintergrund: «Es ist natürlich immer näher, wenn jemand vor der Türe steht, das zu machen und sich nicht hinter den Büchern zu verstecken und sich was auszudenken.» (Bea) Auch Vera, die in Teilzeit als Pastoralassistentin arbeitete und doktorierte, hatte nach einigen Jahren zunehmend das Gefühl, sie müsse sich entscheiden. Sie sah für sich als Frau keine Perspektiven in der Wissenschaft. Sie entschied sich, Pastoralassistentin zu werden. Sie begann die Berufseinführung mit dem Ziel, in Zukunft mehr Verantwortung in einer Gemeindeleitung übernehmen zu können. Darum verliess sie die Universität und setzte auf die Arbeit in einer Pfarrei. Durch die Teilzeitarbeit in der Pfarreiseelsorge setzte sie ihr Vertrauen in ihre Tätigkeit als Pastoralassistentin und in die Kirche als Arbeitgeberin. Mit der Zeit rückte darum das Doktorat in den Hintergrund. Tabea schloss ihr Doktorat in Theologie ab, auch weil sie eine Stelle an einer Hochschule anstrebte.

2.4 Stellung als Pastoralassistentin in der Pfarreiseelsorge

Durch den Stellenantritt in einer Pfarrei wurden aus den Theologinnen Pastoralassistentinnen in Ausbildung. Der Berufseinstieg in eine Pfarrei war für alle Befragten ein Ereignis, das noch sehr präsent ist. Die Begleitung in dieser Phase war entscheidend dafür, ob der Berufseinstieg als positiv erlebt wurde oder nicht. Oft waren die Begleitpersonen aus der Praxis unsicher, in welchen Bereichen sie die Pastoralassistentinnen einsetzen sollten. Zu ihren eigenen Unsicherheiten als Berufseinsteigerinnen kamen noch die Unsicherheiten der Vorgesetzten. Meist wurden den Pastoralassistentinnen Tätigkeiten in der Familienpastoral und in Frau-

enprojekten übertragen. Die Pastoralassistentinnen mussten sich in ihre Berufsrolle erst hineinfinden. Dazu gehören das Sichaneignen einer spezifischen Sprache – das Pfarreimilieu bedient sich einer bestimmten religiösen Sprache – und das Handeln in der Rolle der Vertreterin der Kirche. Sarah empfand es als Herausforderung zu Beginn ihrer Berufstätigkeit in der Pfarreiseelsorge, dass sie in ein Umfeld kam, in dem der Glaube anders gelebt wurde, als sie es kannte. Die Menschen in der Pfarrei waren es nicht gewohnt, ihren Glauben persönlich auszudrücken und sich dazu zu bekennen. Sie ermutigte die Gemeindemitglieder zu offenen Gesprächen. Mit dieser Absicht führte sie auch Bibelbetrachtungen vor Sitzungen ein.

Pastoralassistentinnen und -assistenten in der Schweiz tragen während des Gottesdienstes meist ein liturgisches Gewand: Die Albe, fusslang und weiss, erinnert an das Taufgewand.[269] Als Pastoralreferentin in Deutschland trug Zoe keine Albe: «Kein liturgisches Kleid, da war nur das obligate Kostüm oder der Hosenanzug. Als ich hierherkam, hatte der Pfarrer grosse Sorge, dass die Leute realisieren, dass ich eine Pastoralassistentin bin und nicht weniger, auch wenn ich kein liturgisches Kleid trage.» (Zoe) Ein liturgisches Gewand zu tragen, erschien ihr *übergestülpt*. Vier Monate nach ihrem Stellenantritt, zu Beginn des neuen Kirchenjahres, fühlte sie sich bereit, das liturgische Gewand zu tragen. Sie sei «hineingewachsen in dieses Kleid» (Zoe); heute könne sie es sich gar nicht mehr anders vorstellen. Zoe brauchte Zeit, um sich in ihre Rolle zu finden. Das Tragen eines liturgischen Gewandes gehörte zu ihrem Prozess.

269 *Weiss* heisst lateinisch *albus,* daher rührt die Bezeichnung für das liturgische Gewand. Klassisch ist die Albe aus Leinen, es sind aber verschiedene Produkte erhältlich. Sie erinnert an das antike Untergewand und wird in vielen katholischen Ritualen so verwendet. Manchmal hält ein Gürtel, das Zingulum, die Albe. Nach der Allgemeine Einführung in das Römische Messbuch (AEM) ist die Albe ein Gewand für alle liturgischen Dienste: «Das liturgische Gewand für alle Altardiener ist die Albe, die gegebenenfalls mit einem Gürtel gehalten wird. Man kann darunter ein Schultertuch tragen. Statt der Albe kann man einen Chorrock nehmen, wenn nicht Kasel, Dalmatik oder Tunika anzuziehen sind oder die Stola das Messgewand beziehungsweise die Dalmatik vertritt.» AEM 298, zitiert nach Kunzler, Art. Albe.

2.4.1 Unterstützung beim Berufseinstieg

Beim Stellenantritt waren das Vertrauen und die Ermutigungen von Vorgesetzten und Gemeindemitgliedern wichtig, damit die Befragten den Berufseinstieg als positiv erlebten. Diaras vorgesetzter Priester ermutigte sie: «Alles probieren und nicht enttäuscht sein, wenn es nicht klappt. Wenn es klappt, ist es recht, und wenn nicht, weiss man es nachher.» (Diara) Anna erlebte ihre erste Stelle nach dem Theologiestudium als äusserst positiv, was besonders an der unterstützenden Begleitung durch einen Pater lag: «dass jemand mir so viel Vertrauen gegeben hat, und das in dem Beruf in der Kirche» (Anna). Dieses Vertrauen habe sie gestärkt und dafür sei sie ihm dankbar. Bis heute sei sie mit dem Pater verbunden.

Als bestärkend erlebten die Pastoralassistentinnen die Ermutigung durch Gemeindemitglieder. Besonders die Zusammenarbeit mit anderen Frauen in katholischen Frauenbünden oder mit reformierten Pfarrerinnen erlebten die Befragten als positiv. In solchen Kreisen befassten sie sich auch mit Themen der feministischen Theologie, die an Universitäten kaum gelehrt wurde. Christine erlebte, dass Frauen aus der Gemeinde und die reformierte Pfarrerin auf sie zukamen und mit ihr Projekte umsetzen wollten, wie den ökumenischen Gottesdienst zum Weltgebetstag. Den ersten Sonntagsgottesdienst ohne Priester zelebrierte sie nach zwei Jahren in der Pfarrei. Dies war nicht geplant; sie stellte kurzfristig fest, dass der Priester am Sonntag nicht erscheinen würde. Sie sagte sich: «Er ist nicht da. Jetzt muss ich irgendetwas machen.» (Christine) Sie hielt einen Wortgottesdienst und erhielt danach viele bestärkende Rückmeldungen von den Gottesdienstbesuchern. Der Austausch mit anderen Laientheologen half ihr, ihre Rolle als Pastoralassistentin zu finden. Christine traf sich zum Austausch mit anderen Pastoralassistentinnen und -assistenten. Sie organisierten Tagungen, besprachen sich mit dem Bischof; das Gespräch verlief manchmal «zäh, weil man gemerkt hat, dass die doch alle in ihren Zwängen drinstehen und vielleicht nicht so rauskönnen, wie das Herz es möchte» (Christine). Die Pastoralassistentinnen haben es oft nicht gesucht, allein Sonntagsgottesdienste zu feiern. Doch wenn kein Priester zur Verfügung stand, nahmen sie diese Aufgabe wahr. Durch den Zuspruch von Kollegen und Gemeindemitgliedern merkten sie, dass sie Aufgabe und Rolle gut erfüllten; dadurch wuchsen sie in ihrem Selbstvertrauen. Eine gemeinsame Liturgie mit möglichst vielen Beteiligten war den Befragten ein Anliegen.

In der Zeit als Pastoralassistentinnen hatten die meisten Befragten einen Priester oder Diakon als Vorgesetzten, Susanne bereits eine Gemein-

deleiterin. Es kam auch vor, dass sie als Pastoralassistentinnen auf sich allein gestellt waren. Sie hatten zwar einen kirchenrechtlich verantwortlichen Vorgesetzten, zu dem aber kaum Kontakt bestand.

Die Zeit als Pastoralassistentin ist im Hinblick auf die Gemeindeleitung eine Zeit der Bewährung. Die Frauen haben sich als Pastoralassistentinnen bewährt, weswegen ihnen die Möglichkeit eröffnet wurde, einen weiteren Schritt zu tun und in die Verantwortung der Leitung zu treten. Bevor eine Gemeindeleitungsstelle übernommen wird, ist es üblich, Arbeitserfahrung in verschiedenen Pfarreien zu sammeln. Je nach Zusammensetzung des Teams übernahmen die Befragten als Pastoralassistentinnen an jeder Stelle andere Funktionen und Aufgaben.

Mit zunehmender Berufserfahrung kam es auch zu Schwierigkeiten mit Vorgesetzten, die meistens Priester waren. Es war für manche Befragte schwer, mitansehen zu müssen, wenn ihr Vorgesetzter mit der organisatorischen Leitung der Pfarrei oder dem Leiten von Mitarbeitenden überfordert war. Zu Spannungen kam es auch, wenn die Pastoralassistentinnen besser ausgebildet waren als die Priester, die ein verkürztes Theologiestudium auf dem Dritten Bildungsweg absolviert hatten, die Befragten hingegen ein Vollstudium der Theologie mit Zusatzausbildungen. Wenn die Pastoralassistentinnen Beschwerden weiterleiteten, weil der Pfarrer unverständlich oder unangepasst predigte und er diese Kritik nicht gern hörte, machte dies die Zusammenarbeit schwierig. Auch gestaltete sich manchmal die Zusammenarbeit mit Priestern schwierig, die wegen Vorkommnissen in der früheren Pfarrei versetzt worden waren.

In Konflikten mit Priestern erhielten Befragte immer wieder Unterstützung von anderen Priestern, die in der Funktion des Administrators die kirchenrechtlich Vorgesetzten des mitarbeitenden Priesters und der Pfarreiverantwortlichen oder der Gemeindeleiterin sind. Der Pfarradministrator kann ausgleichend wirken in solchen Konflikten. Unterschiedliche Vorstellungen und Unzufriedenheit mit der Teamführung werden oft als Gründe dafür genannt, dass Befragte nach mehrjähriger Berufstätigkeit sich entschieden, selber mehr Verantwortung zu übernehmen und sich für eine Gemeindeleitungsstelle zu bewerben. Im Alter von circa fünfzig Jahren mit meist über zwanzig Jahren Berufserfahrung kam der Wunsch auf, eine Pfarrei aufzubauen und zu prägen.

Aus der theologischen Ausbildung wurde durch den Einstieg in die Pfarreiseelsorge die Profession der Pastoralassistentin. Als solche übernahmen die Befragten Aufgaben und Funktionen in ihrer professionellen Rolle. Sie lebten ihren Glauben nicht nur als Privatperson, sondern auch

in der Ausübung ihres Berufes. Der Prozess der Professionalisierung betraf die Pastoralassistenten auch persönlich. Als Pastoralassistentinnen fanden sie eine Sprache in der Liturgie und im Seelsorgegespräch. Sie lernten, sich zu organisieren und zu agieren in der Rolle der Seelsorgerin und Repräsentantin der Kirche.

2.4.2 Migration von Deutschland in die Schweiz

Von den 21 Befragten stammen neun aus Deutschland. Es gab die Möglichkeit, als Laie in einem deutschen Bistum zu arbeiten, doch waren die beruflichen Angebote damals wenig attraktiv. Dies bewog einige, sich nach dem Studium in der Schweiz zu bewerben. Einige Befragte erhielten von Mentoren aus deutschen Bistümern den Hinweis, sie sollten sich in der Schweiz bewerben, da sie keine Möglichkeit sahen für eine Anstellung in ihren Bistümern. Einige absolvierten bereits einen Teil ihres Studiums in der Schweiz. Einige bewarben sich auf ein Stelleninserat hin direkt bei einer Pfarrei, andere nahmen Kontakt mit den Bistümern auf, die sie auf freie Stellen hinwiesen. Die Befragten, die direkt nach dem Studium in der Schweiz arbeiteten und zuvor nie in einer deutschen Gemeinde tätig waren, realisierten die Unterschiede zwischen Pastoralassistentin und Pastoralreferentin weniger stark.

Einige Befragte bewarben sich nach circa zehnjähriger Berufstätigkeit als Pastoralreferentinnen in der Schweiz. Sie erhofften sich, da mehr Möglichkeiten zu haben, als Laien mehr Verantwortung in der Pastoral zu übernehmen. Die deutschen Theologinnen erlebten die Schweizer Pastoral als offener. Sie sind dankbar für die Möglichkeiten, die ihnen in der Schweiz geboten wurden und die sie in ihrem Heimatbistum nicht hatten. Sie erhielten mehr Entwicklungsmöglichkeiten, als sie erwartet hatten.

Es gibt auch Ressentiments gegen die deutschen Theologinnen und Theologen in der Schweiz. Eine Schweizerin sagt, es habe sie «gekränkt», dass in der Berufseinführung ausserhalb des Kurses immer nur hochdeutsch gesprochen wurde, weil der grössere Teil der Teilnehmenden aus Deutschland stammte.

Die deutschen Theologinnen waren meist besser qualifiziert als ihre Schweizer Kolleginnen, da sie über ein Abitur verfügten und ein Studium absolviert hatten, während die Schweizerinnen häufiger über keine Maturität verfügten und darum auch andere Ausbildungswege wie ein Studium der Religionspädagogik oder ein Theologiestudium auf dem Dritten Bildungsweg wählten. Die kompetenten und gut qualifizierten deutschen

Theologinnen stiegen auf und übernahmen Gemeindeleitungsstellen und verantwortungsvolle Positionen in der Bistumsleitung. Dies führte auch zu Misstrauen und Neid bei ihren Schweizer Kolleginnen und Kollegen. Einige deutschstämmige Befragte erwähnten vor allem andere Frauen vor Ort als unterstützend in der Integration; sie haben sie vor Patzern bewahrt. Die meisten der Zugewanderten sind inzwischen gut integriert und haben den schweizerdeutschen Dialekt angenommen. Es war ihr Bestreben, mit den Menschen in ihrer Muttersprache kommunizieren zu können, was besonders in Seelsorgegesprächen wichtig ist, um Vertrauen aufzubauen.

2.5 Wechsel in die Gemeindeleitung

Die meisten Befragten bewarben sich aktiv um eine Gemeindeleiterstelle. Andere wurden angefragt, die Gemeindeleitung ad interim zu übernehmen, bis ein neuer Pfarrer gefunden wurde. Oft übernahmen sie bereits vorher inoffiziell viele Leitungsfunktionen, bevor sie offiziell als Leitende eingestellt wurden.

Das Bistum fragte Personen auch direkt an, ob sie sich einen Stellenwechsel vorstellen könnten, um mehr Verantwortung zu übernehmen. Als Zoe vom Bistum das erste Mal zur Übernahme einer Leitungsstelle angefragt wurde, zögerte sie. Sie blieb Pastoralassistentin, bis sie zehn Jahre später eine neue Herausforderung suchte und zur Leiterin eines Seelsorgeverbandes wurde, der aus vier Pfarreien bestand. Die Anfragen vom Personalamt des Bistumes deuteten die Befragten als Zeichen der Wertschätzung ihrer bisher geleisteten Arbeit. Wenn das Personalamt ihnen eine Leitungsstelle anbot, war das für sie auch eine Bestärkung, mehr Verantwortung zu wagen und sich ein solches Amt zuzutrauen.

Es braucht Zutrauen, um eine Leitungsstelle zu übernehmen. Anna überlegte es sich schon länger, eine Gemeindeleitungsstelle zu übernehmen, doch sie unternahm erst Schritte, als sie ein befreundeter Pater auf eine freie Leitungsstelle hinwies: «Es war ein innerer Wunsch, weil ich das Gefühl hatte, ich könnte es, und habe es mir doch nicht zugetraut. Ich brauchte den Input des Paters. Ich hätte es mir nie selber zugetraut.» (Anna) Die Anfrage des Paters gab ihr das nötige Vertrauen, um selber aktiv Schritte zu unternehmen. Ausschlaggebend für den Entscheid, in eine Leitungsstelle zu wechseln, war bei den Befragten, ob sie es sich zutrauten. Oft hegten sie schon jahrelang den Wunsch nach einer beruf-

lichen Veränderung mit mehr Verantwortung, doch es brauchte oft den Zuspruch einer Vertrauensperson. Dies waren Anfragen oder Ermutigungen von Priesterkollegen, Personalverantwortlichen des Bistums, der Kirchenpflege oder von Familienmitgliedern. Sie konnten den Ausschlag geben, nach oft mehrjähriger Tätigkeit als Pastoralassistentinnen eine berufliche Veränderung zu wagen. Zu einer Beförderung innerhalb derselben Pfarrei kam es, wenn eine Pastoralassistentin angefragt wurde, ob sie mehr Leitungsverantwortung übernehmen wolle. Als Diara erstmals angefragt wurde, Ansprechperson einer Pfarrei zu werden, überlegte sie sich: «Traue ich mir das zu, will ich das? Ich hatte dann ziemlich Bauchweh und habe dann doch zugesagt und habe es dann übernommen. Das ist für mich so Pfarreibeauftragte light gewesen.» (Diara) Als eine grössere Seelsorgeeinheit errichtet wurde, wurde sie in einer Pfarrei Pfarreibeauftrage.

Wenn die Pastoralassistentinnen aufgrund ihrer Familiensituation Teilzeit in einer Pfarrei arbeiteten, wurden sie selten von den Bistümern angefragt, ob sie eine Leitungsposition übernehmen wollten. Das Näherrücken des fünfzigsten Geburtstages war für diese Befragten oft der Grund, sich zu überlegen, was sie in den mehr als zehn Jahren bis zu ihrer Pensionierung beruflich noch erreichen wollten. In den Jahrzehnten vorher hatten sie ihre eigenen Bedürfnisse oft zurückgestellt, insbesondere, wenn sie Familie hatten und berufstätig waren. Wenn die Kinder erwachsen waren, suchten sie sich einen Beruf mit mehr Verantwortung. Sie meldeten sich in Eigeninitiative beim Bistum. Sie suchten sich bewusst vor der Pensionierung eine letzte Stelle, wo sie alle ihre Erfahrungen einbringen konnten. Die offenen Stellen fanden sie über Stelleninserate oder über das Personalamt des Bistums. Oft wählten sie Arbeitsstellen in Pfarreien, die sie an ihre Kindheit erinnerten, die ihnen vertraut schienen. Die örtliche Nähe zu ihren Kindern und Enkelkindern spielte ebenfalls eine Rolle bei der Wahl der Pfarrei. Einige wollten nach der Pensionierung nicht im selben Pfarreigebiet wohnen, in dem sie gearbeitet hatten. Durch die Arbeit kannten sie viele Lebensgeschichten von Menschen, die ihnen nach der Pensionierung beim Einkaufen im Dorf begegnen könnten. Daher nahmen sie einen Umzug in Kauf.

Andere blieben immer in derselben Pfarrei und übernahmen eine Gemeindeleitung ad interim. Gemeindeleiterinnen ad interim übernehmen während einer Pfarrvakanz die Verantwortung vor Ort. Eva arbeitete als Freiwillige, dann als Katechetin und später als Pastoralassistentin in der Pfarrei, in der sie mit ihrer Familie lebt. Während dieser Zeit wurde

die Pfarrei von vier bis fünf verschiedenen Pfarrern geleitet. In diesen Wechseln verkörperte Eva die Kontinuität. Sie war eine Vertrauensperson, die blieb in den Wechseln. In einer Pfarrvakanz übernahm Eva als Pastoralassistentin während eineinhalb Jahren die Gemeindeleitung ad interim. Diese Funktion übte sie vorher schon informell aus, denn bereits als Pastoralassistentin kamen die Mitarbeiter zu ihr, weil sie den alten Pfarrer nicht belasten wollten. Sie arbeitete gut zusammen mit dem reformierten Pfarrer und den Katechetinnen. Nach achtzehn Monaten fand sie, dass alles gut laufe, und eigentlich brauche es keinen Pfarrer mehr. Doch als wieder ein Pfarrer kam, akzeptierte sie dies. Es kam ihr auch entgegen, dass sie dadurch administrative Aufgaben abgeben konnte und mehr Zeit für die Seelsorge hatte. Auch wenn sie nicht mehr offiziell die Leitungsverantwortung innehatte, stand sie nach der langjährigen Tätigkeit in der Gemeinde in einer besonderen Position, da sie die Menschen der Gemeinde gut kannte. Dadurch hatte sie in der Pfarrei einen gewissen Status und Einfluss. Auch «Vorgesetzte, die es besser wussten oder zu wissen meinten, haben mich arbeiten lassen, weil mich so viele Leute gekannt haben» (Eva). Offiziell hatte sie nur eineinhalb Jahre die Pfarreileitung inne, doch ihr Einfluss in der Gemeinde war stets gross, denn sie war die Kontinuität über Jahrzehnte, die Gemeindemitglieder kannten und schätzten sie. Gemeindeleiterinnen ad interim sind oft Pastoralassistentinnen, die bereits vor Ort tätig sind, die Pfarrei und ihre Menschen kennen und darum auch Einfluss behalten, wenn ein neuer Pfarrer offiziell die Gemeindeleitung übernimmt.

Tabea übernahm ad interim eine Pastoralraumleitung, wo sie bereits vorher Bezugsperson in einer Pfarrei war. Sie hatte Bedenken, im selben Pfarreiteam die Rolle zu wechseln. Sie übernahm dennoch ad interim die Personalraumleitung für ein halbes Jahr, bis die Stelle neu besetzt wurde. In dieser Zeit suchte sie eine neue Anstellung, um woanders neu anzufangen, als letzte Stelle vor der Pensionierung. Ad-interim-Einsätze können auch zu langfristigen Lösungen werden, wie bei Sarah. Sie war während einer zwanzigjährigen Übergangslösung Gemeindeleiterin in einer Pfarrei.

Es kommt vor, dass Verantwortliche vor Ort den Frauen mehr Verantwortung anvertrauten. Olivia wurde Teamkoordinatorin, weil ein älterer Pater sie anfragte, diese zu übernehmen. Dass ein Pater von fast siebzig Jahren ihr als junger Frau diese Aufgabe zutraute, obwohl sie altersmässig wie auch an Dienstjahren die Jüngste im Team war, habe sie sehr gefreut. Ruth arbeitete jahrelang mit ihrem Ehemann und einem Priester zusam-

men. Zu dritt bewarben sie sich auf eine neue Stelle und schlugen der Kirchenpflege Ruth oder den Priester für die Leitung vor. Die Kirchenpflege entschied sich für Ruth als Gemeindeleiterin. Damit konnte Ruth in der Kirchenpflege Einsitz nehmen und Dinge aushandeln, die dem mitarbeitenden Priester nicht lagen. Manuela bewarb sich als hauptamtliche Katechetin in der Pfarreibeauftragung. Seit ihrer ersten Interessenbekundung für die Stelle hatte sie den Eindruck, die Mitglieder der Kirchenpflege trauten ihr die Aufgabe zu, weil sie um ihre Fähigkeiten wussten. Sie sahen ihr Potenzial, stärkten sie und vertrauten ihr. Als Religionslehrerin habe sie gelernt, Glaubensinhalte so zu vermitteln, dass man sie versteht; dies sei auch in der Seelsorge hilfreich. Helen übernahm erst mit 29 Jahren, als hauptamtliche Katechetin, die Funktion als Pfarreiverantwortliche. Ein befreundeter Priester fragte, ob sie in der Pfarrei, in der er arbeitete, die Pfarreiverantwortung übernehmen wolle.

Pastoralassistentinnen, die sich dafür entschieden, eine Leitungsposition zu übernehmen, taten dies, um sich beruflich weiterzuentwickeln. Einige Befragte haben bis zu zwanzig Jahren als Pastoralassistentin gearbeitet, bevor sie eine Gemeindeleiterstelle annahmen. Sie wollten mehr Verantwortung, um die Möglichkeit zu haben, eine Pfarrei zu gestalten. Als Pastoralassistentinnen haben sie gesehen, was funktioniert und was verbessert werden kann. Sie waren jedoch nur für einen bestimmten Teilbereich zuständig; eine Gemeindeleitung ermöglicht es, die Ausrichtung einer Pfarrei zu bestimmen und auch langfristig neue Projekte aufzubauen. Dabei wählten die Gemeindeleiterinnen oft eine stark diakonische Ausrichtung. Sie wollten in der Pfarrei den Zusammenhalt und das Miteinander stärken durch sozial-diakonische Projekte, Freiwilligenarbeit und Anlässe für Familien, Senioren und Jugendliche.

3. Funktionen als Gemeindeleiterin

Die Funktionen der Gemeindeleiterin werden im Folgenden analysiert durch die verschiedenen sozialen Rollen, in denen sie handelt. Diese Rollen unterscheiden sich je nach Anstellung und Notwendigkeiten der Pfarrei, in der sie angestellt ist. Sie beinhalten organisatorische, liturgische und Leitungsaufgaben.

3.1 Als Repräsentantin der Kirche und Privatperson

Gemeindeleiterinnen haben als Repräsentantinnen der Kirche in der Gemeinde einen gewissen sozialen Status. Da die Funktionsbezeichnungen Gemeindeleiterin, Pfarreiverantwortliche oder Pastoralassistentin oder neu auch Pfarreiseelsorgerin schwer fassbar sind, werden sie von Gemeindemitgliedern oft als Frau Pfarrerin angesprochen, besonders wenn sie in konfessionell durchmischten oder traditionell reformierten Gegenden wirken. Zu Beginn ihrer beruflichen Tätigkeit war es den Befragten ein Bedürfnis, dies richtigzustellen und zu sagen, dass sie keine Pfarrerinnen seien. Mit der Zeit korrigierten sie nicht mehr, um die Diskussion zur Stellung der Frau in der katholischen Kirche zu vermeiden. Sie selbst stellten sich nicht als Pfarrerin vor, aber wenn sie so genannt wurden, liessen sie es zu.

Den privaten Lebensbereich abzugrenzen vom beruflichen, ist in diesem Beruf schwierig. Es entstehen Freundschaften zwischen Gemeindemitgliedern und den Gemeindeleiterinnen. Sie sind nicht nur Berufsfrauen, sondern auch Mütter und Ehefrauen, dadurch ergeben sich wieder andere Kontakte und Beziehungsnetze. Oft verlangt die Anstellungsbehörde, dass sie vor Ort wohnen, um schneller verfügbar zu sein bei Notfällen. Das Privatleben steht darum unter permanenter Beobachtung; davon betroffen sind auch Partner und Kinder, die diese Rolle nicht gesucht haben.

Die Gemeindeleiterin und ihre Familie stehen, besonders wenn sie im Pfarrhaus wohnen, unter starker Beobachtung der Gemeindemitglieder. Ob heftige Meinungsauseinandersetzungen in der Familie oder entspanntes Beisammensein im Garten, nicht immer will man als Familie sichtbar sein oder sich Zeit nehmen, um mit den vorbeigehenden Gemeindemitgliedern ein Gespräch zu führen.

Klara ist die einzige befragte Gemeindeleiterin mit Kindern im schulpflichtigen Alter. Sie hat sich mit ihrem Mann so arrangiert, dass er die ersten Jahre zu Hause blieb, die Kinder betreute und erst später eine Teilzeitstelle annahm. Die Kinder, deren Eltern für die Kirche arbeiten, werden dadurch geprägt. Ähnlich wie Kinder einer reformierten Pfarrerin oder eines Pfarrers sind sie einem gewissen Druck und einer Erwartungshaltung ausgesetzt. Man kann sie davor kaum schützen. Darum war es den Befragten ein Anliegen, Privates und Berufliches zu trennen. Befragte, die Teilzeit arbeiteten, empfanden es einerseits als Ausgleich, in der Familie und im Beruf tätig zu sein, andererseits auch als Stress. Seelsorgerinnen

mit Kindern wechselten weniger oft die Pfarrei, manche blieben über zwanzig Jahre in derselben Pfarrei angestellt.

Die Repräsentantin der Kirche wird besonders daran gemessen, ob ihr Leben den Wert- und Moralvorstellungen der Kirche entspricht. Alleinerziehend, geschieden oder mit einem geschiedenen Partner liiert zu sein, sind Situationen, die berufliche Konsequenzen für eine Anstellung in der Kirche haben können. Eine Befragte, die alleinerziehend war, wechselte die Arbeitsstelle und das Bistum, als ein neuer Bischof kam. Eine andere ist geschieden und prüfte ein Ehenichtigkeitsverfahren, um in der Kirche arbeiten zu können. Sie beendete aber das Verfahren, weil sie ihre Ehe nicht für nichtig erklären wollte. Zwei Pfarreibeauftragte haben Beziehungen zu geschiedenen Männern und sehen darum ihre berufliche Karriere stets in Gefahr.[270] Die eine meint, offiziell sei sie nie auf ihre Beziehung angesprochen worden und in der Pfarrei sei es vordergründig kein Thema. Manchmal fragen Leute, weshalb sie und ihr Partner nicht verheiratet seien. Beschwerden von Kirchgemeindemitgliedern können zur Kündigung oder Abwahl der Gemeindeleiterin führen.

Ein Viertel der Ehemänner der Befragten sind Theologen. Mit einem Theologen verheiratet zu sein, habe den Vorteil, dass der Partner Verständnis für die unregelmässigen Arbeitszeiten habe. Arbeiten beide Ehepartner in derselben Pfarrei, vermischen sich berufliche und private Bereiche. Die Theologenpaare, die zusammenarbeiten, teilen sich die Aufgaben in unterschiedlicher Weise. Bei der Übernahme der Gemeindeleitung liessen meist die Ehemänner der Ehefrau den Vorzug. Es kam auch vor, dass der Ehemann in die Spezialseelsorge wechselte, während die Ehefrau in der Gemeindeleitung blieb. Als die Kinder im Schulalter waren, wurden von Theologenpaaren zwei verschiedene (Care-)Arbeitsteilungsmodelle gelebt: Entweder blieb die Frau bei den Kindern und arbeitete nur in Teilzeit, oder der Ehemann blieb zu Hause, während die Frau Vollzeit als Gemeindeleiterin arbeitete.

Bea und ihr Mann leiteten eine Pfarrei, die aus drei Ortsgemeinden mit eigenen politischen Gemeinden besteht; das bedeutete drei Schulen, drei Gemeindeverwaltungen und verschiedene reformierte Pfarrerinnen und Pfarrer. Sie teilten sich die Gemeinden auf, sodass immer eine Person Ansprechperson war. Bei der Teilnahme an den Kirchenpflegesitzungen

270 Im Bistum Sitten wurde eine 27-jährige Pastoralassistentin entlassen, weil sie eine Beziehung zu einem in Scheidung lebenden Mann führte. Vgl. SRF, Nach Entscheid von Bischof.

wechselten sie sich halbjährlich ab. Die Vorbereitung auf die Erstkommunion übernahm meist sie und er die Firmvorbereitung. Sie übernahm die Taufen und er die Beerdigungen. Beim Sonntagsgottesdienst wechselten sie sich ab. Sie war Vorgesetzte für die Personen, die für die Verkündigung zuständig waren, die Priester, Katechetinnen, Katecheten, Organistinnen und Organisten. Er war zuständig für die Mitarbeitenden des Sekretariats und des Gebäudeunterhalts. Da sie sich als Ehepaar eine Stelle teilten, hatten sie zeitliche Kapazitäten und engagierten sich in Gremien der Kantonalkirche und auf Bistumsebene.

Lea ist Mitglied einer Ordensgemeinschaft und wählte für ihre Gemeindeleitung eine Pfarrei aus, in der ihre Mitschwestern mit ihr im Pfarrhaus wohnen und dort offene Seelsorge anbieten konnten. Menschen konnten ins Pfarrhaus kommen für Seelsorgegespräche mit ihren Mitschwestern. Während ihrer Arbeit als Pfarreiseelsorgerin entschied sie sich, das Ordensgewand nicht zu tragen. Die Reaktion darauf war nach Lea unterschiedlich: «Zum Glück wenigstens nicht im Ordenskleid, haben die einen gesagt, die andern haben gefunden, warum nicht im Ordenskleid, da stimmt sicher etwas nicht.» (Lea)

Sarah lebte in verschiedenen christlichen Lebens- und Studiengemeinschaften. Die Erfahrungen, die sie dort machte, prägten ihre Arbeit in der Pfarrei. Ihr Pfarrhaus vergleicht sie mit einer Missionsstation, wo die Türe immer offen ist und die Menschen vorbeikommen können. Die Erfahrungen des Mitlebens in einem Orden sind prägend. Nina, die in ihrer Jugend zwei Jahre in einem Orden lebte, sagt, dass sie davon viel in ihr Leben mitgenommen habe: den Sinn für Ordnung, die Disziplin und das Koordinieren sowie «ein Gefühl für Waise, Alte und randständige Menschen» (Nina). Auch eine gewisse Arbeitshaltung habe sie im Kloster gelernt: «Nicht aufgeben beim Bügeln. Dass man Sachen so oder anders machen kann. Dass man Sachen nicht nur erledigt, sondern auch Freude daran haben kann. Dass du das, was du machst, gut machst. Nicht sich fragen, ist das meine Aufgabe? Sondern einfach machen.» (Nina)

Die verschiedenen Beziehungsformen, in denen die Seelsorgerinnen leben, stellen sie als Privatpersonen in andere Kontexte. Sie sind Partnerinnen, Mütter, Grossmütter, Ordensfrauen, Geschiedene oder Singles, die sich in den Dienst der Kirche stellen. Diese Lebenssituationen können auch zu Spannungen führen zu den Vorgaben und Erwartungen der institutionellen Kirche.

Die Befragten haben als Privatpersonen persönliche biografische Erfahrungen gemacht, die in die Seelsorge einfliessen, Erfahrungen des

Scheiterns und Gelingens von Beziehungen. Sie haben in Gemeinschaft gelebt und allein. Diese Erfahrungen sind ein Gewinn, um Menschen zu unterstützen in ihrem Leben. Sie können aus persönlichen Erfahrungen schöpfen, wenn sie Menschen begleiten.

3.2 Als Liturgin Gottesdienste gestalten

Als Liturginnen wirken die Befragten in Gottesdiensten mit und stehen ihnen auch selbstständig vor. Sie leiten Wortgottesdienste, Kommunionfeiern, Andachten, Prozessionen, Familiengottesdienste, Beerdigungen, Schülergottesdienste und mit ausserordentlicher Vollmacht auch Taufen und Eheassistenzen. Zusammen mit priesterlichen Mitarbeitern oder Aushilfspriestern gestalten sie Gottesdienste. Die Frauen arbeiten dabei meist mit älteren, pensionierten Priestern oder Priestern aus Asien und Afrika zusammen, die in mehreren Pfarreien wirken.

Für die erste Generation der Gemeindeleitenden, der Pastoralassistenten oder -assistentinnen, die bereits in den 1990er-Jahren wirkten, war die Herausforderung, als Laien und auf Traditionen aufbauend neue Möglichkeiten zu finden für die Liturgiegestaltung. Als Madelaine als Gemeindeleiterin eingestellt wurde, war sie die erste Frau in dieser Funktion. Die Kirchgemeinde befürchtete, dass, wenn sie eine Frau einstellt, sie dann auf Traditionen, die im Dorfleben eine wichtige Rolle spielen, wie zum Beispiel die Fronleichnamsprozession, verzichten muss. Madelaine bemüht sich, diese Bräuche weiterzuführen:

> «Wegen der Fronleichnamsprozession, das ist dann auch alles plötzlich bei mir gelandet. Wir haben einen alten Kaplan gehabt. Und auf einmal sagt der Pfarrer, ich halte die Eucharistiefeier, setze die Kommunion in die Monstranz. Und dann machst du weiter. Dann kam die Frage: Kann eine Frau die Prozession leiten, geht das, oder schaffen wir sie ab? Wir sind dabeigeblieben, ich habe gesagt, eine Tradition ist schneller erledigt als wiederaufgebaut, wir machen sie. Und die Männer haben den Baldachin getragen. Für mich war es eine grosse Herausforderung, vor allem bei den Stationen. Ich habe die Gebete rausgesucht. Ich konnte nicht so singen, wie ein Pfarrer es meistens kann, die Musik hat mitgemacht, die Jugendlichen haben die Fahnen getragen, die Erstkommunikanten sind gekommen und es ist gegangen […] und es wird heute noch gemacht. Jetzt macht es der Gemeindeleiter. Man muss es einfach wagen, und wenn die einbezogen werden, dann haben sie eigentlich keinen Widerstand geleistet, ja.» (Madelaine)

Weil Madelaine nicht für jeden Sonntagsgottesdienst einen Priester finden konnte, führte sie Wortgottesdienste ein. Zusammen mit der Kirchenpflege organisierte sie einen Infoabend, an dem eine Person vom Pastoralamt des Bistums über die neuen Gottesdienstformen informierte. Es wurde rege diskutiert. Ein Gemeindemitglied fragte, ob die Sonntagspflicht bei einem Wortgottesdienst, an dem keine Kommunion empfangen wird, erfüllt sei. Der Vertreter des Pastoralamtes versicherte, dass dies so sei: «Er hat eine neue Sicht vertreten. Das Konzil und der Wortgottesdienst, also die Kraft des Wortes.» (Madelaine) Durch den Informationsanlass war es den Gemeindemitgliedern möglich, einen Ort zu haben für ihre theologischen Fragen und Bedenken. Madelaine selber feiert nur Wortgottesdienste ohne Kommunionempfang, weil sie die Verwechslungsgefahr mit einer Eucharistiefeier als zu gross ansieht. Dass andere Pfarreien Kommunionfeiern anbieten, akzeptiert sie als Notmassnahme wegen des Priestermangels.

Der grösste Teil der Befragten feiert sonntags regelmässig Kommunionfeiern, einmal im Monat kommt ein Priester zu einer Eucharistiefeier. Dabei werden die Hostien für die Kommunionfeier konsekriert und danach im Tabernakel aufbewahrt. Es gilt, darauf zu achten, dass genügend Hostien konsekriert werden, damit auch bei Abwesenheit des Priesters Kommunionfeiern möglich sind. Werden mehr konsekrierte Hostien gebraucht, als es im Tabernakel gibt, holt man sie in der Nachbarpfarrei. Der regelmässige Kommunionempfang ist den Gläubigen ein Bedürfnis.[271]

Nicht immer kann man eine Eucharistiefeier anbieten. Lea erzählt, dass man eine Regelung finden musste für Beerdigungen:

> «Es war auch klar bei mir in der Pfarrei, dass es bei Beerdigungen keine Eucharistiefeier gibt, ausser jemand hat in der Familie einen Pfarrer, oder so, und sonst sind es Wortgottesdienste mit Kommunionfeiern, wenn das gewünscht ist, und dann feiert man den Dreissigsten[272] und den schiebt man so lange, bis der Priester da ist und dann kann man eine Eucharistiefeier machen, wenn sie das dann wollen. So, und das ist eigentlich eine sehr gut akzeptierte Lösung gewesen.» (Lea)

271 Vgl. Bistum Basel, Eucharistiefeier, 21.

272 Der Dreissigste ist eine Tradition des Totengedenkens: Freunde und Angehörige der verstorbenen Person treffen sich am 30. Tag nach deren Tod zu einem Gottesdienst.

Bei Beerdigungen in reformierten Regionen stellt sich die Frage nach einer Eucharistiefeier oft weniger, da die Mehrheit der Gottesdienstbesucher nicht katholisch ist und darum nur wenige Gottesdienstbesucher zur Kommunion gehen. Zu einer Beerdigung kommen oft auch Personen, die wenig Kontakt mit der Pfarrei haben und die Gemeindeleiterin nicht kennen. Darum wurden die Befragten an Beerdigungen oft gefragt, wie das gehe, dass sie als Frau Beerdigungen halten kann. Eigentlich wollten die Seelsorgerinnen in diesen Situationen lieber über die verstorbene Person reden statt über Kirchenpolitik.

Für eine Liturgin besteht die Herausforderung, neue Wege zu finden in der Umsetzung und Gestaltung von Gottesdiensten. Sarah regt an, dass in der Osternachtfeier jede Person ein Holzstück in das Osterfeuer werfen darf. Traditionen solle man «pflegen und gleichzeitig neue Traditionen einführen» (Sarah). Es braucht Inspiration und Kreativität um, auf Traditionen aufbauend, die Freiheit innerhalb des Gestaltungsraumes des Möglichen zu nutzen. Tabea erzählt von einem Gemeindemitglied, das so berührt war, weil in der Osternacht so viele Frauen im Altarraum standen, dass sie ein Foto in die Gemeindezeitung stellen wollte. Dies sei ein Zufall gewesen, der Tabea gar nicht bewusst war: «Es waren einfach zufälligerweise mehr Mädchen, die ministriert haben. Meine Hauptsakristanin ist eine Frau. Dann hatten wir noch Frauen als Lektorinnen. Und ich habe die Osternacht allein geleitet.» (Tabea) Tabeas Haltung als Frau in der Kirche: «Einfach reingehen und das leben. Damit bewegt man mehr als mit Schimpfen. Einfach verändern von innen heraus.» (Tabea) Sie ist durch ihr Wirken Teil der Veränderung.

In der Gestaltung von Gottesdiensten entstehen gemäss Anna dichte Momente: «Stille aushalten mit den Leuten zusammen, dort entsteht eine riesige Dichte, manchmal während der Predigt so ganz gezielte Pausen, wo ich merke, die Leute hängen etwas nach, einem Gedanken, einem Wort, etwas, was offenbleibt, was ich nicht beantworten kann, wo ich merke, da entsteht wie eine Dichte.» (Anna) Tabea erzählt von einer Taufe, in der der Grossvater seinem Enkelkind einen Wunsch für dessen künftigen Lebensweg mitgibt: «Das sind dichte Momente, wo man denken kann, das ist einfach wunderbar, wie man spürt, da ist irgendetwas, ohne dass man das ebnen kann oder fassen oder definieren.» (Tabea) Und Madelaine erzählt, wenn bei der Taufe das Wasser über den Kopf rinnt und die Eltern das Kreuzzeichen machen, ist sie sich ganz sicher, dass das Kind spürt, dass das «Geheimnis» (Madelaine) wirkt.

In der Liturgie zeigt sich die Ortlosigkeit der Pastoralassistentinnen und Gemeindeleiterinnen. Es gibt keine klar definierte Aufgabe oder Rolle für sie. Darum sind sie angewiesen auf den die Eucharistie zelebrierenden Priester, der sie teilhaben lässt, indem er Predigt, das Sprechen der Vaterunser-Einleitung oder das Spenden des Friedensgrusses an sie delegiert. In eingespielten Teams werden diese Formen der Beteiligung ausgehandelt oder sie bewähren sich in der Praxis. Bei besonderen Anlässen, wenn der Bischof zur Firmung kommt, besteht die Gefahr, dass sie in den Hintergrund gedrängt werden, obwohl sie die Feier organisiert und die Jugendlichen auf das Sakrament vorbereitet haben.

Der Wunsch nach einer gemeinschaftlichen, partizipativen Liturgie zeigt sich als Bedürfnis der Gemeindeleiterinnen. Sie planen Gottesdienste mit Priestern, Jugendlichen, Gruppierungen und Lektoren, denn Liturgie ist für sie ein gemeinsames Geschehen, mit dem sie andere einladen, darin ihren Glauben auszudrücken und sich zu beteiligen. Anna sagt, im Gebet wolle sie keine «Einzelkämpferin» (Anna) sein. Frauen wollten als Liturginnen beitragen und mitgestalten im Miteinander und im gemeinsamen Feiern und Beten.

3.3 Als Seelsorgerin Menschen begleiten

Die Seelsorge, das Begleiten von Menschen in verschiedenen Lebenslagen, gefällt den meisten Gemeindeleiterinnen am besten an ihrem Beruf, wie Tabea erzählt: «Vom Taufen bis zum Beerdigen, immer mit Menschen zu tun haben, überall. Sehr schnell an die Fragen herankommen, die die Menschen bewegen, sehr schnell Lebensgeschichten hören. Das hat mich total fasziniert.» (Tabea) Auch Sarah erlebt es so: «Das finde ich auch das Schöne an dem Beruf, von Geburt bis Tod ist man mit allem konfrontiert und man setzt sich mit allem auseinander.» (Sarah)

Die beiden Zitate zeigen die Vielseitigkeit der seelsorgerlichen Begleitung in verschiedenen Lebenslagen. Manuela freut sich an jeder Begegnung mit Menschen, sei es mit Sternsingern, mit Erstkommunionkindern, beim Kirchenkaffee oder im Gottesdienst.

Seelsorge geschieht auch in Alltagssituationen wie beim Einkaufen oder beim Abwaschen nach einem Anlass. Dazu Sarah: «Wenn ich einkaufen ging, bin ich kaum heimgekommen.» (Sarah) Helen: «Ich wohne zum Beispiel im Quartier, das ist mir wichtig; ich mag es, wenn ich die Leute

sehe.» (Helen). Aus kurzen Alltagsbegegnungen kann sich Vertrauen aufbauen. Durch Alltagsbegegnungen kann ein Kontakt entstehen, der die Hemmschwelle, sich auf ein Seelsorgegespräch einzulassen, geringer macht. Auch kommt man ausserhalb der Kirche erneut in Kontakt mit Menschen, die man begleitet hat, wie Tabea erzählt: «Je mehr du natürlich auch Taufen und Beerdigungen machst, desto mehr Lebensgeschichten kennst du. Das war auch ein Grund für mich, dass ich gesagt habe, ich will nochmals aus dem Raum heraus, und dann kann ich nachher zurückkommen und wirklich pensioniert sein und das geniessen.» (Tabea) Sie wählte darum bewusst ihre letzte Stelle vor der Pensionierung nicht an ihrem Wohnort, um solchen seelsorgerlichen Alltagsgesprächen auszuweichen.

Seelsorgerinnen begleiten Menschen, die sich in verwundbaren Situationen befinden. Helen ist immer wieder erstaunt, «wie viel Vertrauen die Menschen einem entgegenbringen, nur weil man diesen Beruf hat» (Helen). Das löse in ihr «einen grossen Respekt und auch eine Dankbarkeit aus» (Helen). Der Vertrauensvorschuss, den man als Repräsentantin der Kirche hat, bedeutet aber auch Verantwortung. Helen erzählt von einer jungen Frau, die in der Pfarrei aufgewachsen ist, in der sie Gemeindeleiterin war. Wenn ein Paar beschliesst zu heiraten und eine kirchliche Trauung in Betracht zieht, ist dies oft ein Moment, in der Personen nach vielen Jahren wieder in Kontakt mit der Kirche treten. Darum wenden sie sich an Personen, die sie aus ihrer Kindheit und Jugendzeit kennen. Als Helen in ihre Pfarrei kam, war diese junge Frau noch ein Kleinkind; als sie aus der Pfarrei wegzog, war sie neunzehn Jahre alt. Als Gemeindeleiterin ihrer Kinder- und Jugendzeit ist Helen für sie die Bezugsperson und Repräsentantin der Kirche. Sie ist die Vertrauensperson, an die sie sich wendet, als sie heiraten will. Auch wenn die Gemeindeleiterin nicht mehr in derselben Pfarrei wirkt und darum auch nicht zuständig ist, fühlt sie sich verantwortlich, da sie Menschen geprägt hat in ihrem Glauben.[273]

Seelsorge kann auch heissen, in Krisen Trost zuzusprechen. Als Madelaine als Sozialarbeiterin in einer Pfarrei arbeitete, führte sie Gespräche mit Menschen in Krisen, ausgelöst durch Eheprobleme, Alkoholismus und Altersarmut. Wenn die finanziellen und organisatorischen Fragen

273 Gemeindeleiterinnen dürfen Paare auf die Ehe vorbereiten, doch die Eheassistenz vornehmen dürfen sie nur, wenn sie die ausserordentliche Vollmacht des Bischofs für den Einzelfall erhalten. Im Bistum Basel können Gemeindeleiter und -leiterinnen beim Offizialat eine ausserordentliche Trauvollmacht für einzelne Eheschliessungen beantragen. Vgl. Bistum Basel, Offizialat, Ehe, 4.

gelöst waren, seien noch andere Anliegen dazugekommen, «tiefer greifende, wo vielleicht ein Urvertrauen gefehlt hat, eine Not» (Madelaine). Sie stellte fest, dass dies keine organisatorischen Fragen einer Sozialarbeiterin sind, sondern seelsorgerliche Fragen, in denen es darum geht, Menschen in Krisen Vertrauen zuzusprechen, dass es besser werden kann, dass es einen Ausweg gibt aus der Trauer und der Krise.

Auch der Verlust eines geliebten Menschen kann eine Krise bewirken. In der Begleitung von Trauernden erleben Befragte, dass Menschen in der grössten Trauer etwas Tragendes finden: «Wir spüren den gemeinsamen Boden, das trägt uns, da bleibt eine Hoffnung, trotz allem Schmerz.» (Tabea) Wenn es gelingt, in der Trauer etwas Tragendes zu finden, erfahren das die Seelsorgerinnen als Geschenk. Ein Stück Urvertrauen zurückzubekommen, heisst auch Glauben und Hoffnung auf ein besseres Leben.

Durch ihre Rolle als Seelsorgerin und Vertreterin der Kirche erlebten die Befragten, dass andere Menschen ihnen Vertrauen entgegenbringen. Wenn Gemeindeleiterinnen Eheassistenzen vornehmen könnten, wäre dies eine Chance, um eine Vertrauensbeziehung aufzubauen für eine langfristige Paar- und Familienseelsorge.

In der Seelsorgebeziehung sind Menschen besonders verletzlich, da es oft eine Begleitung an biografischen Wendepunkten und in Trauer- und Krisensituationen ist. Für Seelsorgerinnen und Vertreterinnen der Kirche besteht daher eine besondere Verantwortung im Umgang mit diesem Vertrauen.

3.4 Als Vermittlerin von Glaubensinhalten

Der persönliche Glaube und die Reflexion darüber sind Teil der täglichen Arbeit als Seelsorgerin. Verkündigen spielt in verschiedenen Arbeitsbereichen eine Rolle, manchmal ist es nur eine Haltung, die sich im Miteinander und im Tun äussert. Oft sind Gemeindeleiterinnen auch konkret gefordert, über ihren Glauben Rede und Antwort zu stehen, in einem Gespräch, einer Ansprache oder einer Predigt im Gottesdienst.

Beim Predigen war den Befragten wichtig, eine Sprache zu finden, die verstanden wird, eine an die Zuhörenden angepasste Theologie. Für Susanne hat es etwas Prophetisches, wenn sie bereits bei der Vorbereitung der Predigt eine Inspiration erlebt und die Gläubigen ihr dann aufmerksam zuhören.

Schon als Jugendliche predigte Klara in den Jugendgottesdiensten ihrer Heimatpfarrei. Heute findet sie es toll, dass ihre Heimatpfarrei und der Pfarrer ihr diese Möglichkeit damals gaben.

Ob Frauen predigen dürfen, ist für Lea «keine Frage, bis heute nicht» (Lea). Bereits während des Studiums predigte sie in der Predigtausbildung des Homiletikkurses. In der Praxis geben Priester den Predigtdienst gern mal ab, auch weil damit ein erheblicher Aufwand verbunden ist. Darum gibt es kaum Diskussionen, wer predigen darf. Die Gemeindeleiterinnen sprechen sich mit dem Priester ab; sie sind das regelmässige Predigen gewohnt.

Wenn Frauen predigen, werden die Schriften möglicherweise aus einer anderen Perspektive gelesen. Ruth nennt als Beispiel die Begegnung von Maria und Elisabet. Wenn eine Frau dieses Evangelium auslegt, hat sie eine andere Perspektive als Männer und predigt darum zu anderen Aspekten. Dies bietet den meist mehrheitlich weiblichen Kirchenbesuchern einen kontextuellen Zugang zum Evangelium. Nach Ruth geht ein wichtiger Teil der Verkündigung verloren, wenn man nur Männer das Evangelium auslegen lässt.

Auch im Religionsunterricht und in der Katechese geht es darum, Glaubensinhalte weiterzugeben; eine Sprache zu finden, die Glaubensinhalte vermittelt, die verstanden wird, ist eine Kunst. Als langjährige Katechetin ist Manuela darin geübt, was ihr auch in der Funktion der Pfarreibeauftragten hilft. Manuela erzählt, sie habe viele Glaubensinhalte schon oft durchdacht und mit Schülern besprochen. Dabei hat sie sich eine Sprache angeeignet, die Menschen verstehen. Sie habe in der Seelsorge die Rückmeldung erhalten: «So wie du das jetzt erklärt hast, hat es uns noch nie jemand erklärt, und auf einmal macht es für uns Sinn.» (Manuela)

Im Religionsunterricht geht es nach Eva nicht nur darum, Inhalte wie die zehn Gebote oder das Glaubensbekenntnis auswendig zu lernen, sondern auch eine Jesus-Beziehung und Vertrauen aufzubauen. Für sie gehört das Religiöse zu allen Bereichen des Lebens. In der Erstkommunionvorbereitung möchte sie den Kindern und Eltern vermitteln, dass der Glaube mit dem Leben zu tun hat. Sie initiierte ein Projekt der frühkindlichen religiösen Erziehung, mit dem sie Eltern von Kleinkindern motivierte, in ihrem Alltag Religiosität zu sehen und zu leben; etwa wenn sie das Kind zu Bett bringen und eine Geschichten erzählen und vielleicht ein Kreuz machen.

Verkündigung kann auch sein, im Leid der Krankheit oder Angehörigen in Totentrauer Trost zu sprechen. Helen erzählt von einem alten

Mann, der mit seiner kranken Frau zusammenlebt: «Er würde sie am liebsten umbringen, aber er mache es nicht, weil er gläubig sei, er sei schon mit dem Kissen neben ihr gestanden. Ihr sagt dann manchmal, Jesus habe auch gelitten, aber wisst ihr was, Jesus hat drei Stunden gelitten, meine Frau leidet seit Jahren.» (Helen) Solche Sätze gehen ihr nahe und bewahren sie davor, allgemeine Antworten zu geben. Erfahrungen der Menschen lassen sich nicht immer mit Glaubenssätzen beantworten. Keine Glaubensaussagen zu wagen, findet sie auch nicht richtig. Das merkt sie besonders bei der Arbeit mit Jugendlichen. Früher habe man Jugendliche nach ihren religiösen Erfahrungen gefragt. Doch manche haben keine, die sie mitteilen können; deshalb sei es auch Aufgabe, ihnen ein Angebot zu machen.

Manchmal müsse man zum Beispiel auch in Trauersituationen wagen, Zeugnis zu geben und so Hoffnung zu vermitteln: «Auch wenn wir nicht wissen, wie es im Himmel aussieht, kann ich sagen, was meine Hoffnung ist.» (Helen) Eine Patientin im Sterbehospiz fragt Helen: «Wie habe ich das verdient?» (Helen). Im Seelsorgegespräch finden Helen und die Patientin zusammen eine Antwort auf ihre Situation im Sterbehospiz: «Das wünscht man niemandem, aber wenn man es hat, hat man es sich auch nicht verdient. Dass die Beantwortung der Fragen auch offenbleiben können.» (Helen) Die Fragen, die an die Seelsorgerin herangetragen werden, führen dazu, dass Helen ihren Glauben immer wieder hinterfragt. Es gehe darum, «ein Angebot zu machen, was wir glauben und was unser Glauben aussagt und was dies bedeutet für uns» (Helen).

Auf das Heilige hinweisen ist ebenfalls Teil der Verkündigung. In den Interviews wurde das Heilige im Zusammenhang mit der Taufe erwähnt.[274] Befragte erwähnen, dass sie bei der Vorbereitung der Taufe mit den Eltern auch die Geburt in religiöser Hinsicht gedeutet haben, als heiligen Moment (Lea). Auch Ruth weist in Taufgesprächen auf das Heilige der Geburt hin, dass dies «eine göttliche oder heilige Erfahrung ist» (Ruth).

274 Einige hatten bereits in der Funktion als Pastoralassistentin die Tauferlaubnis, darum war die Taufe für sie kein Grund, die Gemeindeleitung anzustreben. Gemeindeleiterinnen, deren Pfarrei Teil eines Pastoralraums wurden, verloren damit oft die ausserordentliche Tauferlaubnis, da sich nun im Pfarreiverband ein mitarbeitender Priester befand. Die Befragten, die die Tauferlaubnis hatten, gaben sie ungerne ab. Die Taufe ist ein freudiges Ereignis, und die Taufvorbereitung und die Taufe selbst bieten eine Möglichkeit, mit jungen Familien in Kontakt zu kommen.

Die Befragten sehen sich in ihrer Rolle nicht nur als Seelsorgerin, sondern auch als Übermittlerin, die auf das Heilige hinweist.

Das gemeinsame Vorbereiten und in manchen Fällen auch Durchführen einer Eheschliessung oder einer Taufe kann eine neue Beziehung schaffen. Dürfen Frauen diese Sakramente nicht spenden oder nicht assistieren, sind sie in ihrer Seelsorge und ihrem Begleiten von Menschen eingeschränkt.

Das eigene Gottesbild und die Vorstellungen von Kirche und Gemeinschaftsleben beeinflussen, welche Glaubensinhalte weitergegeben werden. In eigenen biografischen Krisen entwickelte sich eine Sprache für die Seelsorge. Susanne hat durch den Glauben Tröstung erfahren und will darum vermitteln, dass der Glaube glücklich macht und «das innere Loch» (Susanne) füllt, wenn es vorhanden ist. Sie findet Gott in seiner «Abwesenheit, seinem Fehlen, seinem Fremdbleiben» (Susanne). In krisenhaften Lebensphasen beschäftigten sich die Befragten oft intensiver mit ihrem Leben und ihrem Glauben. Es waren herausfordernde Situationen, in denen sie konfrontiert wurden mit Leid, Schicksalsschlägen oder Krisen in Partnerschaften.

Dabei half ihnen oft das Studium des Evangeliums, allein oder in Gruppen. Sarah sagt, dass sie durch ihr Leben das Evangelium verstanden hat: «Wie viel ich gelernt habe vom Evangelium dadurch, dass ich nicht einfach auf Händen getragen wurde. Ich meine Demütigungen, die man als Frau erlebt hat, die muss man lernen zu verkraften.» (Sarah) Sarah hat nach Antworten gesucht, «die verhebet im Leben» (Sarah).

Krisenhafte Lebensphasen sind biografische Lernräume, um eine Sprache zu finden in der Seelsorge. Im Pfarreimilieu machten einige die Erfahrung, dass es für viele Gemeindemitglieder ungewohnt war, persönlich über den Glauben zu reden. Sie waren es nicht gewohnt, über eine persönliche Gottesbeziehung zu reden und über ihre Erfahrungen mit Gott. Auch durch Begegnungen in der Seelsorge reflektieren die Befragten ihren eigenen Glauben immer wieder neu im Hinblick auf verschiedene Lebenssituationen.

Nina erfährt Gott in der Menschwerdung, in Situationen des Leides und der Bedürftigkeit: «Menschwerdung, die Bedürftigen, die Hilfe brauchen, das zieht ins Zentrum, dass sich Menschen austauschen können. Gestern ist eine Frau gekommen und hat erzählt, ihr Grosskind sei gestorben, zehn Stunden nach der Geburt. Wenn du da zuhörst und etwas geben kannst, ist es schön. Du bekommst fast alles zurück, wenn du was brauchst im Lebensweg, es ist immer alles gut gekommen.» (Nina) Persönliche

Glaubensvorstellungen sind für die Befragten Motivation, Antrieb und Richtung gebend für ihre pastorale Tätigkeit. Bibelgruppen spielten eine wichtige Rolle in der Entwicklung dieser Glaubensvorstellungen, weil im Austausch Glaubensvorstellungen ausgedrückt werden. Auch Gesprächsgruppen und geistige Begleitungen schafften Räume, in denen Sinndeutungen des Lebens vollzogen wurden.

Die persönliche Spiritualität wird als Kraftquelle erlebt. Nina bietet abends in der Kirche Meditationen mit kurzen Impulsen an, sie könne sich ganz auf das Gebet konzentrieren, weil sie dort «nicht den Druck spürt, nach drei Minuten wieder etwas zu sagen …» (Nina). Auf die Frage, wo sie Gott finden, nennen die Befragten das persönliche Gebet, die Natur, auch in der Begegnung mit Menschen in ihrer Arbeit als Seelsorgerin. Christine erzählt von einem alltäglichen Gott, den sie in ihrer täglichen Arbeit findet: «Wenn in der täglichen Begegnung nicht Gott da ist, dann mache ich meine Arbeit nicht richtig, also ganz fest im Zwischenmenschlichen.» (Christine). Begegnungen mit Menschen können Räume der Gottesbegegnung sein. Für Zoe ist «Gott ein Sein, was so mitgeht» (Zoe). Gott ist Teil ihres Lebens und ihrer Arbeit. Ruth erfährt Gott dort, «wo man Räume auftut und schaffen kann, wo Menschen wirklich berührt werden» (Ruth).

Die Gemeindeleiterinnen sind gefordert, über den Glauben zu sprechen, sei es im Religionsunterricht, in der Predigt oder bei theologischen Fragen, die in einem Seelsorgegespräch aufkommen. Nach Anna geht es auch darum, andere zu befähigen im Glauben, also Menschen in ihrem Glauben ernst zu nehmen und zu stärken. Wegen unterschiedlicher biografischer Erfahrungen haben Menschen unterschiedliche Glaubensvorstellungen. Für die verschiedenen Vorstellungen sind Räume zu schaffen, in denen verschiedene Charismen und verschiedene Formen von Spiritualität gelebt werden können.

3.5 Als Gestalterin des Pfarreilebens

Während die Pastoralassistentin meist nur für einen bestimmten Teilbereich der Aufgaben einer Pfarrei zuständig ist, hat die Gemeindeleiterin das Ganze im Blick. Sarah sagt, als Gemeindeleiterin kann man den «Geist von der Pfarrei prägen, die Atmosphäre» (Sarah). «Ich glaube, es gibt wenige Berufe, wo man so viele Freiheiten hat, wo man so viel mitgestal-

ten kann» (Sarah). Das Pfarreileben zu gestalten, erleben die Befragten als kreativen Prozess: «Für mich hat ein Kirchenjob zu tun mit sehr kreativ sein, sehr frei zu denken.» (Manuela) Diese Freiheit schätzt Tabea in ihrem Beruf: «Diese Gottesdienste müssen organisiert sein und stattfinden und es muss getauft werden und die Menschen müssen beerdigt sein. Schon klar, aber wann du das machst oder wie du das einteilst oder wie du in einem Team in der Pastoral die Sachen verteilst, dafür hast du unglaublich viel Gestaltungsfreiheit, weil es ja nicht wirklich eine Vorschrift gibt, es muss so oder so sein.» (Tabea) Um neue Projekte zu entwickeln, braucht es Inspiration und Kreativität. Dabei treffen verschiedene Vorstellungen aufeinander. Helen sagt, «dass man halt in einer Pfarrei für verschiedene Leute da sein muss, für fromme und nicht fromme» (Helen). Anna sieht in der Vielseitigkeit eine Offenheit für die Wahrheitsfindung: «Wir haben eine riesige Palette an Meinungen und Ansichten, an Glaubensansichten, die wir abdecken, und das finde ich sehr wichtig für unsere Kirche, damit wir nicht auf dem Trip sind: Wir sind die, die den Wahrheitsanspruch haben, Wahrheit sind wir und nichts anderes. Nein, wir sind zusammen auf der Suche, was ist Kirche hier vor Ort, und was brauchen wir?» (Anna) Immer weniger Menschen fühlen sich zugehörig zu einer Gemeinde. Die Pfarreien sehen die Dringlichkeit, etwas zu ändern. Es braucht neue Ideen, und Entscheidungen *über die Zukunft der Pfarrei*en müssen gefällt werden. Nach Diara braucht es ein Umdenken in der Verantwortlichkeit: «Es braucht ein wahnsinniges Umdenken, dass nicht der Pfarrer der Chef ist, sondern wir sind miteinander am Schauen, wohin wir gehen. Da braucht es einiges, dass es vom Kopf ins Herz geht und dass man auch spürt und merkt und den Mut hat, da mitzumachen.» (Diara) Als kreative Gestalterinnen sind die Gemeindeleiterinnen nicht Einzelkämpferinnen, sondern sie brauchen Gemeindemitglieder, die ihre Ideen einbringen und Projekte mittragen.

Viele Angebote der Gemeinde sind nicht machbar ohne die Mithilfe von Freiwilligen. Diese müssen gefunden und angefragt werden. Es sei immer schwieriger, Freiwillige zu finden. Für einzelne Projekte lassen sich einfacher Personen finden als für ein langfristiges Engagement. Auch für Sozial- und Familienprojekte ist es einfacher, Freiwillige zu finden, als für die Liturgie, weil da die Hemmung ist, vor Personen hinzustehen und Teil der Liturgiegestaltung zu sein. Freiwillige zu motivieren und zu befähigen, ist auch Teil des Gemeindeaufbaus. Dabei gilt es, in verschiedene Projekte Personen miteinzubeziehen. Olivia ist es in der Jugendarbeit wichtig, dass die Jugendlichen wissen, dass sie die Pfarrei mitgestalten

dürfen. Das sei ihr selbst geschenkt worden und das wolle sie weitergeben, sodass die Jugendlichen Heimat finden in der Pfarrei. Damit Personen sich engagieren wollen, müssen sie sich wohlfühlen in der Gemeinschaft der Pfarrei. Dafür braucht es Menschen, die auf die Leute zugehen und sie beteiligen am Pfarreileben.

Die Zusammenarbeit mit Freiwilligen braucht die Fähigkeit zu Empathie und Vermittlungsbereitschaft. Wenn eine Person sich als Freiwillige engagiert, hat sie ein gewisses Interesse an Macht und Einfluss. Es braucht auch Vertrauen, um die Menschen arbeiten zu lassen. Es kann zu Spannungen und Interessenkonflikten zwischen Freiwilligen und Mitarbeitenden kommen. Gemeindeleiterinnen haben hier die Aufgabe, zu vermitteln.

Immer weniger Personen besuchen Gottesdienste und Pfarreiangebote. Ruth beschreibt, wie in ihrer Gemeinde alles wegbricht. In den über zwanzig Jahren, in denen sie in derselben Pfarrei wirkt, sind Hunderte ausgetreten und die Gottesdienstbesuche haben sich halbiert. Für die Gruppierungen ist es schwer, Nachfolgerinnen oder Nachfolger zu finden. Sie könne sich noch so einsetzen, es gelinge ihr nicht, diese Entwicklung zu ändern. Vor zehn Jahren gab es noch Aufbrüche, doch im letzten Jahrzehnt nur mehr Abbau. Sie müsse auch immer mehr Aufgaben selbst übernehmen, da es weniger Freiwillige gibt. Die jüngeren pastoralen Mitarbeitenden seien auch immer weniger gewillt, Überstunden zu machen. Deshalb kann sie mit denselben Stellenprozenten weniger umsetzen als früher; gleichzeitig steigen die Erwartungen und auch die Ansprüche an sie.

Mit der Situation, dass immer weniger Gemeindemitglieder in die Gottesdienste kommen, gehen die Befragten unterschiedlich um. Sie deuten die Entwicklung unterschiedlich. Christine sieht es als eine Zeiterscheinung:

> «Die grossen Pfarreiräte, die grossen Gruppen, die grossen Frauengemeinschaften – ich denke, diese Zeit ist vorbei. Da müssen wir sagen: Vor hundert Jahren war das nicht so. Dann war das während fünfzig Jahren das richtige Modell und eine Art Blüte, und jetzt sind wir in einer neuen Phase. Wir sollen nicht immer dem nachtrauern, was nicht mehr geht, und den Mut haben zu sagen, okay, damit hören wir wirklich auf.» (Christine).

Kirche und Gesellschaft verändern sich und mit ihnen die Pfarreien. Immer mehr Menschen stehen der Gemeinde fern und besuchen nicht

regelmässig die Gottesdienste. Gemeindeleben findet nicht nur im Gottesdienst statt. Momente der Gottesbegegnung können nicht nur im Gottesdienst geschehen. Dies versucht Petra den Pfarreimitarbeitern zu vermitteln, wenn sie sich Gedanken darüber machen, ob sie etwas falsch gemacht haben, weil immer weniger Menschen die Gottesdienste besuchen. Sie versucht dann «die Menschen dafür zu sensibilisieren, dass Kirche eben auch ausserhalb der Kirchenmauern passiert» (Petra). Es geht darum, zu erfahren, dass Gott auch ausserhalb des Gottesdienstes erfahrbar ist:

> «Aber tief drin ist es einfach so tief verwurzelt. Wir müssen die Leute gewinnen, und ich finde immer, nein. Wenn wir zum Beispiel alle Zweitklässler für irgendetwas einladen und dann kommen vielleicht von diesen Eingeladenen sieben oder so, oder … und dann heisst es, was haben wir wieder falsch gemacht und wieso sind die jetzt nicht gekommen. Und dann sage ich: Wenn die sich entscheiden, dass sie lieber … ins Fussballtraining gehen oder ins Ballett, dann sollen sie das machen. Vielleicht sind sie ja gerade glücklich und dann wirkt Gott auch dort. Dann merke ich, dass es ganz schwierig ist, sich von diesem Volksdenken zu befreien und auch von dieser Vorstellung, dass halt die wirkliche Wahrheit dann doch bei uns wäre; das ist so subkutan immer noch sehr vorhanden.» (Petra)

Man müsse dem Aktivismus und dem Gefühl, immer noch irgendetwas anbieten zu müssen, entgegenwirken. Für Petra geht es um einen Perspektivenwechsel: «Nicht fragen, was können wir machen? Sondern wir müssen uns fragen, was will Gott mit uns machen? Was will Gott durch uns mit unserer Pfarrei machen?» (Petra) Man müsse im Blick haben, dass es «eigentlich um Gott geht und nicht um uns, oder dass es darum geht, Gottes Spuren in der Welt sichtbar zu machen» (Petra).

Eine andere Antwort auf den Mangel sind organisatorisch-strukturelle Veränderungen der Pfarreien durch die Bildung von Pastoralräumen, Seelsorgeräume und Seelsorgeeinheiten. Beim Prozess von deren Errichtung wirken Gemeindeleiterinnen mit. Staatskirchenrechtlich bleiben die Kirchgemeinden eines Pastoralraumes eigenständig. Sie ziehen Steuern selbstständig ein und verwalten diese durch die Kirchenpflege, auch Kirchgemeinderat genannt; sie wird von der Kirchgemeindeversammlungen gewählt. Doch organisatorische, seelsorgerliche und personelle Fragen müssen in der Bildung eines Pastoralraumes neu organisiert werden. Für die Organisation der neuen Pastoralräume müssen Sitzungen einberufen, Konsense ausgehandelt und Dossiers verfasst werden.

In der Zusammenarbeit mit der Kirchenpflege oder Kirchenvorsteherschaft, also den staatskirchenrechtlichen Strukturen, die die Pfarrei verwalten, gilt es auch, Interessen durchzusetzen, beispielsweise gegen Sparmassnahmen der Kirchenpflege vorzugehen, wenn Angebote in den kleineren Aussenposten der Pfarrei abgebaut werden sollen. Es kann vorkommen, dass eine Gemeindeleiterin oder Pfarreibeauftrage mit mehreren Kirchenpflegen zusammenarbeitet und somit auch mehrere Ansprechpartner hat, da sie für mehrere Pfarreien zuständig ist, die zwar klein sind, aber weitgehend politisch selbstständig funktionieren. Dies bedeutet einen grösseren Arbeitsaufwand, denn die Sitzung der Kirchenpflege und des Pfarreirates in mehreren Kirchgemeinden ist zu besuchen.

Die Pfarreimitglieder zeigen zwar Verständnis, dass beispielsweise nicht jedes Jahr fünf Erstkommunionen gefeiert werden können. Trotzdem möchten sie, dass das eigene Kind die Erstkommunion in der eigenen Kirche feiert. Darum sei es wichtig, dass man mit den Menschen in Kontakt bleibe und für Verständnis werbe.

Lea erlebt als Gemeindeleiterin, wie die ständig wechselnden Vorstellungen über die Gestaltung des Pastoralraumes es schwierig machten, zu planen. Arbeitsstellen blieben vakant, niemand wusste, wohin es geht, die Leute waren verunsichert. Als sie von ihrem Orden in eine neue Position gewählt wurde und die Pfarrei verliess, empfand sie es als richtigen Zeitpunkt zu gehen:

> «Weil du kannst als Gemeindeleiterin in der gleichen Pfarrei nicht den Schritt zurück machen zur Pastoralassistentin und deine Pfarrei sozusagen auflösen und dazu sagen, wir machen ja viel zusammen, aber die Hauptverantwortung liegt in der anderen Pfarrei. Das scheint mir sehr schwierig. So schwierig, wie wenn du Pastoralassistentin bist und nachher Gemeindeleiterin. Den Wechsel so einer Funktion finde ich sehr schwierig. Ich würde das nicht empfehlen, und darum ist es gut so.» (Lea)

Auch Madelaine geht zurück in den Orden, als ein Pastoralraum errichtet wird. Darin hätte sie in mehreren Pfarreien wirken müssen, doch dies war nicht möglich, weil sie keinen Führerschein hatte.

Durch die Errichtung des Pastoralraumes verloren die Gemeindeleiterinnen Zuständigkeiten. Wenn ein Priester im Pastoralraum ist, dürfen sie nicht mehr taufen. Auch Entscheidungsbefugnisse müssen sie an die Leitung des Pastoralraumes abgeben. Selber eine Pastoralraumleitung übernehmen wollten die Befragten meist nicht, weil sie durch den ver-

mehrten administrativen Aufwand weniger Zeit für die Seelsorge hätten. Ida übernimmt zwar eine Gemeindeleitung, aber sie will keine Pastoralraumleitung übernehmen: «Gemeindeleitung ja und Pastoralraumleitung nein. Es war nicht eine Frage des Könnens, als Frau weiss ich, dass ich es kann, aber ich wollte es nicht, ich wollte nicht noch mehr Papier.» (Ida) Deshalb wurden nur zwei der befragten Gemeindeleiterinnen zu Pastoralraumleiterinnen. Tabea besuchte eine Sitzung von Pastoralraumleitenden. Dabei fiel ihr auf, dass es nur noch zwei Frauen gab, die in der Region Pastoralräume leiteten, und mindestens eine der beiden ad interim. Es gab mehr Gemeindeleiterinnen, als es nun Pastoralraumleiterinnen gibt.

Die Gemeindeleiterinnen waren den neuen Pastoralräumen gegenüber oft kritisch eingestellt, da sie die Schwierigkeit sahen, in grösseren räumlichen Einheiten Beziehungen zu den Gemeindemitgliedern aufzubauen und zu halten. Besonders die Arbeit mit Freiwilligen in Projektgruppen und Gruppierungen brauche Kontakt- und Beziehungsarbeit. Trotzdem begleiteten sie den Prozess der Umsetzung von Pastoralräumen. Sie kommunizieren mit den verschiedenen Parteien und versuchen Lösungen und Kompromisse auszuhandeln.

Events und Feste werden an manchen Orten von der politischen Gemeinde und der Pfarrei zusammen organisiert. Bei sozialen Projekten wie Jugendarbeit, Betreuungsangeboten für Kinder, Mittagstische für Senioren oder Integration von Flüchtlingen arbeitet die Kirche vor Ort mit der politischen Gemeinde oder gemeinnützigen Organisationen zusammen. Für die Organisation von Beerdigungen braucht es ebenfalls die Zusammenarbeit mit den politischen Gemeinden. Je nach Kanton und Verfassung besteht mit den Schulen Kontakt im Zusammenhang mit dem Religionsunterricht, um Stundenpläne abzusprechen oder wegen der Benutzung von Schulräumen.

Bei Vereinsanlässen oder Festen werden sie als Repräsentantinnen und Vertreterinnen der Kirche wahrgenommen. Solche Anlässe bieten die Möglichkeit, Beziehungen aufzubauen mit Personen, die nicht oft in der Pfarrgemeine anzutreffen sind. Durch Begegnungen und Gespräche kann Vertrauen aufgebaut werden, das wichtig ist für den Beziehungsaufbau in einer seelsorgerlichen Begleitung und in der Pfarrei. Die Befragten fühlen sich verantwortlich, die Seelsorge vor Ort aufrechtzuerhalten. Sie wollen eine ortsnahe Kirche bei den Menschen.

Es braucht Vertrauen, um neue Projekte umzusetzen in der stetigen Veränderung von Kirche und Religiosität. Oft braucht es einen langen Atem und Durchhaltewillen. Die Befragten erzählten, dass sie oftmals erst

nach Jahrzehnten feststellen durften, dass ihr Wirken Spuren bei Menschen hinterlassen hatte. Was bei den Menschen etwas auslöst, zeigt sich oft erst in der Rückschau.

In Zeiten, in denen die Anbindung der Menschen an die Gemeinde nachlässt, es immer weniger Kirchengänger gibt, die Kirche in den Medien und in der Gesellschaft in der Kritik steht und die Kirchenaustritte zunehmen, fällt es manchmal schwer, die Hoffnung nicht zu verlieren; immer wieder neue Projekte zu beginnen, nach neuen Wegen und Möglichkeiten zu suchen, auf Menschen zuzugehen, dafür braucht es den Glauben und das Vertrauen, dass diese Bemühungen Früchte tragen. Vertrauen ist eine Form des Optimismus, der Neues wagt, auch wenn der Ausgang ungewiss ist.

3.6 Als Leiterin eines Teams von Mitarbeitenden

Gemeindeleiterinnen sind verantwortlich dafür, dass verschiedene Teilbereiche gut zusammen funktionieren. Die Pfarreibeauftragten arbeiten in unterschiedlich grossen Teams. Oft arbeiten sie in kleinen Pfarreien, vor Ort waren sie oft allein mit der Pfarreisekretärin. In solchen kleinen Teams fehlte oft der Austausch, um belastende Situationen besprechen oder sich noch eine andere Meinung einholen zu können. Kleinere Teams haben den Vorteil, dass sie weniger Koordinationsaufwand haben und schneller Entscheidungen treffen können.

Als Leitende arbeiten die Gemeindeleiterinnen zusammen mit Sakristaninnen, Sakristanen, Jugendseelsorgerinnen, Jugendseelsorgern, Katechetinnen, Katecheten, Pfarreisekretärinnen, Pfarreisekretären, Organistinnen, Organisten, Aushilfspriestern oder priesterlichen Mitarbeitern, reformierten Pfarrpersonen, Mitarbeitenden von Missionswerken, Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeitern; dazu kommen noch Ministrantinnen, Ministranten, Lektorinnen, Lektoren und andere Freiwillige. Das Koordinieren dieser Personen ist aufwendig und benötigt Organisations- und Kommunikationstalent.

Das Anwerben von Mitarbeitenden war ebenfalls eine Aufgabe, die die Befragten erwähnten. Auch wenn das Anstellungsorgan die kirchenrechtlich verantwortliche Kirchenpflege war, haben die Gemeindeleiterinnen Personen gesucht und angefragt, die infrage kamen. Das heisst: Mütter anfragen für die Mitarbeit im Kleingruppenreligionsunterricht der

Erstklässler und für die Unterstützung von Frauen, Anfragen, die Katechetinnenausbildung zu machen, oder einen Organisten suchen. Neue kirchliche Mitarbeitende zu finden, ist oft schwierig.

3.6.1 Zusammenarbeit mit Priestern

Die Gemeindeleiterinnen arbeiteten zusammen mit mitarbeitenden und leitenden Priestern. Der mitarbeitende Priester der Pfarrei ist oft ein ausländischer Priester, der einzelne Gottesdienste hält. Der leitende, kirchenrechtlich vorgesetzte Priester ist meist ein älterer Priester mit langjähriger Erfahrung, der die Funktion eines Pfarradministrators oder Moderators übernimmt.

Mehrere Gemeindeleiterinnen erzählen, dass sie aktiv nach einem priesterlichen Mitarbeitenden gesucht haben. Sie suchten Priester, mit denen sie sich eine Zusammenarbeit vorstellen konnten. In den Interviews zeigte sich, dass die Gemeindeleiterinnen bilateral mit dem mitarbeitenden Priester eine Lösung für die Aufgabenaufteilung fanden. Die Gemeindeleiterinnen liessen dem Priester meist den Vorrang bei der Auswahl der Aufgaben. Sie waren sich bewusst, dass der mitarbeitende Priester von den kirchlichen Strukturen her im Vorteil war, sie gingen Kompromisse ein, beharrten aber auf Angelegenheiten, die ihnen wichtig waren, und dies wurde meist akzeptiert.

Ob die Gemeindeleiterinnen predigen, Beerdigungen abhalten oder in der Kirchenpflege Einsitz nehmen durften, hing oft von den Interessen des mitarbeitenden Priesters ab. Wenn ein neuer Priester ins Seelsorgeteam kommt, kann sich der Aufgabenbereich für die anderen Seelsorgenden ändern, zum Beispiel, indem sie keine Gottesdienste oder Beerdigungen ohne Priester mehr machen dürfen. Diese Veränderungen sind oft nicht absehbar und planbar. Nach jahrzehntelanger Tätigkeit in einer Pfarrei kann ein neuer leitender Priester ihnen Befugnisse zu- oder absprechen. Auch wenn sie die Funktion der Pfarreiverantwortlichen haben, hat der Priester kirchenrechtlich das letzte Wort bei unterschiedlichen Vorstellungen.

Kam es zu Konflikten, wurde der Pfarradministrator, das heisst der kirchenrechtlich verantwortliche Priester der Pfarrei, herangezogen. In diesem Fall legte der Pfarradministrator dem priesterlichen Mitarbeiter nahe, sich mit der Gemeindeleiterin zu arrangieren oder sich eine neue Pfarrei zu suchen. Die Befragte empfand das als Rückenstärkung. Der Pfarradministrator hat die kirchenrechtliche Verantwortung, doch kennt

er oft die Personen vor Ort nicht, für die er die Ehedokumente und Ähnliches unterzeichnet. So wird Seelsorge von der kirchenrechtlichen Vollmacht getrennt.

Ruth bewarb sich zusammen mit einem Priester und ihrem Ehemann in einer Pfarrei. Sie schlugen verschiedene Leitungsmodelle vor. Die Kirchenpflege entschied sich für das Modell mit ihr als Gemeindeleiterin. Obwohl sie Gemeindeleiterin ist, lässt sie den Priester entscheiden, welche Aufgabe er übernimmt und welche sie:

> «Er sucht sich aus, was er machen möchte, und ich mache den Rest und er lässt mir auch was übrig. Wenn ich jetzt mit einem, der einem nichts übrig lässt – und das höre ich auch von Kolleginnen, dass er ihnen nichts übrig lässt – und einfach nur die Sachen abgibt, auf die er keine Lust hat […]. Da kann man nicht viel machen. Als Frau in der Position kann man sich schlecht wehren, sonst hat man einen Riesenkrach, ja, genau.» (Ruth)

Die Zusammenarbeit funktioniere gut, auch weil sie findet, dass er die Aufgaben gut mache. Die Vorstellung, dass eine Person die Aufgabe schlecht macht, und sie könnte nichts dagegen machen, würde sie nicht ertragen. Obwohl sie Gemeindeleiterin sei, könnte sie in einer solchen Situation als Frau nichts ändern, wegen der Hierarchie. Weil sie Gemeindeleiterin ist, kann sie Einsitz nehmen in der Kirchenpflege. Deren Verwaltungsfragen interessieren den Priester weniger. Sie denkt, da Frauen in der Gesellschaft sowieso oft eine untergeordnete Rolle haben, sind sie es vielleicht eher gewohnt, sich zu arrangieren. Zum Zeitpunkt der Interviews war der Pfarrer bereits pensioniert und arbeitete mit einem kleinen Pensum weiter. Nun übernimmt sie andere Aufgaben. Früher führte der Priester alle Beerdigungen durch, sie nur in Ausnahmefällen. Jetzt übernimmt sie die meisten Beerdigungen.

Obwohl Gemeindeleiterinnen, schilderten die Befragten Situationen, in denen sie sich nach dem Willen des mitarbeitenden Priesters richteten. Er hatte oft das ungeschriebene Vetorecht. Wenn er etwas nicht oder anders machen wollte, richteten sich die Mitarbeitenden nach seinem Willen. Wenn der priesterliche Mitarbeiter oder der kirchenrechtliche Vorgesetzte etwas verbot, akzeptierten die Befragten das meist. Wenn der Priester keine Mitarbeitergespräche führen wollte, forderten sie es nicht ein. Wenn sich die Gemeindeleiterinnen gegen das Veto des mitarbeitenden Priesters richteten, dann meist, um für andere Mitarbeitende oder Freiwillige einzustehen. Wenn es darum ging, sich für ihre eigenen Inter-

essen einzusetzen, wagten sie es meist nicht, auch wenn das in ihnen ein Gefühl von Ohnmacht und Wut auslöste. In manchen Fällen stellte sich der kirchenrechtlich vorgesetzte Priester auf ihre Seite. Doch meist liessen es die Pfarreibeauftragten nicht auf einen Konflikt ankommen und fügten sich. Im Team fand man meist eine Lösung.

Priester sind wegen des Priestermangels schwieriger zu ersetzen. Seelsorger, die schon länger vor Ort wirken, haben oft einen grösseren Rückhalt in der Gemeinde. Eskalierte ein Konflikt und es bildeten sich Fronten in der Pfarrei, war dies besonders schmerzhaft für die Gemeinschaft. Diese Spaltungen der Gemeinschaft können dann weiter bestehen, auch wenn die Mitarbeitenden längst in einer anderen Pfarrei oder Funktion arbeiteten.

3.6.2 Als einzige Seelsorgerin vor Ort

Die Pfarreibeauftragten waren oft die einzigen Seelsorgenden vor Ort, andere Seelsorgende kamen meist nur zu einzelnen Gottesdiensten; Zeit für ein Gespräch blieb selten. Es fehlte ein Team für den gedanklichen Austausch. Seelsorgende müssen verschwiegen sein. Zugleich besteht die Notwendigkeit, sich auszutauschen und verschiedene Meinungen einzuholen. Dafür sind regelmässige Sitzungen mit Seelsorgenden aus der ganzen Seelsorgeeinheit oder der Nachbarpfarrei wichtig. Unterstützend wirkt der Austausch in einem Team, das die Situation vor Ort kennt und bei der Lösungssuche helfen kann.

Wie oft solche Treffen stattfinden und wie produktiv der Austausch ist, hängt von den Beteiligten und der Leitung ab. Entscheidend ist, dass die Seelsorgenden gewillt sind, zusammenzuarbeiten, sich zu unterstützen und sich nicht als Konkurrenten zu verstehen. Zu einer Konkurrenzsituation kann es kommen, wenn Fragen der Zuständigkeiten nicht geklärt sind oder wenn es Unstimmigkeiten gibt über das Organisieren von Gottesdiensten oder bei der Umsetzung von Projekten. Die Verteilung der Zuständigkeiten in einem Team von Katechetinnen, Diakonen, Pastoralassistenten, Priestern und Pfarreibeauftragten ist herausfordernd und muss oft immer wieder neu ausgehandelt werden. Supervision oder eine andere externe Beratung kann unterstützend wirken, ist aber kostenintensiv. Eine geistliche Begleitung kann eine weitere Möglichkeit für den Austausch sein.

3.6.3 Leitungsverständnis

Leitung ist eine besondere Fähigkeit. Es braucht gewisse Kommunikations- und Organisationstalente; die Fähigkeit, schnell und strukturiert zu denken, Zusammenhänge zu sehen und Lösungen zu finden. Nach Ruth braucht es für die Tätigkeit als Gemeindeleiterin «grosse kommunikative Fähigkeiten, eine grosse Auffassungsgabe, eine grosse Frustrationstoleranz» (Ruth). Es gibt Menschen, die verfügen von Natur aus über eine Autorität, die dazu führt, dass die Gruppe ihnen vertraut und Macht übergibt. Leitende sollten fair und gerecht sein, damit ihnen Vertrauen entgegengebracht wird.

Die Befragte Olivia wirkte in Deutschland als Religionspädagogin in den neuen Bundesländern nach dem Mauerfall. Im Kontakt mit Jugendlichen, die nicht religiös sozialisiert waren, sah sie für sich als Frau Vorteile: «Jemand, der nicht getauft ist, wirklich völlig isoliert davon gross geworden ist, da mit so einem gewissen Gespür dranzugehen. Ich glaube, dass uns Frauen da was mitgegeben ist.» (Olivia) In den Interviews wurden oft Frauen als Glaubensvermittlerinnen erwähnt. Die Befragten erzählten von Müttern, Grossmüttern, Ordensfrauen, Religionslehrerinnen und Katechetinnen, die den Glauben vermittelten und deuteten. Frauen spielen eine zentrale Rolle im Tradieren und Vermitteln von Glauben an die nächste Generation.

Christine sagt: «Ich glaube, Frauen, legen nicht so viel Wert auf irgendwelche Statussymbole, oder nicht so, dass sie vorne stehen müssen, oder ich weiss nicht was. Ich glaube, dass Frauen kooperationsfähiger als Männer sind, einfach, weil sie seit vielen Jahrhunderten in Beziehungen aufgewachsen sind, und ich denke, das dürfen wir nun annehmen und einbringen.» (Christine)

Sarah berichtet, sie sei in einer Seelsorgekommission für Gemeindeleitende über zwanzig Jahre lang die einzige Frau gewesen. Dort sei ihr aufgefallen, dass sie als Einzige anregte, einen Kollegen zu kontaktieren, der schon lange nicht mehr an den Sitzungen teilnahm. Sie denkt, Frauen haben manchmal ein anderes Gespür für die anderen. Diara sagt, es sei die Stärke von Frauen, im Konsens mit den anderen nach Lösungen zu suchen. Gemeindeleiterinnen sind Leiterinnen, Vermittlerinnen, Moderatorinnen und Koordinatorinnen. In ihrer Funktion holen sie verschiedene Positionen an einen Tisch und ringen um Lösungen, die oft in einen Kompromiss münden.

Leitung heisst, dafür zu sorgen, dass Zeitpläne eingehalten werden, nichts vergessen geht und jeder weiss, was seine Aufgabe ist. Dazu müssen

Projekte in Arbeitsschritte unterteilt werden. Es braucht die Fähigkeit zu vernetztem Denken. Christine beschreibt es so: «Viele Baustellen, die zusammenfliessen, das ist manchmal so wie ein Mindmap schaffen, und plötzlich ist ein Ganzes da.» (Christine) Vernetztes Denken sei eine Stärke von Frauen. Dies ist besonders wichtig in der Pastoral, in der viele Faktoren zusammenfliessen. Tabea sagt, dass sie immer versuchte, für ein Projekt möglichst viele «Partner ins Boot zu holen». Sie habe als Vermittlerin ausgleichend zwischen den verschiedenen Positionen gewirkt und Verständnis gezeigt für die andere Seite. «In allen Gremien, in denen ich war, habe ich versucht, ausgleichend zu wirken.» (Tabea) Es ging ihr darum, dass ein Gremium zu einem Ziel kommen und eine Lösung finden muss; das sei wichtiger, als einseitig Interessen durchzusetzen. Sie machte die Erfahrung, dass es in der Seelsorge zurzeit noch eine Generation von Leuten gebe, «die noch sehr, sehr viel Einzelkämpfer sind» (Tabea). Auch im Vernetzen und Kommunizieren zwischen Gremien gilt es, Menschen zusammenzubringen, an einem Tisch etwas auszuhandeln.

In einer Pfarrei, wo sich jeder kennt, agiert man mit verschiedenen Menschen in unterschiedlichen Kontexten und Funktionen. Für Zoe war in ihrer Arbeit in der Pfarrei wichtig: «Kommunikation und Langfristigkeit. Also wirklich zu überlegen, was kommunizierst du wann, wem und zu welcher Zeit und mit welchem Thema, und vor allem langfristig denken» (Zoe). Ihr ist wichtig, dass alle zu Wort kommen. Darum habe sie vor jeder Sitzung Traktanden gesammelt, zudem gab es in jeder Sitzung die Freiheit, ad hoc Traktanden und Themen einzubringen.

Ein Beispiel, wie Zoe zwischen verschiedenen Parteien vermittelte: Der priesterliche Mitarbeiter wollte nicht mehr jedes Jahr vier Erstkommunionen machen. Zoe verstand sein Anliegen. Sie kontaktierte alle Erstkommunioneltern der nächsten zwei Jahre und auch die Katechetinnen. Dann lud sie ein zu einem grossen runden Tisch. Sie zeigte die verschiedenen Möglichkeiten auf: Entweder könne man einen Priester «einfliegen lassen», damit es jedes Jahr in jedem Dorf eine Erstkommunion gäbe, oder man mache eine Erstkommunion für alle Dörfer; oder es gäbe nur jedes zweite Jahr eine Erstkommunion, wobei einmal die zweite und dritte Klasse und einmal die dritte und vierte zusammengenommen würden. Die letzte Option wurde gewählt; dieses Prinzip gebe es bis heute. Zoe scheute den Aufwand nicht, die Situation mit allen Beteiligten auszuhandeln.

Kommunizieren braucht nach Zoe auch das Gespür, zu wissen, mit wem man was bespricht. Darum sei es wichtig, seelsorgerliche Gespräche

und Organisatorisches zu trennen. Weil viele pastorale Mitarbeitende ein freundschaftliches Verhältnis zu ihren Arbeitskollegen und den Gemeindemitgliedern haben, ist es manchmal notwendig, Dinge, die einen beschäftigen, nur in gewissen Gremien zu besprechen und in anderen nicht.

Kommunikation ist einerseits in der Seelsorge wichtig, wenn es darum geht, in einem Begleitungsgespräch die richtigen Worte zu finden. Andererseits ist es wichtig, in der Leitung von Mitarbeitenden Anliegen kommunizieren und zwischen Parteien vermitteln zu können.

Dies kann auch den Leitungsstil beeinflussen. Tabea sagt: «Ich bin nicht die harte Führungsperson, Tarif durchgeben, hauptmannmässig.» (Tabea)

Sarah spricht vom Bauen: «Auch das Zusammenarbeiten: Ich erlebe Männer, die wie ein Architekt etwas bauen wollen; ich arbeite gerne mit denen zusammen, aber ich als Frau habe weniger ein Ziel verfolgt, unabhängig von den Leuten.» (Sarah) Nach Manuelas Erfahrungen können Frauen Fehler eher zugeben und wagen auch eher, etwas Neues auszuprobieren, von dem noch nicht sicher ist, wie es herauskommt.

Für Sarah ist es wichtig, als Gemeindeleiterin die «Verankerung in der Transzendenz» (Sarah) bewusst zu machen. Sie sah es als ihre Verantwortung an, dass dieser zentrale Gedanke nicht verloren ging. Es gehe nicht nur darum, einen Betrieb aufrechtzuerhalten, sondern die Gemeinde ist ein Ort, in dem man versucht, miteinander das Evangelium zu leben und es spürbar zu machen.

Für Madelaine ist Leitung ein Dienst. Sie ist Tag und Nacht erreichbar, falls es einen Todesfall oder einen anderen Notfall gibt.

Für Christine bedeutet Leitung, gute Arbeitsbedingungen für Mitarbeitende zu schaffen: «Leitung bedeutet, zu wissen, was die Mitarbeitenden brauchen, damit sie arbeiten können.» (Christine) Nach Petra geht es in der Leitung darum, andere zu befähigen, indem man Strukturen schaffe, in denen andere wirken und ihre eigenen Fähigkeiten einbringen können. Dabei sei es wichtig, eine gute Arbeitsatmosphäre zu schaffen. Ihr ist es wichtig, andere Meinungen miteinzubeziehen. Dies verbessere die Qualität der Arbeit. Als Team komme man nach Manuelas Erfahrung weiter als allein, aber es brauche auch eine Leitung: «Es braucht aber jemand, der sagt so weit und nicht weiter, und es braucht jemand, der lenkt.» (Manuela) Doch man müsse sich auch zurückziehen können, wenn es gut läuft, und die Kontrolle abgeben, damit die anderen wirken können.

Für Anna heisst leiten Wirkungsräume schaffen: «Leben lassen. Gott da sichtbar werden zu lassen. Es ist mehr ein passiver Vorgang. Das Führen ist nichts Aktives, sondern etwas Passives. Das geschehen zu lassen, was da ist und dem die Aufmerksamkeit schenken, und das wahrnehmen, das ist für mich Führen im kirchlichen Bereich, und das macht mir Freude.» (Anna)

4. Als Frau in der Kirche – Ansichten und Strategien

Manche Befragte leben in der Ambivalenz, dass sie meist zwanzig bis dreissig Jahre in der Institution Kirche gearbeitet haben, Teil dieses Systems waren und die Kirche aufrechterhalten haben, sie aber gleichzeitig die Diskriminierung der Frauen immer weniger mittragen wollen. Manche Befragte zögerten darum, Gemeindeleiterin zu werden, befürchtend, ein System zu stützen, das Frauen diskriminiert. In ihrer Jugend hatten sie noch die Zuversicht, dass die Stellung der Frau in der Kirche sich bald ändern würde, dass sie durch ihren Einsatz die Kirche verändern können. Nun stellen sie fest, dass sich in der Kirche wenig geändert hat, dass ihre Erwartungen nicht erfüllt worden sind.

Die Diskriminierung der Frau in der Kirche ist so offensichtlich, dass Frauen, die in der Kirche arbeiten, dazu eine Haltung entwickelten. Die in dieser Studie befragten Frauen haben verschiedene Strategien aufgebaut und verschiedene Deutungen angenommen. Wie verhalten sich die Betroffenen, die in einem System agieren, das sie diskriminiert? Welche Haltung nahmen sie ein im Umgang mit der Situation?

Manuela sagt: «Der Pfarrer ist ein Mensch, der jetzt eine Funktion hat und eine Tätigkeit, aber das macht aus ihm nicht den besseren oder den schlechteren Menschen, wie ich bin, und seine Ideen sind gleich viel wert wie meine und ich diskutiere mit ihm Sachen, die wichtig und wert sind.» (Manuela) Sie nennt es eine typisch schweizerische Haltung, dass jede und jeder das Recht hat, mitzureden und mitzudiskutieren.

Vera fordert, dass Frauen bewusster ihren Platz in der Kirche einfordern: «Wir wollten damals bei der Institutio, dass der Bischof Ja sagt zu uns. Heute sehe ich Frauen zweifeln: Will man das? Was bringt es? Sie bleiben in der Unverbindlichkeit. Ich finde: Hinstehen und Platz einnehmen. Wenn ich den Platz nicht einnehme, bin ich schnell weg vom Fenster.» (Vera) Sie hat die Haltung, dass man sich wehren und protestieren

muss. Darum werde sie auch weiterhin demonstrieren für die Rechte der Frau in der Kirche. Tabea sagt, sie habe bewusst die Leitung des Pastoralraumes übernommen, weil es wenige Frauen in dieser Position gibt: «Ich kann nicht jammern, dass es keine Frauen gibt, die Pastoralräume leiten, und wenn ich angefragt werde, sage ich, ich mache das nicht. Das geht also nicht, oder? Man muss rein und von innen heraus Veränderungen bewirken.» (Tabea) Sie ist Teil der Veränderungen, indem sie eine Leitung übernimmt.

Die Angst vor Veränderungen sieht Helen als Grund, weshalb sich die Stellung der Frauen in der Kirche nicht ändert. Frauen im Priesteramt würden die Kirche verändern: «Die haben schon recht, dass sie keine Frauen weihen. Wir würden die Kirche umkrempeln, da würde kein Stein auf dem anderen bleiben.» (Helen) Doch die Diskriminierung sei nicht nur geschlechtsabhängig: «Manchmal muss ich sagen, ob ich Mann oder Frau bin, ist gleich. Es sind Laien, nicht Mann oder Frau. Es ist kein Geschlechter-Problem, sondern ein Weihe-Problem.» (Helen) Es brauche eine Grundloyalität zur Kirche, um für sie zu arbeiten: «Ich muss einen Grundkonsens haben; wenn ich mich jeden Tag an denselben Dingen reibe, gehe ich kaputt.» (Helen) Dies heisst auch, gewisse Regelungen und Grenzen zu respektieren, aber Missstände anzusprechen: «Ich gehe jetzt keine Messe feiern, aber ich sage, dass die Frauen zugelassen werden sollen, das habe ich gesagt.» (Ruth)

Eine Haltung ist auch, dass der Priester, mit dem die Frau zusammenarbeitet, nichts dafür kann, dass sie benachteiligt ist. Sarah unterscheidet zwischen persönlichen und strukturellen Problemen: «Ich habe bald die Devise für mich entwickelt, zu unterscheiden zwischen persönlichen und strukturellen Problemen. Dass ich es also an keinem Priester ausgelassen habe, was strukturelle Probleme sind.» (Sarah) Darum versuchen sie, es nicht als Kritik an ihrer Person oder ihrer Leistung zu sehen, wenn Priester ihnen vorgezogen werden. Dazu Christine:

> «Der Chef träumt immer nur von seinem Vikar und so Dinge, aber letztlich habe ich es immer geschafft, das nicht zu persönlich zu nehmen und zu merken, das ist ein strukturelles Problem. Und wenn ich dieses strukturelle Problem in der Kirche zu meinem mache, dann muss ich einpacken. Weil, ich bin nicht schuld, und auch die Männer und auch die Priester, die da sind, die sind nicht dran schuld, und wir können nur das Beste draus machen. Im Moment, wo wir uns in unserem Team gut verstanden haben, habe ich gemerkt: Es ist nicht so entscheidend, wer was macht, Hauptsache, es dient dem Ganzen.» (Christine)

Wenn im Team eine gute Arbeitsatmosphäre herrscht, kann man trotz allem gut zusammenarbeiten. Die Priester vor Ort haben die Regelungen nicht gemacht und können die Strukturen nicht verändern. Darum verwendet Petra ihre Energie lieber für die Seelsorge: «Wenn es zum Beispiel um die Ämterfrage geht, da muss ich sagen: Dafür ist mir meine Zeit und meine Energie zu schade, um mich an Sachen aufzureiben, die ich nicht ändern kann und die auch unser Bischof auch nicht alleine ändern kann und so. Also da halte ich mich dann wirklich sehr zurück und wirke dann auch etwas konservativ, aber es ist vielleicht auch eine Art Trotzreaktion, dass ich denke: Gut, dann halt, ja.» (Petra) Eine andere Haltung ist die der Fügung und des Gottvertrauens. Anna vertraut darauf, dass Gott sie in der jetzigen Funktion der Pastoralraumleitung haben will: «Es ist so ein Vertrauen in den Herrgott, dass es gut ist, wie es ist. Ich vertraue auch darauf, dass ich ein Zeichen bekommen würde, wenn es nicht mehr das Richtige wäre. Ich vertraue darauf.» (Anna). Dieses Vertrauen gibt ihr einen gewissen Halt auch in schwierigen Zeiten.

Olivia vertritt die Haltung, dass sie in einem ganz eigenen Berufsstand tätig ist. Darum vergleicht sie sich nicht mit Priestern: «Ich sehe mich als meinen eigenen Berufsstand, als eine eigene Möglichkeit und erlebte das auch so, dass Leute mich als eigenständige Person mit Fähigkeiten, mit Talenten wahrnehmen.» (Olivia) Sie definiert sich nicht über einen Mangel und beschäftigt sich weniger damit, was sie nicht darf, «weil mit dem, was ich kann, kann ich eigentlich sehr viel bewegen. Also, jetzt, hier am Ort, im ganz Konkreten.» (Olivia) Mit den zwei Priestern ihres Seelsorgeteams hat sie eine klare Arbeitsteilung. Sie sieht ihre spezifische Aufgabe im Diakonischen, Organisatorischen in der Seelsorge. Durch ihr diakonisch-soziales Engagement vor Ort kann sie das Zusammenleben gestalten. Es ist ihr ein Anliegen, «an dem Ort, wo ich bin, etwas zu bewegen, etwas zu tun» (Olivia). Dies heisst für sie in der Pfarrei für die Jugendlichen und die Menschen vor Ort eine Heimat schaffen, die sie mitgestalten können.

Die Befragten, die meist zwanzig bis dreissig Jahre in der Kirche tätig waren, beobachten, dass es immer mehr Vorschriften und Verbote gibt. Früher habe es mehr Freiräume gegeben, «wo man experimentieren durfte und nicht ganz vor Angst erstarrt ist, man würde etwas Falsches machen» (Ruth). Anders die Atmosphäre heute: «Im Vergleich zu früher ist das Klima, wie soll ich sagen, einfach schlafend, weniger engagiert; da geht es viel um Vorschriften, da ist schon ein Unterschied.» (Ruth) Es sei eine experimentelle Zeit gewesen, vor 25 Jahren. In der Gemeinde seien mehr Leute aktiv gewesen, wie Bea sagt: «Vielleicht auch unverbrauchter

von irgendwelchen Streitereien.» (Bea) Frauen erhalten weniger Unterstützung als früher. Es sei zwar gut, dass es überhaupt Gemeindeleiterinnen gibt. Doch es stört Ruth, dass man zurzeit die Diakone mehr unterstütze und sich das Bistum nicht bemühe, mehr Gleichberechtigung für Frauen zu ermöglichen. Früher sei das anders gewesen, da seien von ihrem Bistum her die Bemühungen gekommen: «Wir gucken, dass zwischen Diakonen und Laientheologen kein grosser Unterschied gemacht wird, weil die Frauen dann wieder rausfliegen.» (Ruth) Doch im Pastoralraumkonzept, das jetzt überall eingeführt werde, gebe es in jedem Pastoralraum Priester oder Diakone. Darum erhielten Frauen immer weniger ausserordentliche Vollmachten zur Taufe oder zur Eheassistenz. Früher sei die Botschaft des Bistums anders gewesen, das Bistum versuchte «zu ermöglichen, was irgendwie geht» (Ruth). Auch nehme der Widerstand ab: «Wir haben gar nicht die Leute für unsere Kämpfe.» (Ruth) Früher gab es mehr «Leute, die mit Leidenschaft für irgendetwas einstehen» (Ruth). Es gebe zu wenig junge Theologen, und gerade in schwierigen Zeiten «braucht es Leute, die für etwas hinstehen können, sich wehren» (Ruth). Heute sagt sie: «Wenn ich damals gewusst hätte, wie das alles rauskommt, hätte ich mich anders entschieden.» (Ruth) Frauen dürften immer weniger taufen und seien Lückenbüsserinnen. Wenn der Priestermangel nicht so gross wäre, gäbe es keine Frauen im kirchlichen Dienst. Dass Frauen in der Kirche als Pastoralassistentinnen oder Gemeindeleiterinnen arbeiten, geschah laut einer Befragten mehr aus Pragmatismus als aus Idealismus: «Es ist sicher nicht so, dass die Kirche aus Einsicht und Gerechtigkeit das eingeführt hat, sondern mehr aus der Not heraus. Es ist den meisten schon viel zu weit gegangen.» (Ruth) Im Alltag fühlt sie sich als Frau zurückgesetzt, wenn sie manchmal einen Anruf aus der Nachbarpfarrei bekommt, weil sie dort eine Aushilfe brauchen, aber sie wollen den mitarbeitenden Priester und nicht sie. Sie sagt, dass sich nichts geändert habe in den letzten Jahren, darum sei es nicht interessant für junge Frauen, Theologie zu studieren. Sie habe damals in einer Aufbruchsstimmung studiert. Die jungen Theologinnen und Theologen dachten damals, dass sie durch ihren Einsatz die Kirche verändern können.

Dass die Forderungen nach mehr Gleichberechtigung, die ihre Generation als junge Menschen hatten, an vielen Orten in der Gesellschaft zu Veränderungen geführt haben, aber nicht bei der Stellung der Frauen in der Kirche, löst bei einigen Befragten Wut und Enttäuschung aus. Aggression ist ein Motor von Veränderung; wo dieser Wille zu Veränderung behindert wird, folgt die Enttäuschung. Enttäuschung heisst, dass es eine

Täuschung gab, die sich enttäuscht hat. Sie stellten fest, dass es eine Täuschung war, dass die Kirche sich ändern wird.

Gabi organisierte als junge Frau eine Volksinitiative zur Abschaffung des Zölibats und zur Zulassung von Frauen zum Amt. Dafür setze sie sich auch heute noch ein. Sie sagt: «Trotz allem kann ich meine Theologie, meine Überzeugungen, meine Wertvorstellungen weitergeben. Ich schreibe immer noch Kolumnen, manchmal ein bisschen bissiger, manchmal ein bisschen braver. Je nachdem wie es mir gerade zumute ist. Ja, ich bin der Kirche immer noch verbunden.» (Gabi) Gabi bleibt auch mit Protest mit der Kirche verbunden.

Ruth sagt, die untergeordnete Rolle der Frau sei in der Gesellschaft allgemein ein Thema; in der Kirche sei es einfach «extremer, da kann ich gar nicht davon absehen» (Ruth). Die meisten Frauen erlebten wenig Förderung. Das Theologiestudium begannen sie aus eigenem Interesse. Vor allem Frauen aus Deutschland erlebten wenig Förderung durch die Bistümer. Die Frauen, die sich im Bistum Basel meldeten, erlebten die Förderung in positiver Weise. Die Befragten, die im Bistum Chur eine Stelle antraten, bewarben sich direkt bei der Pfarrei und nahmen erst danach Kontakt auf mit den Regenten. Im Beruf erlebten die Frauen immer wieder Pfarrer, also vorgesetzte Priester, mit denen sie gearbeitet und die sie gefördert haben, die sie bestärkt haben, Aufgaben zu übernehmen.

Autonomie zeigten die Befragten dadurch, dass sie ihren Weg gingen trotz wenig Förderung und Ermutigung. Sie folgten ihren Interessen und fanden und nutzten Freiräume, in denen sie Entscheidungen treffen konnten oder mussten. Dies kann ein Gewinn sein für eine Kirche, die sich wegen der Altersstruktur in den nächsten Jahren stark verändern wird. Das Aufbrechen in eine neue Zeit fordert Entscheidungen und neue Wege.

5. Selbstverständnis als Gemeindeleiterin

Die Gemeindeleiterinnen sind als Seelsorgerinnen, Leiterinnen, Vorgesetzte und Pädagoginnen auf verschiedenen Ebenen gefordert. Durch diese verschiedenen Funktionen treten ihnen Personen mit verschiedenen Rollen- und Erwartungshaltungen entgegen.

Wenn die Befragten gefragt wurden, wie es gehe, dass sie Gottesdienste hielten, beantworteten sie die Frage meist über ihre Qualifikation. Sie erklärten, dass sie Theologie studiert hatten. Die Definition über den

Bildungsgrad stellt die Qualifikation in den Vordergrund und nicht die Erfahrung oder die Beauftragung. Sie hätten sich auch über ihre Missio, die Beauftragung durch den Bischof, legitimieren können. Doch die Legitimierung über das Wissen, die Qualifikation und das erfolgreiche Bestehen des Theologiestudiums stand im Vordergrund ihrer Erklärungen zu ihrem Beruf und ihrer Funktion.

Im Berufsalltag werden Gemeindeleiterinnen oder Pastoralassistentinnen immer wieder mit ihrer Nichtzugehörigkeit zum Priestertum konfrontiert. Bei Frauen ist es offensichtlicher, dass sie keine Priester sind, als bei ihren männlichen Kollegen. Klara erinnert sich an ihre Beauftragungsfeier in Deutschland, bei der stets betonte wurde, die Feier dürfe nicht an eine Priesterweihe erinnern: «Sich immer wieder über einen Mangel zu definieren, dabei brauchen wir für unsere Aufgabe vor Ort wirklich Gottes Segen.» (Klara) Die Frauen wollen sich aber nicht über ihre Nichtzugehörigkeit, also einen Mangel, definieren, dies wäre eine unbefriedigende Identität.

5.1 Als Frau andere Frauen fördern

Frauen zu fördern, ist den Gemeindeleiterinnen oft ein persönliches Anliegen. So fragten sie die Kirchenpflege an, ob sie Frauen für gewisse Aufgaben und Ämter anfragen dürfen. Die Gemeindeleiterinnen nutzen ihre Leitungsfunktion, um andere Frauen in ihrem persönlichen Wachsen zu unterstützen. Sarah erzählt, dass sie das Gestalten von Frauengottesdiensten als eine Befähigung von Frauen erlebt habe. Liturgie gestalten sei etwas, was sie selbst erlernen musste und gern an andere Frauen weitergegeben habe. Manchen Frauen fehlt das Selbstvertrauen, vor eine Gruppe zu stehen. Wenn sie es in Frauengottesdiensten wagen und ermutigt werden, ist dies besonders für die Generation, für welche die Gleichstellung in der Gesellschaft keine Selbstverständlichkeit ist, ein geschützter Rahmen, in dem sie wachsen können.

In der Position der Gemeindeleiterin legten einige ein besonderes Augenmerk auf Frauenthemen in der Gestaltung der Liturgie. Ihnen war es in der Liturgie ein Anliegen, Spielräume zu nutzen und eine inklusive Sprache zu verwenden, die beide Geschlechter miteinbezieht.

Auch wenn sich die Befragten für Frauenthemen einsetzen, wollen sie sich meistens nicht (mehr) als Feministinnen bezeichnen, da ihnen

gewisse feministische Strömungen zu extrem sind. Doch die Sichtbarkeit von Frauen ermutigt andere Frauen und zeigt, dass es möglich ist, als Frau in der Kirche und Gesellschaft Verantwortung zu übernehmen.

5.2 Beeinflussung des Selbstbildes durch frauendiskriminierende Rhetorik

Das Verbot der Zulassung der Frauen zur Weihe beeinflusst die Frauen auch in ihrem eigenen Frauenbild. Vera reagiert darauf entsprechend: «Wenn mich die Frage so tief verletzt hat, habe ich dann auch gesagt: Ja, ich kann nicht geweiht werden, weil ich halt einen biologischen Defekt habe. Also dass ich wirklich auch so versucht habe, scharf zu formulieren, brutal zu formulieren.» (Vera) Doch trotz allem bleibt für sie: «Letztlich das Tiefe nicht verstehen, dass die Kirche im Grundsatz drin das Miteinander von Frauen und Männern jetzt im Priesteramt nicht sieht. Ich kann das nicht verstehen. Ich kann es im Tiefsten drin nicht verstehen.» (Vera) Die Auswirkungen von diskriminierenden Strukturen auf das Selbstbild von Frauen, die sich in diesem System bewegen, wurden bisher kaum untersucht. In den Interviews zeigten sich Aussagen, wie: «Ich bin eine Frau und kann nichts dafür. Und ich kann es auch nicht gutmachen.» (Zoe) Die diskriminierende Rhetorik hinterlässt bei ihnen das Gefühl, Frausein sei etwas, was man wiedergutmachen muss. Doch Frausein an sich ist nichts Gutes oder Schlechtes, es bezeichnet die Zugehörigkeit zu einem Geschlecht und ist nicht etwas, was man gutmachen muss. Immer wieder zu hören, was man nicht darf als Frau, und trotzdem ein positives Selbstbild als Frau zu bewahren, ist schwierig.

Eine andere Befragte, die über dreissig Jahre in der Kirche berufstätig war, erzählte, dass sie nicht sicher sei, ob sie heute wieder Theologie studieren würde. Die Diskriminierung wegen ihres Geschlechts empfindet sie zunehmend als stossend: «Ich weiss nicht, ob ich heute nochmals Theologie studieren würde. Mit dem Beruf bin ich nicht mehr so sicher, wie ich damals war. Ich bin Frau und kann dafür nichts. Und ich kann es nicht gutmachen. Auf eine Art überhaupt nicht. Weil ich Frau bin, darf ich das und jenes nicht. Das finde ich wirklich schlimm und finde es zunehmend schlimmer.» (Zoe) Aus diesen Gründen hätten sich viele Frauen bereits von der Kirche abgewendet. Sie sagt: «Ich glaube, es haben sich viele innerlich verabschiedet.» (Zoe) Die Befragten kamen in Situationen,

in denen sie sich als Frau beweisen mussten. Die Erwartungen an die ersten angestellten Frauen in der Pastoral waren gross. Sie standen unter permanenter Beobachtung. Die Befragten erlebten Momente der Zurücksetzung und mussten für sich selbst einstehen. Sarah stellt fest, dass es ihre Generation der ersten berufstätigen Frauen schwer hatte: «Ich würde meinen, meine Generation von Frauen in der Kirche haben das erlebt. Und das hat auch viel Kraft gebraucht. Immer wieder die Zurücksetzung erleben, die Konflikte, die es gegeben hat. Auch immer wieder sich hinstellen und sagen: Nein, so nicht. Ich würde sagen, das hat enorm viel Kraft gebraucht.» (Sarah) Sie habe in solchen Situationen viel über das Evangelium gelernt und dadurch ihre eigenen Schwierigkeiten in ihrem Leben besser verstanden. Geholfen hat ihr das Vertrauen des Pfarreirates. Sich immer wieder erklären und damit auch ein Stück weit legitimieren zu müssen, ist zeitraubend und kräftezehrend. Es kann auch dazu führen, dass Frauen sich selbst und ihren Wert infrage stellen, besonders wenn sie neu in der Funktion sind.

5.3 Sorge um Akzeptanz als Gemeindeleiterin

Die Besorgnis, von den Gemeindemitgliedern als Frau akzeptiert zu werden, zeigte sich immer wieder in den Interviews. Besonders bei einem Stellenantritt hatten sie das Gefühl, dass sie sich beweisen müssen. Würden sie versagen, versagten sie als Frau und nicht als Individuum. Nicht ihre persönlichen Stärken oder Schwächen würden gesehen, sondern ihr Verhalten würde als typisch Frau gedeutet. Sich als Repräsentantin der Frauen beweisen zu müssen, erzeugt enormen Druck. Helen erzählt, dass beim Kirchenkaffee eine Frau sie um Vergebung bat: «Sie müsse mich um Entschuldigung bitten, weil sie finde, ich mache das sehr gut, und da in dem Kreis, wo sie jetzt gerade seien, habe sie ausgerufen, dass das unglaublich sei, dass eine Frau hier die Pfarreileitung übernehmen soll, das ginge nicht, das sei nicht richtig, in der Kirche und so …» (Helen) Da wurde sich Helen bewusst, dass es nicht selbstverständlich war, dass sie als Frau mit 29 Jahren Gemeindeleiterin war. Frauen, die sichtbar sind in der Kirche, ändern Kirchenbilder. Doch sie stehen auch unter zusätzlichem Druck, als Frau nicht zu versagen, da sie die Frauen repräsentieren.

Die Frauen wussten bereits zu Beginn ihrer Studien- und später auch bei der Berufswahl, dass ihre beruflichen Karrieremöglichkeiten als Frau

in der Kirche begrenzt sind. Dies beeinflusst auch, welche Frauen sich für diesen Weg entscheiden, oder wie Ruth es ausdrückt: «Als Frau kann man nicht Karriere machen in der Kirche, man kann ja nicht Karrierist sein, wenn man als Frau in der Kirche arbeitet.» (Ruth) Dass sie ohne grosse Erwartungen an eine berufliche Karriere ins Theologiestudium gingen, nannten einige Befragte als Grund, weswegen sie nicht enttäuscht oder frustriert seien. Sie hätten beruflich mehr erreicht und mehr Verantwortung erhalten, als sie es zu Beginn ihrer Karriere für möglich hielten. Trotzdem erlebten sie es als verletzend, wenn sie wenig Wertschätzung bekamen oder sie sich noch so anstrengen konnten, aber man ihnen das Gefühl gab, man hätte lieber einen Priester.

5.4 Unterschiede zwischen Pastoralassistentin und Gemeindeleiterin

Als Pastoralassistentinnen waren die Befragten für einen Teilbereich zuständig, oder wie Diara es sagt: «Man hat sicher Mitverantwortung, aber letztendlich entscheiden, dastehen und entscheiden tut jemand anders.» (Diara) Gemeindeleiterinnen haben mehr Entscheidungsbefugnisse und sind verantwortlich, dass die einzelnen Teilbereiche einer Pfarrei gut zusammen funktionieren: «Als Gemeindeleiterin muss ich planen, Ziele vorgeben, Mitarbeiter leiten.» (Sarah) Dabei ist entscheidend: «der Blick für das Ganze, den Überblick behalten» (Sarah). Oft gilt es auch, sich einzusetzen, dass Angebote aufrechterhalten werden oder Neues angedacht werden kann. Dabei arbeitet man zusammen mit Mitarbeitern, Freiwilligen und der Kirchenpflege.

Eine Gemeindeleiterin hat nicht die Selbstverständlichkeit eines Pfarrers, der selten gefragt wird, was genau seine Funktion sei. Selbst Pfarreimitglieder, Gottesdienstteilnehmende und (priesterliche) Mitarbeitende sind oft im Unklaren darüber, was die Funktion der Gemeindeleiterin genau beinhaltet. Die Gemeindeleiterinnen kommen darum immer wieder in Situationen, in denen sie sich erklären müssen. Sie erleben es als kräftezehrend, für sich einzustehen, und als mühsam, sich legitimieren zu müssen.

5.5 Unsichere Stellung als Gemeindeleiterin (ad interim)

Die Gemeindeleiterinnen übernahmen ihre Funktion oft ad interim, denn die ordentliche Leitung einer Pfarrei sieht die Leitung durch einen Pfarrer vor. Es ist eine vorübergehende, provisorische Stellung auf ungewisse Zeit. Diese Anstellung führte dazu, dass den Frauen gegebenenfalls nahelegt wurde, zu kündigen, auch wenn sie ungern weggingen. Sie sahen sich gezwungen, die Stelle aufzugeben in einer Pfarrei, in der sie Beziehungen aufgebaut hatten, und dies war schmerzhaft, insbesondere, wenn dies nicht freiwillig geschah, sondern weil ein Priester aufgrund der Weihe, von der sie selber ausgeschlossen ist, bevorzugt wird.

Trotz jahrelanger Arbeit in der Pastoral bleiben die Gemeindeleiterinnen unsicher über ihre Position als Frau in der Kirche. Auch wenn sie ihren Beruf gern machen und seit Jahrzehnten in der Kirche arbeiten, empfanden viele ihre Position als unsicher. Sie überlegen, welche Kompromisse in ihrem Beruf sie bereit sind einzugehen. Die Grenzen bei der Kompromissbereitschaft werden unterschiedlich gesetzt: Bei den einen ist es der Verlust der Tauferlaubnis, bei anderen die Rückstufung von der Gemeindeleiterin zur Pastoralassistentin oder der Verlust der Predigterlaubnis oder das Verbot für Mädchen, zu ministrieren. Würde dies eintreffen, würden sie kündigen.

Einige Gemeindeleiterinnen sind unsicher, wie lange sie ihre Position als Frau halten können. Sie befürchten, dass sie durch Veränderungen, zum Beispiel durch einen neuen Bischof, gezwungen sein könnten, ihre Arbeit aufzugeben. Zwei Gemeindeleiterinnen sagten, dass sie in ihrer Arbeit darauf achten, dass es ohne sie weitergehen kann. Sie hätten alles vorbereitet, falls sie abgesetzt würden, damit eine andere Person weiterarbeiten kann. Ihnen war es wichtig, dass das Pfarreileben weitergehen kann. Dies war ihnen wichtiger, als ihre Anstellung behalten zu können. Selbst wenn sie abgesetzt würden, wollten sie ihren Nachfolgern zuarbeiten. Sie waren sich ihrer unsicheren Position stets bewusst.

Für den Fall, dass sie als Frau keine berufliche Zukunft mehr hätten in der Kirche, überlegten sich einige Befragte bereits berufliche Alternativen. Diejenigen, die einen Erstberuf haben, würden in diesen zurückwechseln. Manche Befragte redeten von einer inneren Freiheit, weil sie berufliche Alternativen durch einen Erstberuf haben, in den sie wechseln könnten, falls sie als Frau keine berufliche Zukunft in der Kirche mehr hätten oder sie Dinge tun müssten, die sie nicht vertreten wollten. Das Interesse für den Beruf, der Rückhalt in der Gemeinde und die Begegnun-

gen waren Gründe, weswegen sie diesen Beruf aber ungern aufgeben würden. Sie erlebten ihre Tätigkeit als sinnstiftend und sinnvoll und übten darum ihren Beruf gern aus.

Es ist die Unsicherheit über die Stellung als Frau in der Kirche, die sie zu diesen Überlegungen bringt. Es ist nicht die Arbeit selbst, die sie gern tun und nicht aufgeben möchten. Die Überlegungen über einen Berufswechsel minderten ihren Einsatz nicht. Sie machten weiterhin Überstunden, arbeiteten an den Wochenenden, abends und in ihrer Freizeit für die Pfarrei. Der Fakt, dass es schon seit Jahrzehnten Pastoralassistenten in der Schweiz gibt, gab den meisten Befragten die Sicherheit, dass es für sie auch längerfristig eine Anstellung bei der Kirche geben wird.

5.6 Verlust des Titels der Gemeindeleiterin

Im Zuge der Bildung von Seelsorgeräume (Bistum Chur) und Seelsorgeeinheiten (Bistum St. Gallen) und Pastoralräumen (Bistum Basel) werden Pfarreien zu immer grösseren Einheiten zusammengeschlossen. Aus den Gemeindeleiterinnen werden Pfarreibeauftragte oder Pastoralassistentinnen oder Pfarreiseelsorgerinnen. Betroffene erlebten dies als Zurücksetzung oder gar Degradierung. Hatten sie sich jahrelang über den Titel der Leiterin identifiziert, der Teil ihrer Identität geworden war, mussten sie ihn nun aufgeben, ohne gefragt zu werden. Gegenüber der Sprachregelung in Deutschland bedeutete der Titel der Gemeindeleiterin einen deutlich höheren Status als die Bezeichnung Pastoralassistentin, da in manchen deutschen Bistümern Pastoralassistentinnen/-assistenten die Bezeichnung für Pastoralreferentinnen oder -referenten während der Ausbildung ist.

Nicht alle Befragten sahen die Statusänderung als Verlust; manche akzeptierten sie und wandten sich anderen Aufgabenfeldern zu. Auch wenn sie weniger Leitungsverantwortung hatten, sahen sie die Seelsorge, das Dasein für die Menschen, als ihre Motivation, um weiterzumachen. Andere empfanden die Zurückstufung zur Pastoralassistentin als Sanktion, ohne etwas falsch gemacht zu haben. Es zeigten sich Gefühle der Ohnmacht, Frustration, Wut und Enttäuschung. Wer kurz vor der Pensionierung noch einen Statuswechsel vollziehen musste, fühlte sich im jahrelangen Engagement für die Kirche und die Menschen vor Ort zu wenig gewürdigt und wertgeschätzt.

Die zukünftige Stellung und die Befugnisse in der neuen Seelsorgeeinheit waren ungewiss. Der wechselnde kirchenrechtlich verantwortliche Priester konnte entscheiden, welche Aufgaben er delegieren wollte oder nicht. Obwohl sie schon länger da waren, waren sie gegenüber einem neuen Priester in der schwächeren Position. Sie befürchteten, ein neuer Priester könnte kommen, der alles an sich zieht.

Zu diesem persönlichen Verlust der Stellung kam hinzu, dass sie den Pastoralraum miterrichten und die Gemeindemitglieder davon überzeugen mussten, dass die Organisation in einer grösseren Einheit eine gute Sache ist, obwohl sie selber damit Zuständigkeiten an die leitende Person des Pastoralraumes und den Pastoralraumpriester abgeben mussten.

Der Entzug der ausserordentlichen Taufvollmacht schmerzte besonders, weil der Kontakt zu den jungen Familien sehr geschätzt wird. Wenn ein neuer Priester zum Seelsorgeteam stösst, kann es sein, dass eine Pfarreibeauftragte Befugnisse verliert, die sie wegen Priestermangels erhalten hat. Es ist nicht so, dass es an Vertrauen ins Vermögen der Frauen, die Aufgaben erfüllen zu können, fehlen würde. Es ist vielmehr der Tatsache zuzuschreiben, dass gewisse Zuständigkeiten nicht gern abgegeben werden. Bei einem Interessenkonflikt kann der Mächtigere entscheiden, was er übernehmen will, kirchenrechtlich also der Priester.

Ein freudiges Ereignis wie die Taufe eines Kleinkindes, verbunden mit dem Kontakt zu jungen Familien, ist eine solche wichtige Aufgabe. Gemeindeleiterinnen erhalten bei einer Pfarrvakanz oft die ausserordentliche Tauferlaubnis. Wenn Priester oder Diakone verfügbar sind, müssen sie sie wieder abgeben, auch wenn sie dies nicht wollen. Zu ertragen, dass der neue Priester Aufgaben weniger sorgfältig machte als sie, war für einige schwer. Beispielsweise wenn sie wegen ihm nicht mehr taufen durften, er sich aber weniger Zeit für die Taufvorbereitung mit den Eltern nahm.

Auch eine Berufsbezeichnung ist identitätsbildend. Mit dem Titel der Leiterin erhält die Gemeindeleiterin eine andere Stellung als eine Assistentin, was die Pastoralassistentin ist. Die Bezeichnung Pastoralassistentin/-assistent stellt die Funktion der Assistenz in den Vordergrund, wobei *Assistenz* auch besagt, dass eine andere Person die Hauptverantwortung hat. Neuere Berufsbezeichnungen stellen die Pfarrei und die Funktion darin in den Fokus. So wurde aus der Pastoralassistentin die Pfarreiseelsorgerin und aus der Gemeindeleiterin die Pfarreibeauftragte. Im Zentrum dieser neueren Berufsbezeichnungen steht somit die Pfarrei, nicht die Abgrenzung zu einem Amtsinhaber. Die Suche nach der richtigen

Bezeichnung zeigt auf, wie die Funktion der Laien in den kirchlichen Strukturen ihren Platz sucht.

5.7 Beruf als Berufung

Der Beruf ist auch eine Berufung. Damit verbunden ist ein Auftrag, eine Mission, wie Diara sagt: «Ich habe eine Aufgabe, die habe ich nicht vom Bischof oder von der Pfarrei, sondern von Gott, seine Botschaft und sein Reich zu leben.» (Diara) Dies sei ihre Vision vom Reich Gottes, wie es funktionieren könnte, nicht erst im Himmel, sondern schon hier. Darum fühle sie sich primär Gott gegenüber verantwortlich und nicht ihrem Vorgesetzten. Tabea will das heilige Feuer weitertragen: «Das *feu sacré*, für das Christentum, dass man merkt, dass wir eine christliche Kirche sind. Und nicht, ich meine das nicht abwertend, ein bloss sozial-karitativer Klub.» (Tabea) Klara hat als Seelsorgerin nicht nur einen Beruf, sondern eine Lebensaufgabe gefunden: «Ich wollte etwas, was mein Leben ganz durchdringt, das war meine Sehnsucht, das habe ich hier. Das ist Gott, das ist nicht ein Titel oder eine Lebensform.» (Klara)

Die Seelsorgeaufgabe ist mehr als ein Beruf. Von einer Berufung sprachen die Interviewten nur zögerlich. Berufung ist im katholischen Sprachgebrauch verbunden mit der Berufung zum Priestertum oder Ordensleben. Die Bezeichnung Berufung verwenden sie, wenn der Bischof sie mit einer neuen Aufgabe beauftragte. Wie im Falle von Petra, die «berufen» (Petra) wurde, eine Erwachsenenbildungsstelle aufzubauen, und dann wiederum «berufen» (Petra) wurde, zurück in die Seelsorge zu gehen. Berufung ist in dem Sinne eine Aufgabe, die sie nicht gesucht hat, sondern die an sie herangetragen wurde.

Von einer Berufung vom Bischof sprachen einige Gemeindeleiterinnen, wenn sie angefragt wurden, die Regionalleitung einer Bistumsregion zu übernehmen. Die Anfrage kam für die Frauen oft überraschend. Sie empfanden sie als Würdigung ihrer bisherigen Arbeit. Dass man ihnen diese Aufgabe zutraute, bestärkte sie, die Aufgabe anzunehmen. Andere äusserten Bedenken, weil sie durch die Leitung einer Bistumsregion weniger seelsorgerliche Aufgaben übernehmen können. Der Karriereschritt zur Regionalleitung bedeutet mehr Status, aber auch weniger Zeit für die Seelsorge an der Basis. Die Seelsorge wurde als sinnstiftend erlebt und nur ungern aufgegeben. Als Grund, mehr Verantwortung zu übernehmen,

werden die wachsende Wirkmächtigkeit genannt und das Bedürfnis, mehr zu bewegen und zu beeinflussen.

Ein Beruf als Berufung endet nicht mit der Pensionierung. Darum standen Gemeindeleiterinnen auch nach der Pensionierung als Aushilfe für Gottesdienste zur Verfügung oder engagierten sich in sozialen Projekten. Eva hat nach der Pensionierung mehr Zeit für Dinge, die im Berufsalltag zu kurz kamen. Als sie noch in der Pastoral arbeitete, hätte sie gern mehr Zeit gehabt, um nach den Beerdigungen die Hinterbliebenen zu begleiten. Sie sei zwar nach dem Gottesdienst noch ein bisschen länger stehen geblieben. Aber man musste oft auch weiter, weil es noch so viele Dinge zu erledigen gab. Vielleicht war man noch ein-, zweimal auf Besuch, doch mehr sei oft nicht möglich gewesen. Nun, nach der Pensionierung, kann sie sich mehr Zeit für Seelsorgegespräche nehmen. Sie arbeitet als Freiwillige in einem Café, das niederschwellige Seelsorge anbietet. An den anderen Tagen betreut sie ihre Enkel.

Oft betätigten sich die Gemeindeleiterinnen nach der Pensionierung in dem Arbeitsbereich weiter, der ihnen am meisten zusagte. Dies war meist im sozial-diakonischen, karitativen Bereich, in der Flüchtlingshilfe, in der Gassenarbeit oder in der Seelsorge, in einem Alters- und Pflegeheim. Die Berufung zum Dienst am Nächsten ist Teil ihrer Identität, auch nach der Berufstätigkeit.

5.8 Identifikation mit der Kirche

In den Interviews zeigte sich auch oft eine Unterscheidung zwischen «wir hier» und «die dort». Die Pfarrei ist das Wir, die Gemeinde, die im Austausch steht und in Gemeinsamkeit unterwegs ist. «Die dort», das sind die Vertreter des Bistums oder der Weltkirche. Die Amtsträger werden als Fremde der eigenen Lebenswelt gesehen, die einwirken mit Weisungen und Regelungen, die umzusetzen sind, ohne Mitspracherecht. Dies wird als Eingriff der Hierarchie verstanden, ohne dass sie das gewachsene System vor Ort kennt.

Die Identifikation geschieht mit der Kirche vor Ort und den Menschen darin. Die Bischöfe und die Weltkirche werden wahrgenommen als Institution, die selektiert und Verbote ausspricht, und nicht als verbündete Förderer. Kirche ist für die Gemeindeleiterinnen Heimat und Teil ihrer Identität, durch die Gemeinsamkeiten, die sie leben. Doch die Iden-

tifikation mit einer Kirche, die Frauen diskriminiert, gestaltet sich für diese schwierig und stellt sie vor ein persönliches Dilemma. Denn Ausschlusserfahrungen erlebten die Befragten wegen ihres Frauseins immer wieder, obwohl sie ein Teil der Kirche sind.

Durch die Funktion, in der sie wirken, verändern die Befragten Kirchenbilder. Insbesondere als Liturgin und Repräsentantin der Kirche werden sie zu neuen Vorbildern und Rollenbildern für die Frauen der Zukunft. Gemeindeleiterinnen oder Pfarreibeauftragte sind eine neue Form der Identität der Frauen in der Kirche. Dies zeigt sich auch am Wechsel der Bezeichnungen Gemeindeleiterin zu Pfarreibeauftragte. Da es eine neue Berufsidentität ist, sind die Funktionen noch nicht genau definiert. Auch eine eigene fundamentaltheologische Begründung dieses Amtes steht noch aus. Vielleicht ist die Diskussion über das Diakonat der Frau und deren Funktion innerhalb der Kirche ein Ort dafür.

Es sei weniger eine Frage des Geschlechts, sondern der Weihezugänge und der pastoralen Möglichkeiten für Nichtgeweihte. Von den formalen Kriterien her ist eine Frau einem Mann als Laie in der Kirche gleichgestellt. Doch Frauen haben nicht die Möglichkeit, durch eine Diakon- oder Priesterweihe mehr Befugnisse zu erhalten. Diese zurzeit bestehenden Regelungen beschränken die Möglichkeiten, die Charismen und das Potenzial von Frauen.

6. Reflexion: Vertrauen als Ressource

Wie haben diese Frauen ihren Weg in der Kirche gefunden? Das ist das ursprüngliche Forschungsinteresse dieser Studie. Bei der Analyse der biografischen Interviews wurden Deutungen in verschiedenen biografischen Phasen untersucht. In diesen Situationen spielte das Vertrauen eine wichtige Rolle.

Vertrauen zeigte sich in verschiedenen Dimensionen. Selbstvertrauen äussert sich als Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten. Zutrauen ist Vertrauen, das von anderen geschenkt wird. Dann gibt es noch ein Vertrauen in die Welt, in Gott oder die Mitmenschen, das Grundvertrauen genannt werden kann. In den Lebensverläufen zeigt sich, wie die befragten Gemeindeleiterinnen im Laufe ihres Lebens in ihrem Vertrauen wuchsen. Sie trauten sich mehr.

Vertrauen zeigt sich insbesondere in Krisen. Zu ersten krisenhaften Momenten kam es, als die Befragten als Mädchen erstmals ihren eigenen Weg einschlugen, der sie von ihrer Herkunftsfamilie entfernte. Dies war oft der Entscheid, eine höhere Schule zu besuchen. Etwas Eigenes zu wagen, braucht Mut. Als Mädchen erlebten einige Befragte Situationen, in denen sie sich nicht trauten. Dies änderte sich im Verlauf der Biografie. Anna getraute sich nicht, Medizin zu studieren: «Medizin habe ich mich nicht getraut, ich habe es mir nie zugetraut; es wäre zwar auch mein prioritärer Wunsch gewesen, aber ich habe es mir nie zugetraut.» (Anna) Jahre später getraute sie sich, Theologie zu studieren, trotz wenig Unterstützung aus ihrem persönlichen Umfeld. Ihr Vertrauen entwickelte sich durch Erfahrungen, die in der Kindheit noch nicht da waren. Durch das Wachsen an Herausforderungen und das Wissen um die eigenen Fähigkeiten wuchs auch das Vertrauen.

Eine Person braucht ein unterstützendes Umfeld, motivierende und ermutigende Personen, um zu wachsen. Katholische Jugendgruppen waren Orte, wo Jugendliche in ihrem Vertrauen wuchsen durch das Vertrauen, das in sie gesetzt wurde. Sie übernahmen Verantwortung für jüngere Kinder und machten positive Erfahrungen in der Gemeinschaft. Dadurch wuchsen sie in ihrem Vertrauen zu sich und anderen. Durch das Vertrauen von anderen fanden sie die Kraft, die Welt aktiv zu gestalten. Damit die Befragten sich selbst zutrauten, eine Pfarreileitung zu übernehmen, brauchte es oft die Anfrage von vertrauten Personen, die ihnen zutrauten, diese Funktion zu übernehmen. Als Vera eine neue Stelle als Gemeindeleiterin übernahm, sprach sich ein Jesuitenpater an einer Pfarreiversammlung öffentlich für sie aus und sagte den Versammelten, das sei eine junge Frau, von der sie alle viel lernen könnten. Bei einer späteren Stelle schlug ihr der Pfarrer vor, die Pastoralraumleitung zu übernehmen. Für sie ist dies ein Zeichen von anerkennendem Vertrauen. Auch als die Bistumsleitung sie in die Regionalleitung berief, war dies für sie ein Zeichen von Vertrauen.

Um in die Position der Gemeindeleiterin zu kommen, haben die Befragten eine gewisse Karriere in der Kirche gemacht. Die Frauen machten die Karriere, indem sie schrittweise immer mehr Verantwortung übernahmen. Bei der Erfüllung von Aufgaben bewährten sie sich; dadurch wurden sie geschätzt und sie und andere trauten sich immer mehr zu. Sie bewarben sich aktiv für Leitungsstellen oder wurden angefragt, weil sie sich bei anderen Aufgaben bewiesen hatten. Sie übernahmen Positionen von Pfarrern, die ansonsten unbesetzt und frei waren. Gemeindeleiterin

zu werden, wurde oft nicht als langfristiges Karriereziel geplant. Sie übernahmen die Positionen, weil sie frei waren. Dabei stand weniger die Karriere im Vordergrund als die berufliche Herausforderung. Es reizte sie, nach mehreren Jahren der Berufstätigkeit neue Kompetenzen zu erhalten und neue Verantwortungen zu übernehmen. Nicht die Macht stand im Vordergrund, sondern das Interesse an der Aufgabe.

Durch Erfahrungen stieg das Selbstvertrauen der Befragten, doch blieben ihre Aufstiegschancen und Entwicklungsmöglichkeiten begrenzt. Auch wenn sich Frauen Wissen und Erfahrung aneignen, sind sie ausgeschlossen von kirchlichen Ämtern, die eine Weihe voraussetzen. Oft ist die Möglichkeit der Ausübung eines Amtes nicht eine Frage des Könnens, sondern des Dürfens, weil es die Erlaubnis von Amtsträgern braucht, um ausnahmsweise Taufen, Eheassistenzen, Predigten und Gottesdienste gestalten zu dürfen. Diese Zuständigkeiten können sie nicht lernen oder erarbeiten, sondern erhalten sie nur durch das Vertrauen von vorgesetzten Priestern.

6.1 Das Vertrauen der Gemeinde

Beginnt eine Gemeindeleiterin ihre Arbeit in einer neuen Pfarrei, muss sie sich auf neue Menschen und regionale Traditionen und Gegebenheiten einlassen und bei den Gemeindemitgliedern Vertrauen aufbauen, insbesondere, wenn der Vorgänger oder die Vorgängerin die Stelle wegen Konflikten verlassen hat. Es kommt vor, dass sie eine Stelle übernimmt, deren Leitungsperson in der Pfarrwahl abgewählt wurde. In solchen Pfarreien ist die Gemeinde gespalten in Gegner und Befürworter der abgewählten Person. Die neue Gemeindeleiterin sieht es als ihre Aufgabe, die zerstrittenen Parteien zu versöhnen. War die abgewählte Person eine Frau, befürchtet die Gemeindeleiterin, mit der Vorgängerin verglichen zu werden. Die Befürchtung, als Frau in der Rolle der Gemeindeleiterin nicht akzeptiert zu werden, ist gross, besonders wenn sie die erste Frau in dieser Funktion ist. Um Vertrauen aufzubauen, geht sie auf die Menschen zu und sucht das Gespräch. Bei persönlichen Begegnungen und der Zusammenarbeit in gemeinsamen Projekten baut sich das Vertrauen allmählich auf. Es braucht Vertrauen in einer Seelsorgebeziehung, damit intime Sorgen und Freuden geteilt werden können. Vertrauen wird den Gemeindeleiterinnen von den Gemeinden in verschiedenen Kontexten entgegenge-

bracht: von Frauen aus dem Frauenbund, von Katechetinnen und Kollegen, mit denen sie zusammenarbeiten, und auch in der Begegnung mit Gemeindemitgliedern.

Die Befragten erlebten auch Kritik und Misstrauen. Dies führte zu Unsicherheiten und Krisen. Begegnungen mit Menschen in der Arbeit als Seelsorgerinnen und die Unterstützung von Berufskollegen waren in solchen Situationen entscheidend, damit sie das Vertrauen nicht verloren ging.

Immer wieder erwähnen die Gemeindeleiterinnen das Vertrauen und den Rückhalt durch Gemeindemitglieder als stärkend. Sie sind zentral für die Arbeit als Seelsorgerin, besonders in Leitungsverantwortung. Vera sagt, es seien die Frauen an der Basis gewesen, die ihr zum aufrechteren Gang verholfen hatten, auch in Konfliktsituationen. Sie habe eine starke Ermächtigung gespürt, von unten, das habe sie ermutigt, sich mehr hineinzugeben, immer mehr in eine grössere Verantwortung hineinzuwachsen und das Feld zu bebauen und zu pflegen. Vera erlebt das Vertrauen, das ihr Gemeindemitglieder zusprechen, insbesondere das Vertrauen von anderen Frauen, als tragend für ihre Arbeit. Als der Pfarrer stirbt und Helen aus den Ferien zurückkommt, begegnet sie am Bahnhof einer neunzigjährigen Frau, die sagt: «Wir würden dich schon weihen.» (Helen) Sie sprach ihr damit das Vertrauen aus, dass sie die Position des Pfarrers übernehmen könnte. In der Schweiz hat die Gemeinde an manchen Orten die Möglichkeit, eine gemeindeleitende Person oder einen Pfarrer zu wählen und so ihr Vertrauen auszudrücken oder es ihr zu entziehen. Ohne dieses Vertrauen der Gemeinde kann ein Pfarrer oder eine Gemeindeleiterin oder ein Gemeindeleiter nicht wirken.

Zu vertrauen, ist eine Entscheidung. Ob Seelsorgern Vertrauen geschenkt wird, ist auch abhängig davon, wie sie erlebt werden in ihrer Funktion und ihrer Persönlichkeit. Förderlich für das Vertrauen sind Sympathie, Wertschätzung, gerechtes Verhalten und Verantwortung im Umgang mit dem Vertrauen. Vertrauen wird im persönlichen Kontakt geschenkt und kann nicht eingefordert werden. Seelsorge heisst auch, Vertrauen zuzusprechen. Wenn ein Mensch einem anderen Menschen Vertrauen und Glauben schenkt, kann dies dazu führen, dass diese Person über sich hinauswächst. Dieser Glaube ist eine Kraft, die stärkt und wirkmächtig macht.

6.2 Das entzogene Vertrauen

Vertrauensentzug erlebten die Befragten in ihrer pastoralen Tätigkeit, wenn man ihren Handlungsbereich einschränkte. Sie verfügten zwar über die Fähigkeiten, aber wenn man ihnen Zuständigkeiten absprach, konnten sie die Aufgaben nicht oder nur illegal ausführen. Dass die Kompetenzen infrage gestellt werden und sie sich beweisen müssen, erfahren die Befragten als kräftezehrend. Ohnmacht, Frustration und Enttäuschung über mangelnde Wertschätzung sind bei den Befragten deutlich erkennbar, wenn sie jahrelange Einsatzbereiche plötzlich abgeben müssen, weil ein neuer Priester kommt oder ein Pastoralraum errichtet wird. Eltern sagen zu müssen, dass sie, weil nun ein Priester da ist, ein Kind nicht taufen dürfen, obwohl sie bereits das ältere Geschwister tauften, fällt schwer. Besonders weil sie diese Taufen gern mit der Familie gefeiert hätten. Dazu kommt ein Gefühl der Ohnmacht, weil es keine rechtlichen Möglichkeiten gibt, dagegen vorzugehen. Nach Jahrzehnten im Beruf sei man immer noch von der Gnade eines Priesters abhängig. Das kann wütend und frustriert machen. In solchen Situationen merkten sie, wie unsicher ihre Position ist, wie wenig sich für Frauen geändert hat in der Kirche in den letzten Jahrzehnten. Sie merken, dass sie sich noch so sehr bemühen können, ihren Beruf gut zu machen, und sie trotzdem nichts daran ändern können, weil sie von Geburt an wegen ihres Geschlechts davon ausgeschlossen sind, Priesterinnen zu werden. Dadurch wird ihnen die Möglichkeit genommen, Menschen auch sakramental zu begleiten. Ohnmacht ist ein Gefühl, das als Gegenteil von Vertrauen gedeutet werden kann. Das Vertrauen darauf, dass sie geschätzt und gewürdigt werden in ihrer Arbeit und nach Lösungen gesucht wird, ist weg, wenn sie nichts tun können gegen solche Entscheide.

6.3 Vertrauen und Misstrauen in der Zusammenarbeit

Interessenkonflikte und Konkurrenzdenken kommen auch in vertrauensvollen Beziehungen vor und können diese gefährden. Wenn es in der Zusammenarbeit mit dem mitarbeitenden Priester zu Misstrauen und Konkurrenzdenken kommt, ist es für die Frauen wegen ihrer unsicheren Stellung schwierig, für sich einzustehen. Wenn die Gemeindeleiterinnen mit einem Priester Schwierigkeiten hatten, waren sie oft nicht allein damit. Auch andere Frauen, wie Katechetinnen, hatten Mühe in der Zusammen-

arbeit. In Konflikten mit dem priesterlichen Mitarbeiter hatten Gemeindeleiterinnen auch die Aufgabe, zu vermitteln zwischen anderen Mitarbeitenden und dem Priester. Dabei wollten sie loyal sein, aber auch signalisieren, dass sie eigenständige Personen mit einer eigenen Meinung sind. Meist waren diese Priester, mit denen die Frauen Mühe hatten zusammenzuarbeiten, Aushilfspriester, selten gewählte Pfarrer. Misstrauen belastet das Arbeitsklima. Die Befragten fühlten sich in Arbeitsverhältnissen, die von Misstrauen geprägt waren, ohnmächtig, allein und auf sich gestellt. Eine Befragte erwähnte, sie leide unter dem generellen Misstrauen ihres Bistums gegenüber Laien, insbesondere Frauen. Das sei immer wieder spürbar und das belaste sie.

Auch in einem Team mit verschiedenen theologischen Ansichten kann es eine Vertrauensbasis in der Zusammenarbeit geben: «Er macht Seins und ich mache Meins, und wir legen es nebeneinander. Ich habe nicht versucht ihn zu überzeugen, das soll man so machen oder so … Ich habe mich davon leiten lassen, meine Kraft und Energie lieber in Neues und Gestalterisches zu legen als in die Auseinandersetzung mit ihm.» (Zoe) Sie wollte nicht Energie mit Konflikten verlieren, was zu einer Belastung geführt und sie in ihrer seelsorgerlichen Tätigkeit eingeschränkt hätte. Auch mit Menschen mit verschiedenen Kirchenbildern und Vorstellungen ist es möglich zusammenzuarbeiten, wenn man dem anderen vertraut und einander arbeiten lässt, auch wenn man nicht alle Ansichten teilt.

6.4 Leitung heisst Vertrauen in andere setzen

Leiten heisst nicht nur delegieren, sondern auch, andere zu befähigen. Vertrauen in andere zu setzen – Gruppierungen, Kinder, Eltern, Jugendliche oder Freiwillige – und mit ihnen Pfarreianlässe oder Gottesdienste zu gestalten, braucht neben Kreativität auch Freiräume, den Willen zur Partizipation und Zusammenarbeit im Team. Christine will Gläubige ermutigen, Verantwortung zu übernehmen. Es ist ihr ein Anliegen, «dass die Menschen wirklich merken, sie dürfen die Verantwortung vor Ort übernehmen. Sie haben auch die Kompetenz dazu, eigentlich wissen sie, was es braucht für ihr Leben und auch für ihr Glaubensleben» (Christine). Für die Leitende gilt es, auch Vertrauen weiterzugeben. Ruth sagt es so: «Es geht darum, dass wir alle mitnehmen und nicht welche als Handlanger benutzen.» (Ruth) Die Leute haben Fähigkeiten, aus ihren Berufen

und ihrer Lebenserfahrung, «die kann man gut gebrauchen, die muss man nicht bevormunden» (Ruth). Für die Gemeindeleiterin gilt es, die Charismen der Gemeindemitglieder zu entdecken und zu fördern. Leitende können eine Atmosphäre des Vertrauens dadurch schaffen, dass sie Mitarbeitenden Aufgaben anvertrauen und ihnen zutrauen, dass sie diese erfüllen können.

Misstrauen und Kontrollen, die keine kreativen Freiräume zulassen, hindern Mitarbeitende beim Handeln. In einer Atmosphäre des Misstrauens fällt es schwerer, Fehler zuzugeben. Fehler passieren überall; wichtig ist, dass man mit ihnen einen Umgang findet und daraus Veränderungen abgeleitet werden. Dafür braucht es vertrauensvolle Beziehungen, in denen man gewillt ist, zusammenzuarbeiten, auch in der Verletzlichkeit, in die man sich begibt, wenn Fehler eingestanden werden. Dafür braucht es in der Zusammenarbeit eine Vertrauensbasis, besonders in schwierigen Situationen.

Leitung heisst nach Bea auch sich trauen und vertrauen: «sich trauen, und auch trauen, dazu zu stehen. Also, das ist für eine Leitung extrem wichtig, damit sich Mitarbeitende verlassen können. Also, wir können nicht etwas anfangen, und wenn irgendwo ein Gegenwind kommt, die Leute stehen lassen im Regen …» (Bea) Vertrauen in die Leitung heisst auch, dass die Leitung schwierige Situationen durchsteht und Verantwortung übernimmt für die Entscheidungen, die gefällt wurden. Auch damit sich Mitarbeitende auf Leitungsverantwortliche verlassen können, ist es ihr wichtig, dass man auf ihre Entscheidung vertrauen kann. Sich trauen, etwas anzupacken und zu beginnen, auch wenn die Gemeindeleiterinnen sich dies im Kindesalter noch nicht getrauten: So wuchsen die Befragten durch Erfahrung in diesem Vertrauen und sind jetzt mündig und wirkmächtig. Oft geht es auch in der Leitung darum, dass es eine verantwortliche Person gibt und klar ist, an wen man sich wenden muss. Dazu gehört, zu wissen, wer Entscheidungskompetenzen hat und auf wessen Wort man sich verlassen kann.

6.5 Das tragende Vertrauen

Vertrauen zeigt sich auch als Gefühl des Getragenseins. In ihren Lebensverläufen erzählen die Befragten von persönlichen Krisenmomenten, die ausgelöst wurden durch Einsamkeit, Orientierungslosigkeit und Zukunfts-

ängste. In diesen Krisen erlebten sie ein Gefühl des Fallens und Getragenseins. Vera erlebt die Situation vor ihrer Abschlussprüfung als krisenhaft, weil sie auf eine ungewisse Zeit nach dem Studium blickt: «Ich dachte, ich schaffe das nicht und ich falle, immer tiefer, es hat einen Kreis und dort, wo ich falle, fühle ich mich plötzlich getragen von Gott.» (Vera) Dieses Vertrauen in Gott gibt ihr Halt. Auch Sarah erlebt in ihrer Zeit in Afrika, wie sie den Boden verliert. Sie wurde in Afrika mit Leid konfrontiert, studierte die Bibel und suchte nach Antworten, «die verhebet im Leben» (Sarah). Durch den Austausch in einer Bibelgruppe fand sie wieder Halt und lernte eine neue Form des Glaubens kennen: «Das ist für mich die grosse Umkehr gewesen. Das hat mein Leben auch verändert. Ich dachte nie, dass es so viel Leichtigkeit gibt im Leben. Ich bin immer eine schwere, geforderte, immer unter Druck stehende Person gewesen – und dann zu merken: Der Anfang ist ganz anders.» (Sarah) In dieser Krise nahm sie eine Umdeutung ihrer Glaubensvorstellungen vor, die sie bis heute prägt.

Glaube kann als tragend erlebt werden, ebenso die Gemeinschaft der Kirche. Wenn man weitertragen will, was man als Jugendliche in der Kirche erlebt hat, bedeutet dies, dass die Gemeinschaft der Kirche als tragend erlebt wurde und man nun als Seelsorgerin dafür sorgen will, dass andere dieses Tragende auch erfahren können. Das Gefühl des Getragenseins zeigt sich auch in der Arbeit in der Pastoral. Ruth erzählt, dass Personen in Trauersituationen «etwas ganz Tiefes erfahren, nicht unbedingt nur positiv, aber irgendwann etwas ganz Tiefes, was plötzlich trägt» (Ruth). Ruth erfährt dies bei der Umsetzung eines Musical-Projekts, an dem 250 Personen mitwirkten. Sie erzählt: «Wo solche Sachen passieren, denke ich, da wird ein Stück Himmel Wirklichkeit, ist Gott irgendwie da.» (Ruth) Die Umsetzung des Projekts ist «eine Erfahrung, die uns getragen hat» (Ruth). Die Gemeinschaftserfahrung und der Erfolg haben die Pfarrei getragen, auch nach dem Projekt. Gemeinschaft mit Gott und mit Menschen kann als tragend erlebt werden, als etwas, das Halt gibt. Dies weiterzutragen, kann eine Aufgabe der Seelsorgerin sein.

Die Erzählung ihrer Biografie beendeten viele Gemeindeleiterinnen mit einem positiven Lebensfazit. Sie erlebten rückblickend die Fügungen in der Biografie als sinnvoll. Nicht eingetroffene Ereignisse, wie beispielsweise ein Studienplatz in Medizin oder der Entscheid, nicht in ein Kloster einzutreten, werden als sinnvoll gedeutet, da die eigene Biografie dadurch eine andere Wendung genommen hat. Die Erfahrungen des Getragenseins kann sich auch in den Fügungen der Biografie zeigen.

IV. Pastoraltheologische Diskussion der Ergebnisse

Wissenschaft heisst, die Frage nach dem Warum zu stellen und sich nicht mit Meinungen oder Ansichten (altgriech. δόξα, *doxa*) zufriedenzugeben.[275] Nach Karl Rahner ist es die Aufgabe der Pastoraltheologie, die Frage zu stellen: «Was muß die Kirche heute tun? Diese Frage umfaßt die ganze Aufgabe der Prakt. Theologie.»[276] Ziel praktisch-theologischer Theoriebildung ist es, «an einer Veränderung, konkret: einer Verbesserung menschlicher Lebenswirklichkeit und individuell-religiöser wie christlich-kirchlicher Praxis mitzuwirken»[277]. Für die Praktische Theologie als Handlungswissenschaft entwickelte Rolf Zerfaß die Methodik des Regelkreislaufes.[278] Dieser beginnt mit einer Situation in der Praxis, die als krisenhaft erlebt wird. Es entsteht ein Handlungsdruck, auf den reagiert wird, indem auf Regeln und Traditionen zurückgegriffen wird, die sich in der Vergangenheit bewährt haben. Wenn dies nicht den gewünschten Erfolg bringt und der Druck weiter steigt, braucht es eine neue Strategie. Dafür wird eine Situationsanalyse erstellt. Die empirisch gefundenen Erkenntnisse werden mit der christlichen Überlieferung konfrontiert, dadurch werden sie praktisch-theologisch reflektiert. Es werden Handlungsimpulse abgeleitet, die empirisch und theologisch begründet sind. Da nur eine bestimmte Situation empirisch überprüft wurde, ist das Resultat nicht verallgemeinerbar, sondern nur auf diese spezifische Situation anwendbar. Greifen die Handlungsstrategien nicht mehr, müssen wieder neue entwickelt werden, und der Kreislauf beginnt von vorn.

Der Studie folgt darum eine praktisch-theologische Reflexion, angelehnt an die Methodik des Regelkreislaufs. In diesem Diskussions-Teil wird aufgezeigt, mit welchen Handlungsstrategien bisher reagiert wurde

275 Vgl. Poser, Art. Wissenschaft, 1244.

276 Rahner, Art. Pastoraltheologie, 394.

277 Laumer, Pastoraltheologie, 143.

278 Vgl. Zerfaß, Praktische Theologie, besonders 167.

und welche Traditionen sich daraus bildeten. Dazu werden Statements von kirchlichen Akteuren zu aktuellen Kirchenfragen rezipiert. Damit wird deutlich, welche Argumente aus der Tradition aufgegriffen wurden und in welchem Kontext. Im V. Kapitel «Fazit und Ausblick» werden aus der Diskussion und den Erkenntnissen der Studie Handlungsstrategien abgeleitet.

Im nächsten Kapitel wird aufgezeigt, wie in den letzten Jahrzehnten immer wieder neue Handlungsstrategien entwickelt wurden, um mit den Veränderungen in der Pastoral umzugehen. Daraus erstanden der Beruf der Pastoralassistentin, der Gemeindeleiterin und der Pfarreibeauftragten. Auch in ihren Aufgabenfeldern waren diese immer wieder gefordert, auf die veränderte Praxis zu reagieren.

1. Zeugnisse der Stellung der Gemeindeleiterinnen

Wie wichtig Frauen für die Verkündung und die Verbreitung der Kirche sind, zeigt sich an der frühen Kirche, in der Frauen wichtige Funktionen für den Gemeindeaufbau und die Mission übernahmen. Noch bevor sich eine Ämterstruktur bildete, übernahmen Frauen bereits wichtige Funktionen in den frühen christlichen Gemeinden. Als Hausvorsteherinnen und Missionarinnen verbreiteten sie die Frohe Botschaft unter den Menschen.

1.1 Apostelinnen und Vorsteherinnen von Hauskirchen

Jesus wurde auf seinen Reisen unterstützt von Frauen, die ihn und seine Gefolgsleute beherbergten und ihm nachfolgten. Frauen standen am Kreuz und waren die ersten Zeuginnen der Auferstehung. Da Maria von Magdala die Erste war, die den auferstandenen Christus sah und von der Auferstehung berichtete (Mk 16,9f), wurde sie von Hippolyt von Rom im 3. Jahrhundert als Apostola apostolorum bezeichnet.[279] Im Jahre 2016 erhob Papst Franziskus das Fest der Maria von Magdala zum Apostelfest;

279 Vgl. Backes, Apostola Apostolorum, 288, nimmt Bezug auf: Hippolyt, De cantico 25,6.

es wird am 22. Juli gefeiert.[280] Dadurch wird offiziell eine Frau zur Apostelin erklärt. Das beeinflusst die Diskussion um die Ordination von Frauen, da Frauen die Priesterweihe verwehrt ist mit der Begründung, Jesus habe nur Männer zu Aposteln berufen (Mk 3,13–19; Lk 6,12–16).[281]

Als Apostelin wird auch Junia, bei Paulus, erwähnt. Er nennt sie «herausragend unter den Aposteln» (Röm 16,7). In der Tradition wurde Junia lange in der männlichen Form Junio genannt. 1977 entdeckte die US-amerikanische Theologin Bernadette Brooten während ihres Studiums in Tübingen, dass in frühen Kommentaren eine Frau namens Junia erwähnt wird.[282] Beim Studium der Kommentare von Origenes von Alexandrien (185–253/254) und Hieronymus (340/350–419/420) zum Römerbrief stellte sie fest, dass die frühen christlichen Kommentatoren alle davon ausgingen, dass Junia eine Frau ist.[283] Das galt fast tausend Jahre. Erstmals nachweislich erwähnt wird der Name in der männlichen Form in den Kommentaren von Aegidius von Rom (1245–1316).[284] Auch die ersten deutschen Übersetzungen der Reformatoren übersetzten den Namen in der männlichen Form. Vereinzelte Bibelforscher, insbesondere auch katholische, die sich an den frühen Römerbrief-Kommentaren orientieren, verwendeten stets die weibliche Form der Junia. Die Akkusativform IOYNIAN oder IOUNIAN, die in den ältesten Überlieferungen in Grossbuchstaben und ohne Akzente geschrieben wurde, kann sowohl weiblich wie auch männlich sein, wie die Neutestamentlerin Christine Jacobi schreibt: «Die fehlende Akzentsetzung macht den Akkusativ mehrdeutig und prinzipiell auch auf männliche Namensformen zurückführbar.»[285] Brooten identifizierte Aegidius von Rom als ersten Kommentator, der den Namen in der neuen griechischen Schreibweise, in der es Satzzeichen und Gross- und Kleinschreibung gab, mit einem Zirkumflex versah, der dem Namen eine männliche Endung gab. Theologen seit dem späteren Mittelalter übernahmen seine Schreibweise. Bis zur Einheitsübersetzung, die von den deutschsprachigen Bischofskonferenzen 2016 veröffentlicht wurde, wurde Junia in der männlichen Form Junio über-

280 Vgl. Liturgisches Institut der deutschsprachigen Schweiz, Hl. Maria Magdalena.

281 Vgl. Kongregation für die Glaubenslehre, Erklärung *Inter insigniores* zur Frage der Zulassung der Frauen zum Priesteramt, Abs. 4.

282 Vgl. für diesen Abschnitt: Brooten, Junia.

283 Vgl. Brooten, Junia, 149.

284 Vgl. Brooten, Junia, 149.

285 Jacobi, Art. Junia.

setzt.[286] Obwohl der weibliche Name Junia in der griechischen und lateinischen Literatur und in Inschriften ein häufiger Name ist.[287] Der Beginn von Römerbrief 16, in dem Junia gegrüsst wird, ist nicht Teil der offiziellen Leseordnung. Aus Röm 16 werden die Verse 25–27 vorgelesen am 4. Adventssonntag des Lesejahres B in der Form der 2. Lesung.[288] Somit bleibt Junia wohl oft unerwähnt in den Gottesdiensten.

1.2 Hausvorsteherinnen und Gastgeberinnen

Die ersten christlichen Gemeinden trafen sich in Hauskirchen.[289] Für diese Zusammenkünfte, bei denen sie zusammen das Brot brachen, trafen sie sich auch in Häusern, in denen Frauen Gastgeberinnen waren. Eine dieser Gastgeberinnen war die Purpurhändlerin Lydia, die Paulus in den Erzählungen seines missionarischen Wirkens in Philippi erwähnt: «Eine Frau namens Lydia, eine Purpurhändlerin aus der Stadt Thyatira, hörte zu; sie war eine Gottesfürchtige und der Herr öffnete ihr das Herz, sodass sie den Worten des Paulus aufmerksam lauschte.» (Apg 16,14) Da Philippi im heutigen Griechenland liegt, ist Lydia die erste europäische Christin, also die erste Person auf europäischem Boden, die sich taufen liess. Sklaven werden benannt nach dem Ort, von dem sie herstammen, was bedeuten könnte, dass Lydia aus Lydien stammte und eine entlassene Sklavin war, die zu Reichtum kam.[290] Als Lydia Paulus traf, war sie eine Purpurhändlerin mit eigenem Hausstand. Sie war Herrin und Gastgeberin und nicht nur Gattin, wie die Neutestamentlerin Eva Ebels schreibt: «Lydia ist also eine unverheiratete oder möglicherweise eine verwitwete Frau, die einem eigenen Haushalt vorsteht.»[291] Zu ihrem Haus (οἶκος) gehörten auch andere Personen, die sich ebenfalls taufen liessen: «Als sie und alle, die zu ihrem Haus gehörten, getauft waren, bat sie: Wenn ihr wirklich meint, dass ich zum Glauben an den Herrn gefunden habe, kommt in mein Haus und bleibt da. Und sie drängte uns.» (Apg 16,14) Sie beherbergte Paulus

286 Vgl. Brooten, Junia, 150.
287 Vgl. Brooten, Junia, 110.
288 Vgl. Schott Messbuch, 24.
289 Vgl. Schüssler-Fiorenza, Zu ihrem Gedächtnis, 227.
290 Vgl. Ebels, Art. Lydia.
291 Ebels, Art. Lydia.

und seine Gefolgsleute (Apg 16,40). Als Paulus und Silas im Gefängnis von Philippi inhaftiert waren, stand sie ihnen bei, und als sie freigelassen wurden, nahm sie Lydia wieder bei sich auf (Apg 16,40). In ihrem Haus traf sich die christliche Gemeinde von Philippi.

Auch andere Frauen beherbergten christliche Gemeinden. Nympha von Laodizäa wird im Kolosserbrief zusammen mit ihrer «Gemeinde in ihrem Haus» (Kol 4,15) gegrüsst.[292] Paulus grüsst in seinen Briefen auch Priska, die zusammen mit ihrem Mann Aquila in Ephesus ein Haus besass und dort eine Hausgemeinschaft leitete. Sie wird in den Briefen jeweils vor ihrem Mann gegrüsst. Dies deutet auf ihre besondere Stellung bei Paulus hin.[293] Sie verbreitete mit ihrem Mann das Evangelium und wird von Elisabeth Schüssler-Fiorenza als eine «der hervorragendsten MissionarInnen und KirchengründerInnen»[294] bezeichnet. Priska und Aquila gründeten überall, wohin sie kamen, eine «Kirche in ihrem Haus»[295]. Sie riskierten für Paulus ihr Leben (Röm 16,4), und ihre «Hauskirchen in Korinth, Ephesus (2 Tim 4,19; Apg 18,18ff) und Rom (wenn sich Röm 16 an die Gemeinde in Rom richtet) waren Zentren der Mission»[296]. Die römischen Gemeinden waren bis ins 3. Jahrhundert als Hauskirchen organisiert.[297] Die Beteiligung der Frauen zeigt sich auch daran, dass unter den 25 Personen, die in Röm 16 gegrüsst sind, acht Frauen sind, was ein Drittel aller Gegrüssten ausmacht.[298] Die Leitungsaufgaben, die Frauen in den ersten christlichen Gemeinden übernahmen, waren funktionsidentisch mit denen von Männern.[299] Als Gastgeberinnen kam den Frauen «eine gewisse leitende Rolle bei der organisatorischen Durchführung der Herrenmahlfeier»[300] zu. Nach Marlis Gielen beinhaltete dies «in Bezug auf die Amtsfrage ungeahnte Handlungsfreiheit und Handlungsmöglichkei-

292 Vgl. Schüssler-Fiorenza, Zu ihrem Gedächtnis, 228.

293 Vgl. Schüssler-Fiorenza, Zu ihrem Gedächtnis, 229, nimmt Bezug auf: 1Kor 11,5; 1Tim 4,19.

294 Schüssler-Fiorenza, Zu ihrem Gedächtnis, 228.

295 Schüssler-Fiorenza, Zu ihrem Gedächtnis, 225.

296 Schüssler-Fiorenza, Zu ihrem Gedächtnis, 228.

297 Vgl. Schüssler-Fiorenza, Zu ihrem Gedächtnis, 230, nimmt Bezug auf: Peterson, House-Churches.

298 Vgl. Schüssler-Fiorenza, Zu ihrem Gedächtnis, 230.

299 Vgl. Gielen, Wahrnehmung gemeindlicher Leitungsfunktion durch Frauen, 163.

300 Gielen, Wahrnehmung gemeindlicher Leitungsfunktion durch Frauen, 164.

ten»[301]. Aus den christlichen Hausgemeinschaften bildeten sich die christlichen Ortsgemeinschaften.[302] Auch in diesen wurden Gottesdienste noch von Gemeindeleitenden und nicht von Priestern gefeiert, wie Mitte des 2. Jahrhunderts der Apologet und Märtyrer Justin schreibt.[303]

Die Leitungsvollmacht der Frauen in der Leitung von Hausgemeinschaften war nicht nur auf die Leitung von Frauen und Kindern beschränkt, auch haben sie nicht nur frauenspezifische Rollen und Funktionen ausgeübt.[304] Nicht bezeugt in den Paulusbriefen sind die zahlreichen christlichen Gemeinden, die unabhängig von der paulinischen Mission waren.[305] Wenn man Frauen nicht als Gemeindeleiterinnen akzeptiert, dann bedeutet dies nach dem Neutestamentler Hans-Josef Klauck, dass man «die frühe Phase urchristlicher Gemeindebildung als normative Wegstrecke»[306] nicht ernst nimmt. Denn Gemeindeleitung durch Frauen ist in dieser christlichen Tradition grundgelegt.

1.3 Diakoninnen

Das Lukasevangelium erzählt von Frauen, die Jesus dienten (Lk 8,3). Namentlich erwähnt wird Marta, die durch Arbeit ihren Dienst tut, während Maria zu Jesu Füssen sitzt und ihm zuhört (Lk 10,38–42).[307] Im selben Brief, in dem Paulus die Apostelin Junia grüsst, nennt er auch Phöbe. Sie hatte wahrscheinlich die verantwortungsvolle Aufgabe, Paulus' Brief der Gemeinde in Rom zu überbringen. Mit der Vermittlung übernimmt sie die wichtige Funktion des Erklärens des Briefes. Der eigentliche Grund ihrer Reise bleibt unklar.[308] Paulus stellt sie mit den Worten vor: «Ich empfehle euch unsere Schwester Phöbe, die auch Dienerin [διάκονον] der Gemeinde von Kenchreä ist.» (Röm 16,1). Statt Dienerin könnte man

301 Gielen, Wahrnehmung gemeindlicher Leitungsfunktion durch Frauen, 165.
302 Vgl. Klauck, Gemeinde, 232–245.
303 Vgl. Haag, Kirche, 18.
304 Vgl. Schüssler-Fiorenza, Zu ihrem Gedächtnis, 235.
305 Vgl. Schüssler-Fiorenza, Zu ihrem Gedächtnis, 236.
306 Klauck, Gemeinde, 245.
307 Vgl. Bieberstein, Engagierte Frauen im Lukasevangelium, 93.
308 Vgl. Merz, Phöbe, Diakon(in) der Gemeinde von Kenchreä, 132.

Phöbe auch Diakonin nennen, wie es die Übersetzung der Zürcher Bibel tut.[309] Im originalen Text heisst es: διάκονον τῆς ἐκκλησίας (Röm 16,1).[310] διάκονον bezeichnet eine amtliche Aufgabe, jedoch gab es zu Phöbes Zeit noch keine definierten Ämterstrukturen, auch nicht für männliche Diakone.[311] Phöbes Stellung macht Paulus auch deutlich, indem er sie mit dem Titel *prostatis* als Leiterin der Kirche von Kenchreä bezeichnet.[312] Sie war Patronin für viele, auch für Paulus, und mit *prostatis* wurden auch Autoritätspersonen der Gemeinde (1Tim 3,4f) bezeichnet, sodass man sie nach ihrer Funktion auch als Bischöfinnen/Bischöfe, Diakone/Diakoninnen oder Älteste bezeichnen könnte.[313] Ein Grabstein, den man auf dem Ölberg in Jerusalem fand und der auf das 4. Jahrhundert datiert wurde, nimmt auf Phöbe Bezug mit der Inschrift: «Sophie, die Diakonin, die zweite Phöbe».[314] Phöbe diente also anderen Frauen als Vorbild, die ebenfalls als Diakoninnen bezeichnet wurden.

Auch andere Frauen übernahmen Dienste in den frühen christlichen Gemeinden. Das Schreiben des römischen Senators Plinius an Kaiser Trajan in Rom aus dem Jahre 112 über die Christen der Gemeinde Bithyniens berichtet von zwei Frauen, die als *ministrae* bezeichnet wurden.[315] Sie wurden von den Römern gefoltert, um Informationen über die christlichen Gemeinden zu erhalten.[316] Die syrische Didascalia aus dem Jahre 230 berichtet von Diakoninnen. Sie sind Frauen, die der «hierarchischen Ordnung angehören […] Dienerinnen für die kirchlichen Angelegenheiten der Frauen»[317]. Begründet wird das Diakonat der Frau damit, dass der

309 Vgl. Zürcher Bibel 2007.

310 Novum Testamentum graece (Nestle-Aland): «Συνίστημι δὲ ὑμῖν Φοίβην τὴν ἀδελφὴν ἡμῶν, οὖσαν [καὶ] διάκονον τῆς ἐκκλησίας τῆς ἐν Κεγχρεαῖς.» (Röm 16,1)

311 Vgl. Reininger, Diakonat der Frau in der Einen Kirche, 66; Heine, Frauen der frühen Christenheit, 97.

312 Vgl. Schüssler-Fiorenza, Zu ihrem Gedächtnis, 232.

313 Vgl. Schüssler-Fiorenza, Zu ihrem Gedächtnis, 232, nimmt Bezug auf: Reicke, Art. prohistemi προίστημι, 703.

314 Reininger, Diakonat der Frau in der Einen Kirche, 1999, 65.

315 Jensen, Art. Diakonin/Diakonisse, 91.

316 Vgl. Jensen, Art. Diakonin/Diakonisse, 91, nimmt Bezug auf: Brief des Plinius d. J. an Kaiser Trajan, Buch 10, Brief 96, Vers 8.

317 Achelis/Flemming, Die ältesten Quellen des orientalischen Kirchenrechts, 84–85.

Heilige Geist im hebräischen Urtext weiblich ist.[318] Witwen, gottgeweihte Jungfrauen und Diakonissinnen standen im Dienst der Gemeinde und durch diese Funktion unter dem Schutz des byzantinischen Staates.[319] Die Diakoninnen unterrichteten Katechumenen, besuchten Kranke und legten ihnen für das Gebet die Hand auf und brachten die Kommunion.[320] Bei der Taufe von Frauen entkleideten sie die Taufbewerberinnen, salbten ihren nackten Körper mit Öl, führten sie in das Wasserbecken, tauchten sie und bekleideten sie mit dem weissen Gewand der Neugetauften. Der Bischof sprach nur die Taufformen und salbte die Stirn, die anderen Handlungen vollzogen die Diakoninnen.[321] Erwähnt werden Diakoninnen auch am Konzil von Nicäa im Jahre 325. Auf dem Konzil von Chalzedon des Jahres 451 wird das Mindestalter für Diakoninnen auf vierzig Jahre festgelegt.[322] An diesem Konzil wird auch beschlossen, das weibliche Diakonat als erstes kirchliches Amt mit der Verpflichtung zum Zölibat zu verknüpfen.[323] Die Initiation erfolgt durch Gebet und Handauflegung. Diakoninnen wirkten an grossen Kirchen wie der Hagia Sophia in Konstantinopel.[324] Kaiser Justinian (527–565) legte die Zahl der Diakoninnen der Hagia Sophia auf vierzig fest.[325] Der Bischof von Porto hatte bis ins 11. Jahrhundert die Erlaubnis vom Papst, Diakoninnen zu weihen.[326] Radegunde, die Ehefrau des fränkischen Königs Chlothar, verliess den Hof, um in Poitiers als Diakonin zu leben.[327] Nach den Untersuchungen des Liturgiewissenschaftlers Cipriano Vagaggini waren Diakoninnen geweihte Frauen, bevor es die Unterscheidung zwischen niedriger und höherer Weihestufe gab. Wie ein Bischof oder Presbyter erhielten sie eine heilige Weihe, die sie aber nicht zum Presbyterium befähigte.[328] Mit dem

318 Vgl. Didascalia II 26,6, 104: «Diaconissa vera in typum sancti spiritus honoretur a vobis», während «Diaconus autem in typum Christi adstat».

319 Vgl. Loretan, Laien im pastoralen Dienst, 227, nimmt Bezug auf: Corpus Iuris Civilis, Bd. 2: Codex Iustinianus I 3,53, 37.

320 Vgl. Jensen, Art. Diakonin/Diakonisse, 92, nimmt Bezug auf: Didascalia 16.

321 Vgl. Jensen, Art. Diakonin/Diakonisse, 92.

322 Vgl. Riedel-Spangenberger, Stellung der Frau in der Kirche, 132.

323 Vgl. Jensen, Art. Diakonin/Diakonisse, 92.

324 Vgl. Hainthaler, Diakonat der Frau.

325 Vgl. Jensen, Art. Diakonin/Diakonisse, 92.

326 Vgl. Patrologie Latina 139, 1621; 141, 1121; 143, 602 (online).

327 Vgl. Bitel, Women in Early Medieval Europe, 119.

328 Vgl. Vagaggini, Ordination of Women.

Rückgang der Erwachsenentaufe und der Etablierung einer Volkskirche, in der bereits Säuglinge getauft wurden, verloren die Diakoninnen ihre liturgische Funktion bei der Taufe.[329]

Theodor II., griechisch-orthodoxer Patriarch von Alexandrien, weihte im März 2017 sechs Frauen zu Diakoninnen.[330] Papst Franziskus liess das Diakonat der Frau im Jahre 2016 durch eine internationale Theologenkommission prüfen, die er im Mai 2019 mit neuen Mitgliedern formierte. Die Frage nach dem Diakonenamt der Frau ist auch eine Frage nach Amt und Funktion. Wurde das Diakonenamt als eine Weihe lange als Vorstufe der Priesterweihe gesehen, änderte sich das durch die Einführung des Ständigen Diakonats für verheiratete Männer. Das Diakonat wurde von einer Zwischenstufe zu einem ständigen Amt. Welche Funktion und Aufgaben die Diakoninnen haben werden, ist noch unbekannt. Die Gemeindeleitung und Organisation und Belebung des Gemeindelebens könnte eine Aufgabe sein für zukünftige Diakoninnen.[331]

1.4 Gemeindeleiterinnen des Amazonasgebietes

An der Amazonassynode, die Papst Franziskus für den 6.–27. Oktober 2019 in Rom einberief, wurde unter anderem darüber diskutiert, wie in den weitläufigen Gemeinden des Amazonasgebietes die Seelsorge aufrechterhalten werden kann.[332] Im nachsynodalen Schreiben *Querida Amazonia* würdigt Papst Franziskus die Gemeindeleiterinnen des Amazonasgebietes im Abschnitt «Die Kraft und die Gabe der Frauen» (QA 99–103). Der Text beschreibt christliche Gemeinden im Amazonasgebiet, die durch Frauen aufrechterhalten werden:

> «In Amazonien gibt es Gemeinschaften, die lange Zeit hindurch sich gehalten und den Glauben weitergegeben haben, ohne dass dort – manchmal jahrzehntelang – ein Priester vorbeigekommen wäre. Dies ist der Präsenz von starken und engagierten Frauen zu verdanken, die, gewiss berufen und angetrieben vom Heiligen Geist, tauften, Katechesen hielten, den Menschen das Beten beibrachten

329 Vgl. Jensen, Art. Diakonin/Diakonisse, 92.

330 Vgl. Ladouceur, Modern Orthodox Theology, 401.

331 Vgl. Reininger, Diakonat der Frau in der Einen Kirche, 654–674.

332 Vgl. Papst Franziskus, Querida Amazonia.

> und missionarisch wirkten. Jahrhundertelang hielten die Frauen die Kirche an diesen Orten mit bewundernswerter Hingabe und leidenschaftlichem Glauben aufrecht. Mit ihrem Zeugnis haben sie uns alle bei der Synode angerührt.» (QA 99)

Im Vorfeld der Synode wurde darüber diskutiert, ob sich durch die Synode etwas an der Dienst- und Ämterstruktur in der Kirche ändern wird. Papst Franziskus weist im Schreiben darauf hin, dass an den kulturellen Kontext angepasste Lösungen gefunden werden müssen:

> «Die Inkulturation muss sich auch auf konkret erfahrbare Weise in den kirchlichen Organisationsformen und in den kirchlichen Ämtern entwickeln und widerspiegeln. Wenn Spiritualität inkulturiert wird, wenn Heiligkeit inkulturiert wird, wenn das Evangelium selbst inkulturiert wird, können wir nicht umhin, auch hinsichtlich der Art und Weise, wie kirchliche Dienste strukturiert und gelebt werden, an Inkulturation zu denken.» (QA 85)

Es ist eine Aufforderung, regionale Lösungen für pastorale Herausforderungen zu suchen. Ob in Amazonien oder in der Schweiz, es braucht Lösungen, um die Kirche vor Ort aufrechtzuerhalten, die an die kulturellen Bedingungen vor Ort angepasst sind.

Papst Franziskus spricht sich dagegen aus, Frauen zur Weihe zuzulassen und sie so funktionell einzugliedern, mit der Begründung: Das «würde uns auf eine Klerikalisierung der Frauen hinlenken und den großen Wert dessen, was sie schon gegeben haben, schmälern als auch auf subtile Weise zu einer Verarmung ihres unverzichtbaren Beitrags führen» (QA 100). Als weibliches Vorbild wird auf Maria verwiesen (QA 101); im spezifisch Weiblichen liege ein spezifischer Auftrag: «Die Frauen leisten ihren Beitrag zur Kirche auf ihre eigene Weise und indem sie die Kraft und Zärtlichkeit der Mutter Maria weitergeben. Auf diese Weise bleiben wir nicht bei einem funktionalen Ansatz stehen, sondern treten ein in die innere Struktur der Kirche.» (QA 101) Die spezifische Macht der Frauen sei, die Gemeinschaften aufrechtzuerhalten und zu bewahren, denn ohne die Frauen würden sie zusammenbrechen (QA 101). Es bestehe eine Dringlichkeit, Orte für dieses spezifisch Weibliche zu schaffen: «Die gegenwärtige Situation verlangt, dass wir das Entstehen anderer spezifisch weiblicher Dienste und Charismen anregen, die auf die besonderen Bedürfnisse der Amazonasvölker in diesem Moment der Geschichte reagieren.» (QA 102)

In synodalen Strukturen sieht der Papst Möglichkeiten für die Einflussnahme von Frauen: «In einer synodalen Kirche sollten die Frauen, die in der Tat eine zentrale Rolle in den Amazonasgemeinden spielen, Zugang zu Aufgaben und kirchlichen Diensten haben, die nicht die heiligen Weihen erfordern und es ihnen ermöglichen, ihren eigenen Platz besser zum Ausdruck zu bringen.» (QA 103) Durch einen Dienst, der auf «Dauerhaftigkeit, öffentliche Anerkennung und eine Beauftragung durch den Bischof» (QA 103) ausgelegt ist, sollen Bedingungen geschaffen werden, damit Frauen auf die Strukturen Einfluss nehmen können: damit «Frauen einen echten und effektiven Einfluss in der Organisation, bei den wichtigsten Entscheidungen und bei der Leitung von Gemeinschaften haben, ohne dabei jedoch ihren eigenen weiblichen Stil aufzugeben» (QA 103).

An der Amazonassynode wurde über die Möglichkeit der Diakonenweihe von Frauen abgestimmt. Die Vorlage wurde mit 137 Ja- und 30 Nein-Stimmen angenommen.[333] Zwar stimmte die Mehrheit der versammelten Priester für die Diakonenweihe von Frauen, doch im nachsynodalen Schreiben spricht sich Papst Franziskus nicht dafür aus.

1.5 Handlungsimpuls: Frauen als Repräsentantinnen der Kirche

Apostelinnen waren wichtig in der frühen Kirche. Sie verbreiteten den neuen Glauben unter den Menschen. Der Soziologe Max Weber stellte die These auf, dass Frauen zu Beginn bei der Etablierung und Missionierung einer Religion wichtige Positionen und Aufgaben übernahmen. Mit dem zunehmenden Einfluss der Glaubensgemeinschaft und der grösseren Macht, die dadurch entsteht, wurden Frauen immer mehr zurückgedrängt.[334] Mit dem zunehmenden Verlust der gesellschaftlichen Macht der Kirche ändert sich auch die Stellung der Frauen der Kirche. Oft sind sie es, die eine christliche Gemeinde aufrechterhalten, wie sich am Beispiel der Gemeindeleiterinnen des Amazonasgebietes zeigt.

Frauen in der Kirchenleitung schaffen neue Vorbilder für Frauen. Die Signalwirkung von Frauen in Leitungspositionen der Kirche für andere Frauen ist gross. Doch dafür braucht es Frauen, die sich zutrauen,

333 Vgl. kath.ch, Amazonas-Synode: verheiratete Priester in Ausnahmefällen, 27.10.2019.

334 Vgl. Weber, Wirtschaft und Gesellschaft, 297–298.

Verantwortung zu übernehmen, und es braucht Verantwortliche, die Frauen diese Aufgaben zutrauen.

Charles Morerod, Bischof des Bistums Lausanne-Genf-Freiburg, setze am 1. August 2020 Marianne Pohl-Henzen als bischöfliche Delegierte für die Bistumsregion Deutschfreiburg ein.[335] Auch im Bistum Basel wirken Frauen in der Bistumsregionsleitung. Erstmals wurde 2002 eine Frau vom Bischof als Regionalverantwortliche eingesetzt. Auch die Leitung einer Kongregation der römischen Kurie durch Laien und somit auch durch Frauen sieht Kardinal Marx als Möglichkeit an. Da der Jurisdiktionsträger der Papst ist, übernehmen Leitungspersonen der Kurie nur «delegierte Jurisdiktion»[336]. Anteil an der Jurisdiktion nehmen auch Kirchenrichterinnen wie die Diözesanrichterin und Ordinariatskanzlerin Elisabeth Kandler-Mayr der Erzdiözese Salzburg oder Elfriede Glaubitz, Kirchenrichterin in Köln. Sie entscheiden zusammen mit anderen Richtern. Papst Franziskus schreibt in *Evangelii gaudium*: «Ich sehe mit Freude, wie viele Frauen pastorale Verantwortungen gemeinsam mit den Priestern ausüben, ihren Beitrag zur Begleitung von Einzelnen, von Familien oder Gruppen leisten und neue Anstöße zur theologischen Reflexion geben. Doch müssen die Räume für eine wirksamere weibliche Gegenwart in der Kirche noch erweitert werden.»[337] Die Präsenz von Frauen soll gefördert werden «an den verschiedenen Stellen, wo die wichtigen Entscheidungen getroffen werden, in der Kirche ebenso wie in den sozialen Strukturen»[338]. Viele Ämter in der Kirche setzen eine Weihe voraus; sie ist eine Voraussetzung, um in der kirchlichen Hierarchie aufzusteigen. Doch es kann nach Papst Franziskus «Anlass zu besonderen Konflikten geben, wenn die sakramentale Vollmacht zu sehr mit der Macht verwechselt wird»[339].

Weltweit startet die Weltkirche einen synodalen Prozess der Erneuerung. Mehr Demokratie heisst auch mehr Mitspracherecht für Frauen. Die staatskirchenrechtlichen Strukturen der kantonalen katholischen Landeskirchen der Schweiz, die synodal aufgebaut sind, unterscheiden

335 Vgl. zum Folgenden: Scherrer, Die neue «Bischofsvikarin», 03.08.2020; Rauch, Sogar die «New York Times» interessiert sich für die Bischofsvikarin, 31.12.2020.

336 Orth/Resing, Gespräch mit dem DBK-Vorsitzenden Kardinal Reinhard Marx, 21.

337 Papst Franziskus, Evangelii gaudium, Abs. 103.

338 Papst Franziskus, Evangelii gaudium, Abs. 103.

339 Papst Franziskus, Evangelii gaudium, Abs. 104.

nicht zwischen Männern und Frauen. Verschiedene Ämter auf verschiedenen Hierarchiestufen werden von Frauen übernommen. Die Kirchgemeinden wie die Kantonalkirchen werden auch von Frauen geleitet. Der Zusammenschluss der römisch-katholischen Landeskirchen, die Römisch-Katholische Zentralkonferenz der Schweiz, wurde erstmals im Jahre 2003 von einer Frau geleitet.[340]

In der aktuellen Kirchenkrise werden Frauen oft als Krisenmanagerinnen herangezogen. Andrea Qualbrink stellt in ihrer Untersuchung *Frauen in kirchlichen Leitungspositionen* fest, dass Ordinariatsmitarbeiterinnen mit Dossiers der Thematik der Prävention gegen sexuelle Gewalt beauftragt wurden, weil der Generalvikar bestimmte, dafür brauche es eine Frau.[341] Nach Gabriele Linder entwickeln Frauen soziale Kompetenzen wegen ihrer geschlechtsspezifischen Sozialisation als Frau: «Frauen zeichnen sich häufig durch ihre Fähigkeit aus, die Beziehungsebene wahrzunehmen, anzusprechen und für Klärung zu sorgen, die Verbindlichkeit schafft.»[342] Diese Eigenschaften sind nach Gabriele Linder besonders wertvoll in der Leitung, weil es darum geht, Personen zu koordinieren, zu fördern und zu motivieren. Cornelia Kricheldorff befragte Personen in Leitungspositionen von Caritasverbänden in Deutschland und stellte einen Geschlechtsunterschied beim Umgang mit eigenen Grenzen fest: «Der Wille, eigene Defizite zu erkennen und an ihnen zu arbeiten, wird als eine Eigenschaft thematisiert, die man bei Frauen eher antreffe als bei Männern.»[343]

Frauen, die innerhalb der Kirche eine gewisse Karriere gemacht haben, stehen unter Druck, sich als Frau beweisen und bewähren zu müssen. Je mehr Frauen in verantwortlichen Positionen in der Kirche wirken, desto weniger würde ihre Geschlechtszugehörigkeit im Fokus stehen und umso mehr ihre individuelle persönliche Leistung.

In der heutigen Zeit verliert die Kirche an weltlicher Macht. Der Glaube wird Privatsache und die Kirche verliert an politischem Einfluss. Die in dieser Studie befragten Gemeindeleiterinnen suchten diese Position nicht, um politischen Einfluss in ihrer Gemeinde zu erhalten, sondern sie übernahmen die Aufgabe, um Seelsorge vor Ort zu ermöglichen. Es ist diese diakonische und missionarische Ausrichtung, die das Chris-

340 Vgl. Pesenti, Höchste Schweizer Katholikin, 22.06.2020.

341 Vgl. Qualbrink, Frauen in Kirchlichen Leitungspositionen, 429.

342 Lindner, Die Chance des anderen, 167.

343 Kricheldorff, Frauen in Führungspositionen, 47.

tentum in der heutigen Zeit braucht, um sich auf seine Grundwerte zu besinnen. Der zunehmende Verlust von Macht und Einfluss der katholischen Kirche in Europa birgt die Chance, sich auf das Evangelium zu besinnen und die Nächstenliebe als Grundoption des Handelns zu sehen. Gemeindeleiterinnen können Vorbilder des Glaubens sein und als Apostelinnen und Missionarinnen den Glauben verbreiten. Dabei ist es entscheidend, dass sie ein authentisches Glaubenszeugnis geben und zusammen mit den Menschen ihrer Gemeinde unterwegs sind und sie in ihren Lebens- und Glaubensfragen begleiten. Dafür brauchen sie ein strukturelles Amt in der Kirche, um die Kirche per Amt in der Gesellschaft vertreten zu können.

2. Die unsichere Stellung der Gemeindeleitung

Die empirischen Ergebnisse zeigen, dass die Befragten die Aufgaben der Gemeindeleitung als positiv erlebten, da sie mit Freude eine Pfarrei gestalten, Menschen in verschiedenen Lebenslagen begleiten und gern zusammen mit Freiwilligen und Mitarbeitenden Projekte planen und umzusetzen. Als schwierig erlebten sie, dass sie sich als Frau öfter erklären mussten. Dies erlebten sie auch als eine Form des Zwangs, sich zu legitimieren. Auch empfanden sie ihre Stellung oft als unsicher. Denn sie wussten nicht, ob sie Befugnisse wie Entscheidungskompetenzen, Predigtbefugnisse oder ausserordentliche Tauferlaubnisse verlieren würden, wenn ein neuer priesterlicher Mitarbeiter oder Pfarradministrator eingesetzt würde oder es zu einem Bischofswechsel kommt. In Interessenkonflikten nichts gegen die kirchlichen Strukturen und das Vetorecht des Priesters machen zu können, empfanden manche als Ohnmacht. Oft zögerten die Befragten, eine Gemeindeleitung anzustreben. Das Vertrauen, einen kirchlichen Dienst anzustreben und eine Leitungsposition zu übernehmen, musste bei einigen erst durch positive Erfahrungen wachsen. Die Vorstellung, nur als Lückenbüsserin eingesetzt zu werden, und die diskriminierende Stellung der Frauen in der momentanen Kirche schreckt Frauen davon ab, in den kirchlichen Dienst zu treten. Die Frauen in der Gemeindeleitung arbeiten in unsicheren Strukturen und unter den Vorgaben der vorgesetzten Priester. Dies machen nicht alle Theologinnen mit, aus ihrem Selbstverständnis als mündige und gleichberechtigte Christinnen. Das führt dazu, dass einige kritische Theologinnen sich bewusst gegen den kirchli-

chen Dienst entscheiden. Die hier befragten Frauen arbeiteten trotz der unsicheren Stellung als Frauen in der Kirche. Ihre Position in der Leitung blieb jedoch oft unklar und anfechtbar. Die befragten Frauen sagten oft, sie würden heute nicht mehr katholische Theologie studieren, nicht wegen der Studieninhalte, sondern wegen der beruflichen Möglichkeiten. Dies ist eine Anfrage an die kirchlichen Strukturen und den Umgang von Priestern mit Frauen. Wenn ein Studium der katholischen Theologie und die Berufsaussichten für Frauen in der Kirche nicht attraktiv sind, bedeutet dies, dass Strukturen geschaffen werden müssen, die dies ändern. Gleichberechtigung und die Möglichkeiten für Frauen, in der Kirche ihre Charismen zu leben, müssen erweitert werden.

Die Frauen selbst empfanden ihr Geschlecht für ihre Aufgabe oft als wenig relevant. Es sei mehr eine Frage der Weihezugänge als des Geschlechts. Nicht geweihte Männer sind ebenso in der Ausführung der Gemeindeleitung eingeschränkt wie Frauen. In der empirischen Studie hat sich gezeigt, dass die Gemeindeleiterinnen ihren Platz in den kirchlichen Strukturen oft suchen müssen. Ihre Stellung ist oft unklar, und innerhalb ihres Teams von Mitarbeitenden müssen sie auch oft ihre Stellung erklären, sich postieren und für sich einstehen. Auch gegenüber den Gemeindemitgliedern ist ihre Funktion oft unklar. Zu Beginn wurden Pastoralassistentinnen oder -assistenten in vakanten Vikarstellen eingesetzt. Als der Priestermangel zunahm, wurden auch vakante Pfarrstellen durch Pastoralassistentinnen oder -assistenten besetzt, die dadurch zu Gemeindeleiterinnen oder -leitern wurden.[344] Der Konzilstheologe Karl Rahner befasste sich bereits 1977 mit der Frage, wie mit der Situation der Pastoralassistenten in Leitungsfunktion umzugehen ist. Er schlug vor, Pastoralassistenten in Leitungsfunktionen zu weihen, mit der Begründung: «Ist die Funktion eines Pastoralassistenten faktisch die eines Gemeindeleiters, dann sollte er die Priesterweihe erhalten, weil die Trennung zwischen der Funktion des Gemeindeleiters und der Funktion des Eucharistievorstehers wesenswidrig ist.»[345] Karl Rahner vergleicht Pastoralassistenten mit einem jungen Priester, «der an sich die Sündenvergebungsgewalt hat, aber sie nicht ausüben kann»,[346] da er noch über keine Jurisdiktion verfügt. Der damalige Bischof Kurt Koch schlug 1997 vor,

344 Vgl. Kasper, Der Leitungsdienst in der Gemeinde. Referat 4.

345 Rahner, Pastorale Dienste und Gemeindeleitung, 742.

346 Rahner, Pastorale Dienste und Gemeindeleitung, 739.

«dass diejenigen Gemeindeleiter, die de facto sakramentale Vollmachten wahrnehmen, auch sakramental ordiniert, also geweiht werden»[347].

Die Schweizer Bischofskonferenz erinnert daran, dass der «Vorsitz bei der Eucharistiefeier untrennbar mit dem Leitungsdienst des Weiheamtes verbunden ist»[348]. In persona Christi handelt der Priester, während er im Eucharistischen Hochgebet die Wandlungsworte spricht.[349] Durch die Weihe ist er befähigt zum Handeln in persona Christi capitis.[350] Als Haupt (lat. *caput*) steht er der Gemeinde vor und leitet sie in persona Christi, bis zu dessen Wiederkunft. Die Instruktion *Redemptionis Sacramentum*[351] der Kongregation für den Gottesdienst und die Sakramentenordnung proklamiert, dass der Priester in der Eucharistie befähigt ist, für die ganze Gemeinde zu sprechen: «Überdies werden die Gebete, die der Priester, in der Rolle Christi an der Spitze der Gemeinde stehend, an Gott richtet, im Namen des ganzen heiligen Volkes und aller Umstehenden gesprochen.» (SC 33). Aufgabe der Priester sei es nach dem II. Vatikanum, das Volk zu leiten: «Der Amtspriester nämlich bildet kraft seiner heiligen Gewalt, die er innehat, das priesterliche Volk heran und leitet es; er vollzieht in der Person Christi das eucharistische Opfer und bringt es im Namen des ganzen Volkes Gott dar.» (LG 10) Nach Kardinal Kasper baut sich die Kirche von der Eucharistie her auf: «Denn die Kirche ist gerade nicht die Summe von in sich autonomen Pfarreien, sondern ein Glaubensnetz von Eucharistiegemeinschaften, und sie wird immer wieder am Tiefsten vereint durch den einen Leib Christi, den alle Glieder der Kirche empfangen und zugleich bilden. Die Kirche ist folglich nur das Volk Gottes, wenn sie es vom Leib Christi her ist.»[352]

Nach Kardinal Kasper befinden wir uns in einem schmerzhaften Sterbeprozess der Gestalt priesterlichen Leitungsdienstes.[353] Während früher ideologische Fragen im Vordergrund standen, geht es nun immer

347 Zitiert in: Hofer M., Ausserordentliche Taufvollmacht, 263.

348 Schweizer Bischofskonferenz, Beauftragte Laien, 10.

349 Vgl. II. Vatikanisches Konzil: Die Konstitution über die heilige Liturgie *Sacrosanctum Concilium*, Nr. 33.

350 Vgl. Schweizer Bischofskonferenz, Beauftragte Laien, 18.

351 Vgl. Kongregation für den Gottesdienst und die Sakramentenordnung: Instruktion *Redemptionis Sacramentum*.

352 Koch, Ekklesiologische und staatskirchenrechtliche Fragestellungen im Bistum Basel, 9.

353 Vgl. Kasper, Der Leitungsdienst in der Gemeinde. Referat, 4.

mehr darum, pragmatische Lösungen zu finden. Zurzeit leiten Pastoralassistenten «offen und unmissverständlich teils de iure, unter der nur formellen und vorgetäuschten Aufsicht eines Telefon-Priesters»[354] eine Pfarrei. Für Friedrich Casutt von Batemberg gibt es folgende Lösungsansätze: «generell die Verehelichung zu gestatten, geeignete Frauen zu Diakoninnen zu weihen, viri probati zu Priestern zu weihen, den Priesterstand zu reformieren oder ein duales System von verheirateten und zölibatär lebenden Priestern zu etablieren»[355]. Der Pastoraltheologe Rainer Bucher benennt die Situation als Gemeindeleitungsdilemma[356], bei dem entweder die Zulassungsbedingungen zum Priestertum beibehalten werden. Dies führt aber dazu, dass sich die Rolle der verbleibenden Priester ändert, da immer weniger für grössere Einheiten zuständig sind. Die andere Option wäre, die Zulassungsbedingungen zum geweihten Priestertum zu ändern. Dadurch könnten die Strukturen der Pfarreien aufrechterhalten werden. Dies würde aber bedeuten: «massiver Wandel in der bisherigen Tradition und vor allem der Selbst- und Fremdwahrnehmung der katholischen Kirche»[357]. Laut Rainer Bucher ist die Gemeindeleitung die «letzte Bastion (des) priesterlichen Berufsmonopols auf Basisebene»[358]. Während in der Caritas, im Bildungsbereich und in der Kategorialseelsorge längst ein Prozess der «Entklerikalisierung, meist der Professionalisierung pastoraler Berufe»[359] stattgefunden hat, bleibt die Funktion des Pfarrers die letzte Bastion der Priester. Pfarrer und Priester werden im Volksmund oft synonym verwendet. Die Funktion des Pfarrers ist identitätsstiftend für Priester. Doch die «Zwangs-Verpfarrung»[360] entspreche nicht jedem Priester, sagt Arnd Bünker, Leiter des Schweizerischen Pastoralsoziologischen Instituts (SPI). Manche Priester leben ihre Berufung und ihr Charisma lieber als Lehrer, Wissenschaftler oder Erzieher.

Oft werden Gemeindeleiterinnen als Übergangslösung eingesetzt. Ihre Position ist unsicher, auch weil sie darauf angewiesen sind, dass ein geweihter Amtsträger Aufgaben an sie delegiert. Frauen sind, da sie nicht ordiniert sind und somit auch nicht Teil der Amtskirche, innerhalb der

354 Casutt von Batemberg, Rechtsstatus des Laien, 203–208, 291.
355 Casutt von Batemberg, Rechtsstatus des Laien, 290–291.
356 Vgl. Bucher R., Der lange Weg, 138.
357 Bucher R., Der lange Weg, 138.
358 Bucher R., Der lange Weg, 140.
359 Bucher R., Der lange Weg, 140.
360 Bünker, Priester minus Pfarrer?!, 240.

kirchlichen Strukturen abhängig von einem Priester oder Bischof. Auch wenn sie hauptamtlich Aufgaben in der Kirche übernehmen, bleiben sie Laien. Diese Ortlosigkeit betrifft nicht nur Frauen, sondern hauptamtlich wirkende Laien in der Kirche im Allgemeinen. Die Institutio, die 1979 eingeführt wurde,[361] entstand aus dem Bedürfnis, Laien in die Strukturen der deutschschweizerischen Diözesen einzubinden. Durch die Institutio entstand eine gegenseitige, verpflichtende Bindung zwischen dem Bistum und der Pastoralassistentin oder dem Pastoralassistenten im Dienst des Bistums.

Am Beispiel der Gemeindeleiterinnen zeigt sich die unsichere Position von Frauen aufgrund ihrer strukturellen Ortlosigkeit besonders. Ihre Funktion übernehmen sie meist ad interim, wenn wegen Priestermangels eine Pfarrstelle nicht besetzt werden kann. Frauen in der Position der Gemeindeleiterin ad interim können jedoch nicht alle anfallenden Aufgaben erfüllen. Sie übernehmen einen Dienst, meist ohne alle Kompetenzen zu erhalten, diesen Dienst zu erfüllen. Sie sind durch den Ausschluss von der Priesterweihe in ihrem Handeln eingeschränkt, gewisse liturgische Handlungen zu vollziehen. Ausnahmen werden Frauen nur gewährt bei Delegationen durch einen Amtsträger.

Da sie in der Spendung von Sakramenten eingeschränkt sind, übernehmen Gemeindeleiterinnen oft sozial-diakonische Aufgaben des Gemeindeaufbaus. Ihre Ortlosigkeit in der Kirche verbindet sie mit verschiedenen Gruppen. Sie werden zum Bindeglied zwischen Frauen und Männern in der Gemeinde und Kirchenvertretern, weil sie zwischen ihnen stehen. Als Brückenbauerinnen ermöglichten sie den Aufbau von Beziehungen durch die Kommunikation zwischen verschiedenen Gruppen.

Schwierig wird es, wenn Gemeindeleiterinnen in ihrer Position angezweifelt werden. Dann haben sie keine Sicherheit, keine Stellung, auf die sie sich beziehen können. Gegenüber strukturellen Veränderungen, zum Beispiel wenn sie von Gemeindeleiterinnen zu Pfarreibeauftragten oder Pastoralassistentinnen zurückgestuft werden und dadurch Kompetenzen verlieren, sind sie oft machtlos. Denn der Entscheid zu strukturellen Veränderungen kommt vom Bistum; Laien haben eine beratende Funktion, aber die Entscheidungskompetenz liegt beim Bischof.

361 Vgl. Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz, Richtlinien.

Die Gemeindeleiterinnen sind Quasipfarrer,[362] ohne Pfarrer zu sein. Dadurch lässt sich auch rekonstruieren, was für verschiedene Rollen die Pfarrerrolle alles beinhaltet. Welche sozialen Rollen und Funktionen, die nicht an das sakramentale Priestertum gebunden sind, übernehmen die Gemeindeleiterinnen? Die empirischen Erkenntnisse dieser Studie zeigen, dass Leitung nicht nur eine Machtfrage ist, sondern vielmehr eine der Verantwortung und des Vertrauens.

2.1 Gemeindeleitung durch Laien weltweit

Die Situation in der Schweiz, in der Gemeindeleiterinnen Theologie studiert, eine berufsspezifische Ausbildung absolviert und eine professionelle Anstellung mit einer finanziellen Vergütung erhalten haben, ist weltweit eine Ausnahme. Weltweit übernehmen Frauen und Männer aus der Gemeinde meist freiwillig die Organisation der Gemeinde.

In Indien übernehmen sogenannte Katechisten Verantwortung in priesterlosen Pfarreien. 75 % der Katechisten leiten «liturgische oder paraliturgische Feiern»[363]. Sie taufen regelmässig und übernehmen die Vorbereitung auf die Sakramente der Erstkommunion, Firmung und Ehe. Frauen wie Männer wirken in der Funktion des Katechisten. Alex Vadakumthala, Bischof von Kannur (Indien), deutet das Einbeziehen der Frauen in die Seelsorge als positive Entwicklung und als «Verwirklichung der kirchlichen Ideale der menschlichen Würde, der Gleichheit der menschlichen Natur»[364].

Bischof Malulas des Erzbistums Kinshasa, der am II. Vatikanischen Konzil teilnahm, wollte eine afrikanischere Kirche gestalten, in der Laien mehr Verantwortung tragen.[365] In den 1990er-Jahren in Taiwan übertrugen die Patres von Immensee die Gemeindeorganisation in den von ihnen betreuten Pfarreien weitgehend an Laien.[366] Während die Missionare von Gemeinde zu Gemeinde zogen, leisteten die Einheimischen die alltägliche

362 Vgl. Pastoralplanungskommission der Schweizer Bischofskonferenz: Seelsorgeberufe, 11.

363 Vadakumthala, Bedeutung der «Leitung der Pfarrgemeinde» durch Laien, 256.

364 Vadakumthala, Bedeutung der «Leitung der Pfarrgemeinde» durch Laien, 257.

365 Vgl. Bertsch, Laien als Gemeindeleiter.

366 Vgl. Fischer B., Neue Dienste in der katholischen Kirche Taiwans.

Seelsorge am Ort. Laien in der Gemeindeleitung erhielten durch diese Stellung Einfluss und Status in der Gemeinschaft. Auch Frauen waren freiwillige Laienapostel. Die Laienapostel kannten die Mentalitäten und die Sprache der Menschen vor Ort und leisteten wichtige Übersetzungsarbeit.

Im australischen Outback reisen Priester Hunderte von Kilometern, um jeden Sonntag drei bis fünf Messen in verschiedenen Gemeinden zu feiern. Die meist ausländischen Priester sind sonntags nur für kurze Zeit vor Ort, bis sie zur nächsten Messe aufbrechen müssen. Die Seelsorge vor Ort und die Gemeindeorganisation leisten meist Frauen. Zunächst wurden dafür in weiträumigen ländlichen Gebieten Ordensfrauen eingesetzt. Was als Reaktion auf konkrete Krisensituationen entstand, entwickelte sich zu einer «dauerhaften Einrichtung im Leben vieler ländlichen Diözesen»[367]. Die Ordensfrauen leiteten eine Pfarrei oder übernahmen die Verantwortung für einen Zusammenschluss von Pfarreien. Da die Zahl der Ordensmitglieder in Australien stetig abnahm, übernahmen immer mehr Freiwillige, meist Frauen aus der Gemeinde, die Gemeindeorganisation und leisteten dabei auch Seelsorge, ohne dafür ausgebildet zu sein. Bei Personen, die seelsorgerliche Aufgaben als Freiwillige übernehmen, kann es auch zu einer Überforderung kommen, da sie nicht genügend ausgebildet sind, um diese Aufgaben zu erfüllen.[368]

Frauen, die in Österreich und Deutschland Leitung übernehmen, tun dies oft unbezahlt im Ehrenamt.[369] Frauen engagieren sich oft in der Leitung von Freiwilligengruppen. Solche Dienste haben kaum eine repräsentative Funktion in der Gemeinde und in der Wahrnehmung sind sie ohne Entscheidungskompetenz, darum bleiben sie weitgehend unsichtbar.[370] Als im Februar 2018 mit Bärbel Bloching in Deutschland die erste Gemeindeleiterin ernannt wurde, war dies ein solches Ereignis, dass sie ein Grusswort von Claudia Roth, der Vizepräsidentin des Deutschen Bundestags, erhielt.[371] Nach dem Kirchenrechtler Heribert Hallermann werden in Deutschland mehr Pastoralreferenten als Gemeindereferenten in der Funktion des Pfarreibeauftragten eingesetzt (im Rahmen von

367 Raonson, Das Aufkommen von Gemeindeleitung durch Laien, 204.

368 Vgl. Hughes, Organization of Leadership in rural Parishes.

369 Vgl. Führen im Ehrenamt – FrauenPerspektiven, Fachtagung; Kricheldorff, Frauen in Führungspositionen; Schell, Zwischen Lust und Frust.

370 Vgl. Schell, Zwischen Lust und Frust, 93.

371 Vgl. St. Johann Baptist – Affaltrach, Bärbel Bloching zur Gemeindeleiterin ernannt, 15.02.2018.

can. 517 § 2 CIC/83). Das bewirkt nach Hallermann, dass Pastoralreferenten als Berufsgruppe eher «als Ersatz für fehlende Priester wahrgenommen werden»[372]. Ob Gemeindeleitung ein Ehrenamt oder eine Profession ist, hängt auch von den finanziellen Gegebenheiten und dem Ausbildungsstatus der eingesetzten Personen ab.

Die Beteiligung von Laien an der Gemeindeleitung in Deutschland ist noch wenig erforscht. Das Internetportal Katholisch.de hat bei allen 27 Deutschen Bistümern nachgefragt, wie in ihren Bistümern Laien an der Leitung der Pfarrei beteiligt sind.[373] Dies wird sehr unterschiedlich gehandhabt:

Im Bistum Aachen gibt es drei Modelle, seit 1993 das Modell der Beteiligung von Laien an der Hirtenseelsorge der Pfarrei nach can. 517 § 2. Zum Zeitpunkt der Befragung (der Artikel wurde am 20.06.2018 publiziert) wurde es in vier Pfarreien praktiziert. In diesen Pfarreien leitet ein Team von drei bis fünf Ehrenamtlichen die Pfarrei, unter der Leitung eines moderierenden Priesters. Die Ehrenamtlichen erhalten für die Aufgabe der Parteileitung eine Beauftragung vom Bischof. Das zweite Aachener Modell nennt sich «Gemeindeleitung in Gemeinschaft». Es existiert seit dem Jahre 1998 und wurde 2018 in sechs Pfarreien angewendet. In diesem Modell ist der kanonisch eingesetzte Pfarrer Teil eines Leitungsteams, das aus ihm und beauftragten Ehrenamtlichen besteht. Das dritte Aachener Modell besteht in der Möglichkeit der Leitung mit Verantwortlichen. 2018 wurde es in sechs Gemeinden angewendet. Ehramtliche wirken als Verantwortliche in der Leitung von meist kleinen Pfarreien oder Kapellengemeinden. Sie arbeiten mit hauptberuflichen pastoralen Mitarbeitenden zusammen. Neben diesen Modellen sind weitere angedacht und erprobt.[374]

Das Bistum Augsburg führte Stellen für Verwaltungsleiter von Pfarreien ein. 2018 waren 37 Verwaltungsleiter im Einsatz. Einen ähnlichen Weg schlug das Bistum Passau ein. 2018 begann es Verwaltungszentren einzurichten, mit Übergabe der Verwaltung von Pfarreien an ein fünfköpfiges Team von hauptamtlichen Laien. Nach Plan sollten bis 2019 18 Verwaltungszentren eingerichtet sein, der Professionalisierung des Verwal-

372 Hallermann, Art. Pastoralreferent(in).

373 Vgl. für Folgendes: Katholisch.de hat alle 27 deutschen Bistümer befragt, 20.06.2018.

374 Vgl. Bistum Aachen, Bischöfliches Generalvikariat Hauptabteilung Pastoral / Schule / Bildung, Berufen zur Verantwortung. Richtlinien.

tungsapparates dienen und der Entlastung des Pfarrers, damit er vermehrt seelsorgerische Aufgaben übernehmen kann.[375]

Im Bistum Rottenburg-Stuttgart gibt es seit fünfzig Jahren das Rottenburger Modell[376] für die Pfarreileitung. Jede Pfarrei des Bistums wird vom den Kirchgemeinderat und vom Pfarrer geleitet, die zusammen entscheidungsbefugt sind. In vier Pfarreien leiten hauptamtliche Laien als Pfarreibeauftragte. Sie verfügen über Stimmrecht im Kirchgemeinderat und im Verwaltungsausschuss.[377] Ein Priester wird als Dienstvorgesetzter für die Pfarreibeauftragten bestimmt.

In den meisten Deutschen Bistümern werden Pfarreien von Pfarrern geleitet. Modelle der Beteiligung von ehrenamtlichen Laien an der Leitung werden angedacht, auch im Zuge des Prozesses der Erarbeitung von Konzepten für grössere pastorale Räume. Ziel einer zukünftigen Studie könnte es sein, die Konzepte der 27 Bistümer auf die Beteiligung von Laien in der Pfarreileitung zu untersuchen. Zurzeit befinden sie sich noch in der Planungsphase.

In ländlichen Gegenden übernehmen Laien, insbesondere Frauen, eine wichtige Rolle, um das Gemeindeleben im Ort zu erhalten. Frauen weltweit halten durch ihr freiwilliges persönliches Engagement die Kirche vor Ort am Leben. Die in dieser Studie befragten Gemeindeleiterinnen, die kurz vor ihrer Pensionierung standen, wünschten sich vor allem, dass ihre Pfarrei weiterlebt, auch wenn sie nicht mehr da sind; dass das Pfarreileben, das sie aufgebaut haben, weitergeht. Dass die Kirche vor Ort weiterlebt, ist ihnen ein persönliches Anliegen. Die Gemeindeleitung durch Laien dient oft dazu, das christliche Zusammenleben im Ort zu organisieren und aufrechtzuerhalten.

2.2 Gemeindeentwicklung und Gemeindeleitung

Nach der Wiener Pastoraltheologin Regina Polak besteht die Krise der Gemeinde nicht im Priestermangel, «sondern im Mangel an lebendigen, selbstständigen Gemeinden. Gemeindeentwicklung ist also der Schlüssel

375 Vgl. Katholisch.de hat alle 27 deutschen Bistümer befragt.

376 Vgl. Fürst, Das Rottenburger Modell.

377 Vgl. Katholisch.de hat alle 27 deutschen Bistümer befragt.

zur Lösung der Kirchenkrise.»[378] Bei der Frage der Gemeindeentwicklung spielt auch die Frage der Gemeindeleitung eine Rolle, wie sich an der Diskussion um die Instruktion *Die pastorale Umkehr der Pfarrgemeinde im Dienst an der missionarischen Sendung der Kirche*[379] zeigt. Diese Instruktion, von der Kleruskongregation veröffentlicht und von Papst Franziskus unterzeichnet, löste im Jahre 2021 eine Debatte zur Gemeindeleitung durch Laien aus. Der erste Kirchenvertreter, der sich öffentlich kritisch zur Instruktion äusserte, war der Generalvikar der Region Zürich und Glarus, Josef Annen.[380] Er sprach sich für die Beteiligung der Laien an der Leitung einer Pfarrei aus, mit, gemäss Barbara Ludwig, der Begründung: «Eine ortsnahe Pastoral ist ohne die Mitwirkung von Laien in Leitungspositionen nicht möglich, […] denn nicht alle Priester hätten die Gabe zu leiten und zu führen.»[381] Er kritisierte die fehlende Wertschätzung der Instruktion gegenüber mitarbeitenden Laien. Auch der Bischof des Bistums Basels, Felix Gmür, veröffentlichte einen offenen Brief. Darin kritisierte er an der Instruktion: «Dass die Pfarrei so sehr auf den Pfarrer zentriert gesehen wird, entspricht nicht unserer Wirklichkeit und ist obendrein theologisch defizitär und klerikalistisch verengt. Denn ‹der grundlegende Bezugspunkt für die Pfarrgemeinde› (Nr. 62) ist nicht der Pfarrer, sondern der gekreuzigte und auferstandene Jesus Christus.»[382] Man wolle besonnen weitergehen, auch im Vertrauen auf Gottes Wirken und den Heiligen Geist.[383] Der österreichische Pastoraltheologe Paul M. Zulehner sieht die Priesterzentrierung und gleichzeitig die Absicht, missionarisch Kirche zu sein, als zwei verschiedene Richtungen: hier eine Priesterkirche, dort die Kirche als Gottesvolk. Dies führe zu einem «Schauspiel eines ekklesiologischen Eiertanzes»[384]. Kardinal Marx kritisiert, dass in den Instruktionen zu wenig auf die Erfahrungen der Ortskirchen eingegangen wird.[385] Albert Biesinger betont, dass das «Kirchenrecht vor 30 Jahren […]

378 Polak, Religion kehrt wieder, 352–353.

379 Vgl. Kongregation für den Klerus, Die pastorale Umkehr der Pfarrgemeinde.

380 Vgl. Annen J., Zur Vatikan-Instruktion.

381 Ludwig, Josef Annen dankt Laien in der Pfarreileitung, 24.07.2020.

382 Bistum Basel, Bischof Felix Gmür, Besonnen weitergehen.

383 Vgl. Bistum Basel, Bischof Felix Gmür, Besonnen weitergehen.

384 Zitiert nach kath.ch: Theologen sehen in Instruktion Licht und Schatten, 21.07.2020.

385 Vgl. Erzbistum München und Freising, Marx: Erfahrungen der Ortskirche aufnehmen, 24.07.2020.

bei der Lösung der aktuellen Herausforderungen und Umbrüche nicht mehr angemessen und hilfreich»[386] sei.

Anders liest man die Instruktion im französischsprachigen Teil der Schweiz. Der Generalvikar des französischsprachigen Teils des Kantons Wallis, Pierre-Yves Maillard, verstand die Instruktion als Ermutigung dafür, dass Laien und Diakone mehr Leitung übernehmen können.[387] Dies begründet er mit der Aussage in Nr. 39 der Instruktion: «Die Pfarrgemeinde ist befähigt, Formen des Dienstes, der Verkündigung des Glaubens und des Zeugnisses der karitativen Liebe vorzuschlagen.»[388] Zur Verkündigung des Evangeliums sind nach Nr. 24 der Instruktion alle aufgefordert: «In der geheimnishaften Verflechtung des göttlichen und menschlichen Handelns geschieht die Verkündigung des Evangeliums durch Männer und Frauen, die das glaubwürdig machen, was sie durch ihr Leben in einem Netz zwischenmenschlicher Beziehungen, das Vertrauen und Hoffnung weckt, verkünden.»[389] In der Wiederentdeckung des Miteinanders gelte es das Evangelium zu verstehen, «weil die Evangelisierung eng an die Qualität der menschlichen Beziehungen gebunden ist»[390]. Der Klerikalisierung der Pastoral gelte es entgegenzuwirken, denn begründet im Volk-Gottes-Gedanken gelte es:

> «Vorgehensweisen und Modelle zu fördern, durch die alle Getauften kraft der Gabe des Heiligen Geistes und der empfangenen Charismen sich aktiv, dem Stil und der Weise einer organischen Gemeinschaft entsprechend, in die Evangelisierung mit den anderen Pfarrgemeinden unter Berücksichtigung der Pastoral der Diözese einbringen. Da die Kirche nicht nur Hierarchie, sondern Volk Gottes ist, ist die gesamte Gemeinschaft für ihre Sendung verantwortlich.»[391]

Die Instruktion wurde in verschiedenen Sprachregionen unterschiedlich rezipiert, entweder als Ermutigung oder als wenig wertschätzend gegenüber Laien. Dies zeigt auch, wie unterschiedlich die «missionarische Sendung der Kirche» im Titel der Instruktion verstanden werden kann. Mis-

386 kath.ch, Theologen sehen in Instruktion Licht und Schatten, 21.07.2020.
387 Vgl. Ludwig, Röstigraben teilt Kirche im Wallis, 19.08.2020.
388 Kongregation für den Klerus, Die pastorale Umkehr der Pfarrgemeinde, Nr. 39.
389 Kongregation für den Klerus, Die pastorale Umkehr der Pfarrgemeinde, Nr. 24.
390 Kongregation für den Klerus, Die pastorale Umkehr der Pfarrgemeinde, Nr. 24.
391 Kongregation für den Klerus, Die pastorale Umkehr der Pfarrgemeinde, Nr. 38.

sionarisch Kirche sein, heisst zusammen etwas leben, eine Gemeinschaft in Christi Gegenwart.[392]

Das II. Vatikanum betont in *Apostolicam actuositatem*, aus Charismen entstehe «das Recht und die Pflicht, sie in Kirche und Welt zum Wohl der Menschen und zum Aufbau der Kirche zu gebrauchen» (AA 3). Dies soll in der Freiheit des Heiligen Geistes geschehen, aber auch in Gemeinschaft «mit den Brüdern in Christus, besonders mit ihren Hirten» (AA 3). Werden Charismen eingeschränkt, führt dies zu einer Einschränkung der Wirkmächtigkeit. Geschieht dies in der Kirche, wird sie nicht mehr als Ort der Freiheit und des Wachsens gesehen. Charismen bauen die Kirche auf. Dafür braucht es Orte, in denen Charismen gelebt werden können. Freiräume bieten da Platz für Neues, Kreatives, in denen Charismen gelebt werden. Diese Räume müssen geschaffen werden. Es braucht in der Kirche Räume des Explorierens, damit der Heilige Geist durch die Charismen wirken kann. Die Beteiligung von vielen ist nach Kardinal Kasper eine «Chance für die Verlebendigung und Erneuerung der Gemeinde aus dem Geist der Communio-Ekklesiologie des Zweiten Vatikanischen Konzils»[393]. Für diese Form der Beteiligung gibt es einen «beträchtlichen Beurteilungs- und Handlungsspielraum vor Ort»[394].

Paulus beschreibt die Gemeinde als Leib mit verschiedenen Gliedern (1Kor 12,18–22; Röm 12). Paulus schreibt nicht von Diensten in der Gemeinde, sondern von Charismen.[395] Ein jeder hat ein Charisma, das zum Aufbau der Gemeinde beiträgt. Innerhalb der Gemeinde gibt es keine Diskriminierung aufgrund der Herkunft, des Geschlechts oder der sozialen Stellung (Gal 3,28). Erst die Pastoralbriefe Erster und Zweiter Timotheus und der Titusbrief, die zwei Generationen nach Paulus entstanden, proklamierten ein Gemeindemodell, das sich an der antiken Hausgemeinschaft orientiert, die von einem Episkopos (Aufseher oder Vorsteher) geleitet wird.[396] Mit der zunehmenden Verbreitung des Christentums orientierte sich das Gemeindemodell immer mehr an den Strukturen des zerstörten Tempels in Jerusalem, wie es der Erste Clemensbrief vorschlägt.[397] Clemens, Bischof von Rom, fordert auf, die alte Ordnung

392 Vgl. Baumert, Natürlich – übernatürlich.
393 Kasper, Leitungsdienst in der Gemeinde, 118.
394 Kasper, Leitungsdienst in der Gemeinde, 119.
395 Vgl. Steichele, Vielfalt der Charismen, 71.
396 Vgl. Schreiber, Die Entdeckung der Charismen bei Paulus.
397 Vgl. Haag, Kirche, 20; Fischer J., Die Apostolischen Väter, 77.

des Tempels von Jerusalem in der Gemeinde zu übernehmen: «Dem obersten Priester sind nämlich eigene Verrichtungen zugeteilt, auch den Priestern ist ihr eigener Platz angewiesen, und den Leviten obliegen eigene Dienstleistungen; der Laie ist an die Laienvorschriften gebunden.»[398] Wie im Tempel soll es in der Gemeinde Hohepriester, Priester, Leviten und Laien geben. Dadurch entwickelte sich eine Ämterstruktur.

Nach der Kirchenrechtlerin Sabine Demel lebt die Kirche in der Spannung zwischen Charismen und Weiheamt, wobei Charismen «das (Weihe-)Amt vor Erstarrung, Gesetzesgeistern, Machtdenken, Routine u. Bequemlichkeit»[399] bewahren. Eine Kirche, die sich von den Charismen her aufbaut und nicht von den Ämtern, stellt bestehende Strukturen infrage. Die Pastoraltheologin Theresa Schweighofer beschreibt, wie wegen des «tendenziell anarchischen und diversifizierenden Charakters von Charismen»[400] nach Orten der Bündelung gesucht wird.

Es zeigte sich, dass es den Gemeindeleiterinnen ein Bedürfnis war, gemeinsam Liturgie zu feiern und das Pfarreileben mit der Beteiligung möglichst vieler zu gestalten. Sie sind keine Einzelkämpferinnen, sondern durch Partizipation leisten sie Gemeindeaufbau.

2.3 Kompetenzen der Gemeindeleitung

Gemeindeleitung braucht verschiedene Kompetenzen. Als Seelsorgerinnen benötigen Gemeindeleiterinnen auch religiöse Kompetenzen, das heisst das Wissen um die Tradition und die Begründung von Glaubensinhalten. Sie brauchen die Fähigkeit, sich im Glauben auszudrücken und Rituale zu gestalten. Dazu gehört, Zeugnis zu geben von ihrem eigenen Glauben und diesen mitzuteilen in Form von Sprache oder Handeln.

Die befragten Gemeindeleiterinnen zeigen eine hohe Bereitschaft zu kommunizieren, zu vernetzen und zu vermitteln. Ihr Einsatz und ihre Leistungsbereitschaft sind hoch. Sie haben eine Haltung der Hinwendung zu den Menschen und eine hohe Gemeinschaftsorientierung. Die Seelsorge als Dienst für andere erleben sie als sinnstiftend.

398 Clemens von Rom, Epistula ad Corinthios. Erster Brief 40,5.

399 Demel, Art. Charisma.

400 Schweighofer, Das Leben deuten, 295.

Als Mitarbeiterinnen der Kirche brauchen sie auch Systemkompetenz, also das Wissen darüber, wie Prozesse ablaufen und gestartet werden. Diese Systemkompetenz wird erlangt durch Erfahrungen, die man in einem bestimmten System sammelt. Jedes System hat neben den offiziellen Strukturen auch Regeln, die sich aus Gewohnheiten ergeben, die nirgends festgeschrieben sind. Die von Andrea Qualbrink untersuchten Mitarbeiterinnen in Ordinariaten sagten aus, dass die Systemkompetenz eine «wichtige Kompetenz in einer kirchlichen Leitungsposition»[401] ist. Damit meint sie das Wissen um formelle und informelle Abläufe.

Gemeindeleiterinnen verfügen über mehrere Jahre Berufserfahrung in der Kirche. Durch die Erfahrung entwickelt sich nach dem Soziologen Rudolf Stichweh eine Intuition dafür, was zu tun ist.[402] Das Gespür durch Erfahrung beinhaltet, in Problemsituationen intuitiv zu wissen, wie zu reagieren ist, wenn es noch kein erprobtes Wissen gibt. Dies ermöglicht es, in einer neuen Situation schnell reagieren zu können. Zu diesen professionellen Erfahrungen kommen auch eigene Lebenserfahrungen der im Leben erprobten Frauen (lat. *mulieres probata*e).

2.4 Handlungsimpuls: Gemeindeaufbau durch Gemeindeleiterinnen

Bei den Gemeindeleiterinnen stehen der Gemeindeaufbau, das Zusammenleben und die Sorge um den Nächsten im Fokus. Damit ein Miteinander entstehen kann, braucht es Vertrauen, Sympathie und ein Gefühl von Zugehörigkeit. Dies geschieht durch Menschen, die Bedingungen schaffen, die dies ermöglichen. Ein diakonisches Amt könnte diesen Gemeindeaufbau zum Ziel haben.

Zurzeit sind es vor allem Trauerfamilien, die in Kontakt mit den Gemeindeleiterinnen kommen, die sonst wenig Kontakt zu Familien haben. Doch für den Aufbau der Gemeinde wäre es auch wichtig, dass Gemeindeleiterinnen beispielsweise taufen dürfen. Denn dadurch entstehen Kontakte zu jungen Familien. Um Gemeindeaufbau leisten zu können, brauchen die Laien auch die Möglichkeit, Menschen vor Ort zu begleiten bei Lebenswendepunkten wie Taufe und Hochzeit.

401 Qualbrink, Frauen in Kirchlichen Leitungspositionen, 390.

402 Vgl. Stichweh, Wissenschaft, 296–297.

Damit das Gemeindeleben bestehen bleibt, ist der persönliche Kontakt vor Ort wichtig. Die derzeitigen organisatorischen Veränderungen der Pfarreistrukturen führen dazu, dass die Pfarreien mit organisatorischen administrativen Fragen beschäftigt sind. Umso wichtiger ist die Kontinuität einer Person vor Ort, damit Gläubige wissen, wer ihre Ansprechperson ist und an wenn sie sich wenden können. Dafür braucht es Personen, die vor Ort sind, die man kennt und denen vertraut wird.

Eine klare Beauftragung und Sendung der Gemeindeleiterinnen als Apostelinnen oder Missionarinnen könnte helfen, dass Frauen ihre Position in den kirchlichen Strukturen finden. Eine Bestimmung durch ihre Aufgabe könnte helfen, ihre Funktion sichtbar zu machen. Doch ohne Amt bleiben sie in den Strukturen ortlos. Eine Möglichkeit wäre, in der Weltkirche ein *officium*[403] der Gemeindeleitung einzuführen, eine verantwortliche Person für die Organisation der Gemeinde.

3. Vertrauen in der Leitung

In der empirischen Studie hat sich gezeigt, dass das Vertrauen ein wichtiger Faktor ist in den Biografien der Befragten. Sie sind im Verlauf ihres Lebens im Vertrauen zu sich und in ihre Fähigkeiten gewachsen. Dazu hat beigetragen, dass sie Vertrauen von anderen bekommen haben, sei es in den Jugendgruppen, wo sie Verantwortung übernahmen und man Vertrauen in sie setzte. Oft haben sie im Vertrauen darauf, dass Theologie eine gute Sache ist, ein Theologiestudium begonnen, auch wenn die Berufsperspektiven zunächst oft unklar waren. Bei der Bewerbung für eine Arbeit bei der Kirche mussten sie oft erst das Vertrauen aufbauen, dass sie in der Kirche einen Platz finden würden. Dabei war das Gespräch mit den Regenten entscheidend dafür, ob sie das Vertrauen in die Kirche als Arbeitgeber aufbauen konnten. Oft trauten sich die Befragten diese Verantwortung erst ab dem Alter von circa fünfzig Jahren nach mehreren Jahren Berufserfahrung zu. Sie trauten sich dann eine Gemeindeleitung zu und bewarben sich auch aktiv. Das Bistum und die Kirchenpflege zeigten ihr Vertrauen, indem sie die Gemeindeleiterin einstellten.

403 Siehe zu Amt und Officium in diesem Buch auch I.2.3 Laienämter im Codex Iuris Canonici (1983), 34–36.

Leitung bedeutet Verantwortung. Vertrauen in die Leitung wird immer dann zum Thema, wenn die Vertrauensbeziehung in der Krise ist. Die momentane Kirchenkrise ist auch eine Leitungskrise. Weil verantwortliche Leitende nicht in Missstände eingegriffen haben, verloren viele Menschen ihr Vertrauen in die Leitung der Kirche.

Misstrauen gegenüber Machthabern war auch Thema, als der Soziologe Niklas Luhmann 1968 seine Studie zum Vertrauen veröffentlichte.[404] Trau keinem über dreissig, war der Slogan der 68er-Bewegung. Es war eine Kritik an den «Gerontokraten im Kreml, die Panzer nach Prag schickten»[405] während des Prager Frühlings. Die Jugend traute den Machthabern nicht und gab dies in Demonstrationen kund. Niklas Luhmann stellte die These auf, dass Vertrauen zur Reduktion sozialer Komplexität dient: «Wo es Vertrauen gibt, gibt es mehr Möglichkeiten des Erlebens und Handelns, steigt die Komplexität des sozialen Systems, also die Zahl der Möglichkeiten, die es mit seiner Struktur vereinbaren kann, weil im Vertrauen eine wirksamere Form der Reduktion von Komplexität zur Verfügung steht.»[406] Vertrauen vereinfacht die sozialen Interaktionen. Es zeigt sich als Gegenteil des lähmenden Zweifels. Wer sich ständig überlegt, was schiefgehen könnte, ist nicht handlungsfähig. Nach Niklas Luhmann wäre der Mensch ohne Vertrauen nicht fähig, am Morgen das Bett zu verlassen: «Ohne jegliches Vertrauen aber könnte er morgens sein Bett nicht verlassen. Unbestimmte Angst, lähmendes Entsetzen befielen ihn.»[407] Wenn ich vertraue, kann ich handeln, ohne vollständige Gewissheit zu haben. Doch Vertrauen lässt sich nicht einfordern, sondern ist nach Luhmann ein Geschenk: «Vertrauensbeziehungen lassen sich daher nicht durch Forderungen anbahnen, sondern nur durch Vorleistung dadurch, daß der Initiator selbst Vertrauen schenkt.»[408] Menschen haben in vielen Situationen die Wahl, ob sie Vertrauen schenken wollen oder nicht.

In den letzten Jahren kam es zu einigen Vertrauenskrisen: Immobilienkrise, Finanzkrise und die Missbrauchskrise der Kirche. Nach dem Theologen Hans Küng zeigte die Finanzkrise 2008/09, was Mangel an

404 Vgl. Luhmann, Vertrauen, 1.
405 Haffner, Vertraust du mir?
406 Luhmann, Vertrauen, 8.
407 Luhmann, Vertrauen, 1.
408 Luhmann, Vertrauen, 55.

Vertrauen bedeuten kann.[409] Vertrauen wurde zur «wichtigsten Währung funktionstüchtiger Finanzmärkte»[410]. Der Luzerner praktische Philosoph Martin Hartmann beschreibt, dass Firmen und Organisationen das Vertrauen von Personen wollen, aber gleichzeitig immer weniger Personen gewillt sind, zu vertrauen.[411] Vertrauen ist ein Begriff der Krise, denn erst wenn das Vertrauen fehlt, kommt es zur Sprache.[412] Vertraut wird denen, die als vertrauenswürdig erkannt werden.[413] Die Verletzlichkeit durch Vertrauen zeigt sich insbesondere in Liebesbeziehungen und Freundschaften, weil man da besonders verletzlich ist.[414]

Thomas von Aquin beschäftigt sich mit der Frage, ob Vertrauen eine Tugend ist, und kommt zum Schluss, dass Vertrauen eine Tugendbedingung ist.[415] Vertrauen (*fiducia*) definiert er als eine durch eine feste Meinung gestärkte Hoffnung.[416] Vertrauen verändert sich durch Erfahrungen und Interaktionen. In persönlichen Krisen kann man im Vertrauen wachsen. Ausgetretene Ordensleute sagten in einer Befragung, dass sie durch die persönlichen Krisen einen «Zuwachs an Freiheit und Vertrauen»[417] hatten. Gott wurde persönlicher und als «Grund des Lebens»[418] gefunden. Andrea Lassak stellt in ihrer Dissertation zu Vertrauen fest, dass Vertrauen in der heutigen *Glaubenssprache* eine *Alternative* bietet zu einem Glauben, der aus «Für-wahr-Halten von Dogmen und kirchlichen Lehrsätzen»[419] besteht. Eine Alternative zu einem Glauben, der für viele nicht mehr als haltbar erscheine[420]. Vertrauen ist eine Sehnsucht und zugleich eine Hoffnung. Vertrauen wird immer dann zum Thema, wenn es fehlt.[421]

409 Vgl. Küng, Was ich glaube, 37.
410 Küng, Was ich glaube, 38.
411 Vgl. Hartmann, Vertrauen (2020), 58–66.
412 Vgl. Hartmann, Vertrauen (2004).
413 Vgl. Hartmann, Vertrauen (2020), 117–124.
414 Vgl. Hartmann, Vertrauen (2020), 95.
415 Vgl. Thomas von Aquin, Summa Theologica II, qu. 129,6 Gehört das Vertrauen zur Großgesinntheit?, 120.
416 Vgl. Thomas von Aquin, Summa Theologica II, qu. 129,6.
417 Karl, Scheitern auf dem Glaubensweg?, 100.
418 Karl, Scheitern auf dem Glaubensweg?, 100.
419 Lassak, Grundloses Vertrauen, 3.
420 Vgl. Lassak, Grundloses Vertrauen, 3.
421 Vgl. Hartmann, Vertrauen (2004).

3.1 Verlust des Vertrauens in die Leitung der Kirche durch die Missbrauchskrise

Klaus Mertes war Rektor des Jesuitengymnasiums Canisius-Kolleg Berlin, als sich bei ihm ehemalige Schüler meldeten, die über ihre Erfahrungen von sexuellem Missbrauch in ihrer Schulzeit reden wollten. Klaus Mertes rief darauf in einem Schreiben ehemalige Schüler auf, sich zu melden, falls sie Opfer geworden sind. Dieser Brief löste eine öffentliche Debatte aus. In dem Buch *Verlorenes Vertrauen. Katholisch sein in der Kirche* veröffentlichte er eine Aufarbeitung seiner Erfahrungen.[422] Klaus Mertes glaubte den Opfern. Missbrauchsopfern ihre Geschichte zu glauben, ist ein Akt geschenkten Vertrauens.[423] Er beschreibt, wie geschockt er war, als er erfuhr, dass ein früherer Rektor der Schule, den er persönlich sehr schätzte, nichts unternommen hatte, um die Missbräuche aufzudecken. Dieser Rektor hat damit die Täter geschützt und nicht die Opfer. Missbrauch geschieht meist in intimen Vertrauensbeziehungen; die Pflichtstunden des Vertrauenslehrers zu erhöhen, wie es in Berlin infolge der Missbrauchsdebatte geschah, kann darum nach Klaus Mertes als hilflose Aktion gesehen werden.[424]

Klaus Mertes stellt eine generelle Vertrauenskrise «innerhalb der Kirche, der Katholiken untereinander»[425] fest. Dies äussere sich in «Misstrauen untereinander, das Lagerdenken, die Reduzierung strittiger Fragen auf Machtfragen»[426]. Nach Mertes kann Vertrauen nicht befohlen, sondern nur «in Freiheit geschenkt»[427] werden. Es kann aber nur geschenkt werden, wenn es da ist. Der eigentliche Schmerz der Vertrauenskrise in der Kirche liege darum in der Abwesenheit des Vertrauens.[428] Dies zeige sich auch in einer Vertrauenskrise der Leitung. Die Herde vertraue dem Hirten nicht und die Hirten begegneten der Herde mit Misstrauen.[429] Es

422 Vgl. Mertes, Verlorenes Vertrauen.
423 Vgl. zum folgenden Abschnitt: Mertes, Verlorenes Vertrauen, 22–23.
424 Vgl. Mertes, Verlorenes Vertrauen, 34.
425 Mertes, Verlorenes Vertrauen, 13.
426 Mertes, Verlorenes Vertrauen, 13.
427 Mertes, Verlorenes Vertrauen, 143.
428 Vgl. Mertes, Verlorenes Vertrauen, 143.
429 Vgl. Mertes, Verlorenes Vertrauen, 14.

müsse eine neue Zeit eingeleitet werden, durch einen Perspektivenwechsel: «Ein Zurück gibt es dann nicht mehr, sondern nur eine neue Herausforderung zum Glauben, in der auch das Vertrauen in erneuerter Kirche entstehen kann.»[430]

Die zahlreichen Kirchenaustritte in der Folge der Missbrauchskrise zeigen einen offensichtlichen «Vertrauens- und Glaubwürdigkeitsverlust»[431] der Kirche, sagt Kardinal Reinhard Marx, Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz. Er sprach sich für die Dringlichkeit vertrauensbildender Massnahmen aus: «Der hohen Austrittszahl müssen wir begegnen, indem wir immer wieder versuchen, auf allen Ebenen Vertrauen zu schaffen durch gute und überzeugende Arbeit.»[432] Der Missbrauch von Macht, wie er durch klerikale Missbrauchstäter geschah, und der Schutz dieser Missbrauchstäter durch ein System, das diese Missbräuche nicht verhindert hat, führen zu Misstrauen gegenüber der Leitungskultur der Kirche.

Personen, die das Vertrauen in die Kirche verloren haben, wenden sich alternativen Angeboten, etwa von Ritualbegleiterinnen, zu. Diese können aber nicht immer die Erwartung nach einer langfristigen Begleitung erfüllen. Die Pastoraltheologin Teresa Schweighofer, die Ritualbegleiterinnen interviewte, zeigt auf, dass es vorkommt, dass Menschen sich nicht nur nach einem Ritual, sondern auch nach einer Begleitung sehnen. Die Ritualbegleiterin Frau D. beschreibt, dass sie durch das Begleiten von Trauerritualen zu einer Vertrauten wird und dass sie diese Rolle nicht übernehmen will: «Manche haben sehr stark das Bedürfnis, dass sie mich immer wieder anrufen. In der Zeit bis zur Feier ist das durchaus okay für mich. Danach müssten sie [die Trauerenden] schauen, dass ich mich abgrenze, dass ich nicht nachher so eine Vertraute bin, die dann wegen aller möglichen Sorgen kontaktiert wird.»[433] Vertrauen aufbauen und begleiten über ein Ritual hinaus ist Aufgabe der Seelsorge.

430 Mertes, Verlorenes Vertrauen, 192.

431 Zitiert nach: Deutsche Bischofskonferenz, Kirchenstatistik 2013.

432 Zitiert nach: Deutsche Bischofskonferenz, Kirchenstatistik 2013.

433 Schweighofer, Was Freie RitualbegleiterInnen der Theologie zu denken geben, 124.

3.2 Vertrauen in den Veränderungen der Kirche

Die Kirche befindet sich nicht nur in einem Transformationsprozess, sondern auch in einer Transformationskrise: «Damit ist das krisenhafte Erleben des Zusammenbrechens alter Strukturen und Gewohnheiten in der Kirche gemeint, aber auch die Unsicherheit, die daraus entsteht.»[434] Die Diözese Lausanne, Genf und Freiburg betont die Wichtigkeit von Seelsorgern, um Vertrauen zu nähren: «Um die Kirche aufzubauen, müssen die Christen ihr Vertrauen bewahren und ihre Talente in den Dienst der Gemeinschaft stellen. Die Seelsorgeteams haben dieses Vertrauen zu nähren und zu unterstützen.»[435] Dafür braucht es im Seelsorgeteam auch ein Vertrauen in der Zusammenarbeit: «Der Stress in der Seelsorge kann begründet sein in einem Mangel an Vertrauen und darin, dass die Verantwortung zu wenig geteilt wird.»[436] Die französischen Bischöfe betonen die Wichtigkeit von Vertrauen als Frucht des Heiligen Geistes: «charité, joie, paix, longanimité, serviabilité, bonté, confiance dans les autres, douceur, maîtrise de soi: contre de telles choses, il n'y a pas de loi (Ga 5,22–23) […]. La confiance en soi-même est fortifiée ou reconstruite, la foi elle-même est reçue comme une force pour vivre et pour affronter les difficultés de la vie.»[437] Förderlich für das Vertrauen sind Sympathie, Wertschätzung, gerechtes Verhalten und Verantwortung im Umgang mit dem Vertrauen.

3.3 Vertrauen und Gemeindeleitung

Vertrauen ist nach Friedrich Schleiermacher unverzichtbar, um den Beruf des Pfarrers auszuüben.[438] Gemeindeleitung durch Laien braucht auch das Vertrauen von Vorgesetzten in den kirchlichen Strukturen. Mangelndes Vertrauen in der Zusammenarbeit zwischen Laien und Priestern stellten Michael Böhnke und Thomas Schüller fest, in der Evaluation von Modellen pfarrgemeindlicher Pastoral in Deutschland nach

434 Pastoralplanungskommission der Schweizer Bischofskonferenz: Seelsorgeberufe, 11.

435 Bistum Lausanne-Genf-Freiburg, Den Glauben vorschlagen, 18.

436 Bistum Lausanne-Genf-Freiburg, Den Glauben vorschlagen, 17.

437 Les évêques de France, Proposer la foi, 26–28.

438 Vgl. Schleiermacher, Die praktische Theologie.

can. 517 § 2 CIC/1983: «Woran es mangelt, ist Vertrauen, das den verschiedenen Zeugnisträgern in der Kirche entgegengebracht wird.»[439] Der Verlust des Vertrauens in die Kirche und ihre Amtsträger ist eine Herausforderung, die von den Mitarbeitenden der Kirche viel Vertrauensarbeit erfordert. Den Vertrauensvorschuss, den frühere pastorale Mitarbeitende hatten, müssen sich heutige Mitarbeitende erst durch Bewährung erarbeiten.

3.4 Handlungsimpuls: Durch Kommunikation und Beteiligung Vertrauen bilden

Kommunikation im Team, in der Pfarrei und in der Weltkirche ist ein wichtiger Faktor, um Vertrauen zu schaffen. Wo Kommunikation gelingt und ein wertschätzendes Gespräch, da entsteht Vertrauen. Ein gewisses Vertrauen ist Voraussetzung, damit ein offenes Gespräch überhaupt beginnen kann. Der synodale Prozess der Kirche im Herbst 2021 hat gezeigt, dass es Personen gibt, die sich nicht an dieser Befragung beteiligen wollten, weil ihnen das Vertrauen fehlte, dass sich dadurch in der Kirche etwas ändern würde. Im Missbrauchsskandal von Köln wurden Millionen für die Krisenkommunikation ausgegeben, ohne dass das Vertrauen wiederhergestellt wurde, wie zahlreiche Kirchenaustritte zeigen. Wie gelingt Kommunikation in einer hierarchischen Organisation wie der Kirche, wo es gilt, über Machtgefälle hinweg zu kommunizierten? Kann man sich in den Gesprächspartner hineinversetzen? Versteht man wirklich, was er/sie sagt und meint? Empathie ist eine Gabe, die auch geschult werden kann. Fehlt das Charisma der Empathie, kann Seelsorge nur schwer gelingen. Denn in ihr gilt es, sich Menschen zuzuwenden und zu versuchen, ihre Lebenswelt zu verstehen; Seelsorge braucht Empathie. In den Interviews zeigte sich, wie wichtig Kommunikation in der Gemeindeleitung ist. In der Kommunikation gilt es immer auch, sich zu fragen: Wer kann wem was sagen und wie kommt das beim Gegenüber an, wenn ich das in meiner Rolle sage? In welchem Verhältnis stehe ich zu der anderen Person und welche Haltung nehme ich ein, wenn ich zu dieser Person dies sage? Für die Beantwortung dieser Fragen braucht es Empathie. Falsche

439 Böhnke, Zeitgemäße Nähe, 215.

Kommunikation kann als Mobbing und Geläster verstanden werden. Gemeindeleitende sind im Gespräch mit verschiedenen Menschen, darin nehmen sie verschiedene Rollen und Funktionen ein. Da gilt es, sich bewusst zu sein: Bin ich Freund, Seelsorgerin oder Vorgesetzte? In der Kommunikation gilt es auch, sich der eigenen Rolle bewusst zu sein. Denn Kommunikation mit Freiwilligen oder Gemeindemitgliedern funktioniert anders als mit Vorgesetzten oder Mitarbeitern.

In den Interviews zeigte sich, dass die Pfarreien Informationsveranstaltungen organisierten, wenn sonntags statt Eucharistiefeiern Wortgottesdienste stattfanden oder Pfarreien zu Pastoralräumen oder Seelsorgeeinheiten wurden. Rahmen zu schaffen für Fragen, Diskussionen und Mitsprache ist wichtig, um Veränderungen akzeptieren zu können. In der Schweiz, wo die Kirchgemeinden demokratisch organisiert sind, bestehen für die Kirchgemeindemitglieder Möglichkeiten zur Beteiligung. Vertrauen kann aufgebaut werden durch Beteiligung.

Auch der synodale Prozess der Weltkirche setzt auf Beteiligung und Mitsprache. Wie die Kirche in Zukunft gestaltet werden wird, ist abhängig von ihren Mitgliedern auf allen Organisationsebenen und von ihrem Willen, Veränderungen mitzutragen. Vertrauen in die Leitungspersonen der Kirche ist nötig. Dafür braucht es leitende Personen, die als vertrauenswürdig und vertrauensvoll angesehen werden. Die Beteiligung von Frauen in der Leitung kann ein Zeichen dafür sein, dass die Kirche gewillt ist, ein Ort der Gleichberechtigung und der Gerechtigkeit zu sein. In einer Zeit, in der das Vertrauen in die Leitung der Kirche durch Skandale ins Wanken gekommen ist, ist die Kirche angewiesen auf authentische Menschen, die dieses Vertrauen wiederaufbauen – sowohl Personen mit Leitungsverantwortung in der Kirche wie an der Basis. Es gilt, die Verantwortung der Leitung wahrzunehmen, Dinge anzupacken und Veränderungen zu bewirken. Wie diese Veränderungen aussehen könnten, wird im folgenden Kapital erläutert.

V. Fazit und Ausblick

Im Folgenden werden die wichtigsten zehn Punkte dieser Studie zusammengefasst und reflektiert. Aus den Aussagen der Gemeindeleiterinnen sowie einer weiterführenden Reflexion darüber, welche Massnahmen zu fördern sind für eine zukünftige Gestalt von Kirche, erfolgt ein Ausblick mit Handlungsimpulsen.

1. Zusammenfassender Rückblick

In dieser Studie wurden die Erfahrungen und Karriereverläufe von Gemeindeleiterinnen verglichen. Die wichtigsten Erkenntnisse dieser Arbeit sind:

1. In dieser Studie wurde eine Typenbildung der Gemeindeleiterinnen erstellt. Dies geschah anhand ihrer biografischen Werdegänge. Auch wenn es teilweise zu Überschneidungen kam und die Einteilung in die Kategorien nicht eindeutig ist, wurde jede Befragte einem Typus zugeordnet. Für jeden Typus wurden mehrere Biografien gefunden. Im empirischen Teil dieser Studie wurden diese Biografien dargestellt in Form von Kurzbiografien der Befragten.[440] Dabei wurde der Fokus der Darstellung auf ihre Entscheidungsbegründung in Krisensituationen gelegt. Es bildeten sich folgende Typen heraus:

   Typ A: Innerhalb des katholischen Milieus als Frau die eigene Berufung suchen.
   Die Befragten dieser Gruppe wählten als Erstberuf einen pädagogischen Beruf. Die pädagogische Arbeit wurde aufgegeben zugunsten

440 Siehe in diesem Buch Kapitel III.1. Typisierung der biografischen Werdegänge zur Seelsorgerin, 81–122.

ten eines vermehrt diakonisch-karitativen Engagements. Im Kontakt mit Elend und in persönlichen Krisensituationen beschäftigten sie sich mit religiösen Sinnfragen. Dies bewog sie, sich mit ihrem Glauben auseinanderzusetzen und Theologie zu studieren.

Typ B: Aus der Gemeinschaftserfahrung in Jugendgruppen ein Theologiestudium beginnen.
Der grösste Teil der Befragten stammt aus dieser Gruppe. Sie gehören zu einer Generation, die geprägt war von aktiver kirchlicher Jugendarbeit. Christliche Jugendgruppen wurden als Orte der Gemeinschaft erlebt. Aus dieser positiven Erfahrung heraus wählten sie das Studium der katholischen Theologie. Sie studierten meist mit vagen Berufszielen. Im Studium fanden viele nicht das, was sie suchten, erhofften sie sich doch, durch das Theologiestudium Antworten auf Lebensfragen zu finden. Doch diese wurden im Studium nicht abschliessend behandelt. Die Gemeinschaftserfahrungen ihrer Jugendzeit prägten ihr Kirchenbild und ihre pastorale Arbeit.

Typ C: Die Frage nach Gott in Krisen, im Leid und im Sterben.
Diese Gruppe von Befragten begann, sich intensiv mit theologischen Fragen zu beschäftigen, als sie mit dem Tod, mit Leid oder Krisen konfrontiert wurden. Sie erhofften sich, in der Beschäftigung mit der Theologie Antworten zu finden auf ihre Lebensfragen. Sie reflektierten ihren Glauben intensiv, auch in ihrer späteren Pfarreiarbeit und in den seelsorgerischen Begegnungen mit ihren Mitmenschen.

Typ D: Die Suche nach einer sinnvollen Aufgabe führt zum Beruf der Seelsorgerin.
Bei dieser Gruppe von Befragten kam es oft in der Jugend zu einer Distanzierung von der Kirche. Mit dem Verlassen der Herkunftsfamilie und des Heimatortes brach auch der Kontakt zur Pfarrei ab. Die berufliche Ausbildung und die Partnerschaft standen vermehrt im Vordergrund. Durch Lebenskrisen oder durch eigene Kinder wurde der Glaube neu entdeckt und reflektiert. Mütter kamen oft durch den Religionsunterricht ihrer Kinder wieder in Kontakt mit einer Pfarrei. Insbesondere wenn sie neu zugezogen waren und am neuen Ort noch wenige Personen kannten, bauten sie sich als Frei-

willige ein neues soziales Netz auf. Sie kamen in Kontakt mit Pastoralassistentinnen und Gemeindeleiterinnen, die sie anfragten, sich als Freiwillige in Familien-, Kinder- oder Jugendprojekten zu engagieren. Sie halfen mit bei Familienprojekten, lernten dadurch andere Eltern kennen und reflektierten, welche Glaubensinhalte sie ihren Kindern weitergeben wollten. Sie interessierten sich für die Katechese und die Art, wie Kindern Glauben vermittelt wurde. Sie wurden Katechetinnen auch darum, weil das ein Beruf ist, den sie in Teilzeit und neben der Arbeit als Familienfrau ausüben konnten. Als die Kinder grösser waren, entschieden sie sich, Theologie zu studieren. Die Begegnung mit hauptamtlichen Laien, insbesondere mit Frauen, die bereits in Pfarreien arbeiteten, führte dazu, dass das Theologiestudium als ein Studium mit Berufsperspektiven wahrgenommen wurde.

Die in dieser Studie gefundene Typisierung der Laufbahnen von kirchlichen Mitarbeiterinnen ist eine neue Erkenntnis und vielleicht die wichtigste dieser Studie. Auffällig ist, dass viele Frauen Quereinsteigerinnen sind und viele Jahre als Katechetinnen arbeiteten, bevor sie sich weiterbildeten, um dann als Pastoralassistentinnen und Gemeindeleiterinnen zu arbeiten. Dies zeigt, wie wichtig diese Möglichkeiten der berufsbegleitenden Aus- und Weiterbildungen sind. Theologische Bildungsangebote für Quereinsteigerinnen und Quereinsteiger ermöglichen es Menschen mit vielfältigen Lebenserfahrungen, einen Seelsorgeberuf anzustreben. Sie bringen wichtige Erfahrungen und Ressourcen mit, die auch der Seelsorge dienen. Dieses Potenzial gilt es weiter für die Kirche, insbesondere für die pastorale Berufsbildung, auszubauen.

2. Zu Beginn dieser Studie hat mich interessiert, wie Frauen ihren Weg in der Kirche finden. Die Studie hat gezeigt, dass es möglich ist, als Frau in der Kirche den eigenen Weg zu finden und zu bestehen. Am Beispiel der Gemeindeleiterinnen hat sich gezeigt, dass es Ausdauer, Einsatz, Begeisterung, Vertrauen und die Überzeugung braucht, zu einer sinnvollen Aufgabe beizutragen, um als Frau in der Kirche bestehen zu können und beruflich aufzusteigen. Die Gemeindeleiterinnen erleben ihre Aufgaben in der Seelsorge, insbesondere die Begleitung von Menschen in verschiedenen Lebenssituationen, als sinnvoll und sinnstiftend. Dies motiviert sie für ihre Aufgaben, womit sie auch ihre Biografieverläufe als sinnvoll erleben.

3. Zur angewandten Methodik der Auswertung der Interviews[441] ist festzuhalten, dass die Methodik der Grounded Theory sich gut eignet fürs Generieren, Entfalten und Ordnen von Kategorien,[442] insbesondere bei einer so komplexen Thematik wie der der Gemeindeleiterinnen, in der die Kategorien nicht klar definiert und abgrenzbar sind.[443] Begriffe wie Laientheologin, Pastoralassistentin, Gemeindeleiterin und Pfarreibeauftragte sind oft nicht klar in Kategorien fassbar, überschneiden und vermischen sich. Durch die Grounded-Theory-Methode liessen sich Kategorien ordnen und in ihrem biografischen oder chronologischen Verlauf darstellen. Der Schritt von der Kategorie zur Theoriebildung stellte eine Herausforderung bei der Anwendung der Grounded Theory dar. Zur Ergründung einer Theorie, wurden die Zusammenhänge der Kategorien analysiert. In biografischen Krisen und Übergängen wurden Deutungs- und Handlungsmuster identifiziert.[444] Dadurch wurde die Kategorie *Vertrauen* als wichtige Ressource in Umbruchszeiten ergründet sowie bei der Übernahme von neuen sozialen Rollen. Besonders wenn die Befragten sich in ihrer sozialen Rolle infrage gestellt fühlten, beispielsweise durch Kritik und Interessenkonflikte, war das Vertrauen von Mitarbeitenden und Gemeindemitgliedern und das Vertrauen in Gott, dass sie am richtigen Ort sind, wesentlich, um Boden und Halt nicht zu verlieren. Vertrauen kann als tragende Kraft verstanden werden.
4. In dieser Studie wurden die verschiedenen Dimensionen des Vertrauens untersucht.[445] Vertrauen zeigte sich in den Biografien als wichtige Ressource in unterschiedlichen Ausprägungen. Das Vertrauen, am richtigen Ort zu sein und dass Gott sie führt, wurde als eine wichtige Ressource genannt, um in schwierigen Situationen zu bestehen und nicht aufzugeben. Glaube zeigt sich auch durch Vertrauen, wie auch die Verwendung des Wortes im Alltag zeigt. Vertrauen als Glaube und als tragende Kraft zeigt sich in den Biografien besonders in krisenhaften Momenten.

   Die Analyse der Biografien hat gezeigt, dass das Selbstvertrauen und das entgegengebrachte Vertrauen wichtige Ressourcen sind für die

441 Siehe in diesem Buch Kapitel II.1. Die Methodik der Grounded Theory, 71–74.

442 Vgl. Strauss/Corbin, Grounded Theory, 17.

443 Siehe in diesem Buch Kapitel II.1. Die Methodik der Grounded Theory, 71–74.

444 Vgl. Oevermann, Krise und Routine, 43–114.

445 Siehe in diesem Buch Kapitel III.6. Reflexion: Vertrauen als Ressource, 185–192.

Übernahme von neuen Funktionen. Durch positive Erfahrungen und das Zutrauen von anderen wuchsen sie in ihrem Vertrauen in ihre Fähigkeiten. Sie trauten sich zu, Theologie zu studieren, wobei das Vertrauen, dies zu wagen, bei einigen erst mit mehr Lebenserfahrung wuchs. Vertrauen als Zuversicht, etwas zu wagen und daran zu wachsen, zeigte sich immer wieder an biografischen Wendepunkten. Vertrauensbekundungen von Vorgesetzten waren wichtig, damit sie in ihre soziale Rolle fanden. War das Vertrauen von Vorgesetzten und Gemeindemitgliedern da, erlebten sie dies als unterstützend. Misstrauen und Vertrauensentzug durch Kündigung und Kompetenzentzug erlebten sie als krisenhaft.

Generell wuchs das Vertrauen zu sich selbst im Verlauf der Biografie der Gemeindeleiterinnen. Dies wurde unter anderem gestärkt durch das Vertrauen von Mitarbeitenden und Vorgesetzten in der Zusammenarbeit in der Pfarrei sowie durch das Vertrauen der Gemeindemitglieder in die Gemeindeleiterin. In der Seelsorge erlebten die Befragten immer wieder, dass Vertrauen in sie gesetzt wurde aufgrund ihrer Funktion als Repräsentantin der Kirche, wodurch sich ihnen Personen im Gespräch anvertrauten. Im Verlauf ihres Lebens übernahmen die Befragten nach und nach mehr Aufgaben, an denen sie wuchsen. Durch Lebens- und Berufserfahrung stieg bei den Befragten das Vertrauen zu sich und in ihre Fähigkeiten. Erfolg und positive Erfahrungen stärkten das Vertrauen in ihre eigene Selbstwirksamkeit. Durch das erfolgreiche Meistern von Herausforderungen merkten sie, was sie zusammen mit anderen erreichen können.

Das Selbstvertrauen der Befragten wuchs dadurch, dass sie mehr Verantwortung übernahmen. Es braucht Orte, wo Verantwortung an Frauen übergeben wird und ihnen vertraut wird, damit sie in ihrem Selbstvertrauen und in ihrem Gefühl der Wirkmächtigkeit wachsen können. Dadurch werden sie zu Vorbildern für andere Frauen.

5. In dieser Studie wird auch aufgezeigt, welche Strategien Frauen finden, um im frauendiskriminierenden System der katholischen Kirche zu bestehen. Die häufigste Strategie in der Zusammenarbeit war die Haltung, dass der Priester, mit dem sie zusammenarbeiten, nichts dafür kann, dass Frauen in der Kirche diskriminiert werden. Bei Frauen, die kurz vor ihrer Pensionierung standen, zeigte sich oft grosser Unmut und Frustration über die Entwicklung der Kirche. Dazu kommt, dass sie einen Umgang mit der Erkenntnis finden müssen, dass sie selbst zwanzig bis dreissig Jahre mit ihrem Arbeitsein-

satz eine Kirche gestützt haben, die Frauen diskriminiert. Dies führt oft zu einem inneren Konflikt. Er kann dazu führen, dass sie nach der Pensionierung umso mehr für die Rechte der Frauen einstehen oder auch durch den weiteren Einsatz in der Kirche Präsenz als Frau in der Kirche zeigen und so Veränderungen herbeiführen wollen.
In der Seelsorge im Konkreten etwas bewirken zu können, führt zu einem Gefühl der Handlungsfähigkeit und der Selbstwirksamkeit innerhalb der möglichen Handlungsspielräume. Dadurch, dass sie sich an gewisse Normen halten, werden sie zum Subjekt, das innerhalb des Systems handeln kann.[446] Als Teil des Systems können sie Vorstellungen ändern. Sie handeln aktiv in der Liturgie und in der Gestaltung des Pfarreileibens. Dadurch schaffen sie neue Vorbilder und Wirklichkeiten. Die Sichtbarkeit von Frauen kann anderen Frauen Mut machen, sich aktiv in der Gesellschaft und in der Kirche einzubringen. Doch dass sich im Verlauf ihrer Berufstätigkeit die Geschlechterrollen in der Kirche kaum änderten, nahmen viele Frauen auch als enttäuschend war.

6. Die historische Aufarbeitung dieser Thematik zeigt, dass es Möglichkeiten gibt, Laien an der Gemeindeleitung zu beteiligen, wenn die Bistümer entsprechende Rahmenbedingungen dafür schaffen.[447] Für die Beteiligung von Laien an der Seelsorge im Sinne des Volk-Gottes-Gedankens des II. Vatikanische Konzils und des Apostolats der Laien[448] gilt es, das Potenzial, das noch nicht überall ausgeschöpft ist, freizusetzen.
7. Laut Rainer Bucher ist die Gemeindeleitung die «letzte Bastion (des) priesterlichen Berufsmonopols auf Basisebene»[449], während in der Caritas, im Bildungsbereich und in der Kategorialseelsorge längst ein Prozess der «Entklerikalisierung, meist der Professionalisierung pastoraler Berufe»[450] stattgefunden hat. Die Zusammenarbeit von hauptamtlichen Laien und Priestern fordert beide Berufsgruppen in ihrer Identität heraus. Priester fragen sich, was ihre priesterliche Identität

446 Vgl. Butler, Psyche der Macht.
447 Siehe in diesem Buch I.2.4 Beteiligung der Laien an der Hirtenseelsorge und Jurisdiktion, 36–40.
448 Siehe in diesem Buch I.1.4 Laien in den Dokumenten des II. Vatikanischen Konzils, 21–26; LG 31; GS 92.
449 Bucher R., Der lange Weg, 140.
450 Bucher R., Der lange Weg, 140.

ausmacht und was ihre spezifische Funktion in der pastoralen Arbeit ist. Laien fragen sich, wie sie ihre Identität selbstbewusst und nicht nur in der Negativdefinition in Abgrenzung zum Priestertum definieren können. Dafür brauchte es eine spezifische theologische Reflexion und Diskussion über die Aufgabe und die Berufung der hauptamtlichen Laien in der Kirche.

8. Gemeindeleitung durch Laien wird weltweit praktiziert.[451] Formen davon existieren in Indien, Deutschland, Taiwan, Australien, im Kongo und im Amazonasgebiet. Wie Laien in diesen Ländern die Seelsorge vor Ort organisieren, ist noch wenig erforscht. Im Zuge der Umorganisation von Pfarreien in Mitteleuropa zu grösseren pastoralen Einheiten nimmt die Dringlichkeit zu, dass Laien vor Ort Gemeindeleben organisieren und am Leben erhalten. In der Schweiz wurden durch die Bildung von grösseren pastoralen Einheiten Gemeindeleiterinnen zu Pfarreibeauftragten. Ihre Aufgabenfelder, ihre Funktionsbezeichnung und ihr Selbstverständnis haben sich dadurch geändert. Diese Studie sammelte Erfahrungen von Gemeindeleiterinnen aus den letzten dreissig Jahren und dokumentiert so ihre Erfahrungen, die nicht dieselben sein werden, wie die der Pfarreibeauftragten in den sich bildenden grösseren pastoralen Einheiten. Wenn Pfarreien zu einer grösseren Einheit zusammengeschlossen wurden, kam es vor, dass die Gemeindeleiterinnen zu Pastoralassistentinnen wurden; dadurch mussten sie Kompetenzen wie Leitungsverantwortung oder Taufvollmachten an den Pastoralraumleitenden abgeben. Dies erlebten einige als schmerzhaft. Andere sahen es als Chance, mehr Zeit für die Seelsorge zu haben. Die Kirche ist im Wandel, Berufsbilder und Strukturen ändern sich. Dieser Wandel wird begleitet von Personen vor Ort, wie den Gemeindeleiterinnen ad interim, die einsprangen, wenn jemand gebraucht wurde, und oft auch wieder verdrängt wurden, wenn ein Priester gefunden wurde. Sie übernahmen die Aufgabe als Delegierte als Zwischenlösung und erhielten dabei selten die Sicherheit, sich längerfristig einsetzen zu können und etwas aufzubauen. Sie wurden gebraucht, aber oft nur als Zwischenlösung akzeptiert.

   In Konfliktfällen mit priesterlichen Mitarbeitern oder mit Gemeindemitgliedern sind sie auf die Unterstützung von Personen angewiesen, die sich für sie einsetzen. Meist sind es Priester in der Funktion

451 Siehe in diesem Buch IV.2.1 Gemeindeleitung durch Laien weltweit, 211–214.

des Pfarradministrators oder Pfarrer der Nachbarpfarreien, die sich für sie aussprechen. Die Solidarität von Priesterkollegen ist für diese Frauen eine wichtige Stütze in einer Krise. Doch nicht jede Befragte erfuhr Unterstützung. In Krisen überlegten sich die Befragten, ob sie als Frau in der Kirche bestehen können. Ihre seelsorgerischen Aufgaben, die sie als sinnstiftend erlebten, bewogen sie, trotz Schwierigkeiten den Beruf nicht zu wechseln.

9. Oft wirken Laien weltweit im *Ehrenamt* in der Funktion der Gemeindeleitung. Dies kann zu Überforderung führen. Eine Schulung in Kompetenzvermittlung ist darum wichtig, um diese Personen zu unterstützen. Die Situation in der Schweiz, in der Gemeinden von Laien mit einem Theologiestudium, berufsspezifischen Weiterbildungen und langjähriger Berufserfahrung geleitet werden, ist weltweit gesehen eine Ausnahmeerscheinung. Durch die in dieser Studie aufgezeigten verschiedenen sozialen Rollen einer Gemeindeleitung[452] zeigt sich, was eine Gemeindeleitung beinhaltet. Gemeindeleiterinnen sind Organisatorinnen, Seelsorgerinnen, Leiterinnen von Teams und Liturginnen. Für jede dieser Aufgaben benötigen sie spezifische Kompetenzen. Diese Kompetenzen und die Kompetenzvermittlung gilt es weiter auszubauen; davon profitieren kann auch die Priesterausbildung.

   Als Gemeindeleiterinnen organisieren die Befragten das Pfarreileben, koordinieren die verschiedenen Bereiche, übernehmen Leitungsaufgaben und sind Ansprechperson vor Ort. Durch ihre persönliche theologisch-spirituelle Haltung prägen sie die Pfarrei mit. Für das Einbinden von Freiwilligen ist es entscheidend, die Menschen vor Ort zu kennen, denn Seelsorge ist Beziehungs- und Vertrauensarbeit. Menschen öffnen sich in der Seelsorge meist in verletzlichen, intimen Momenten. Als Seelsorgerin und Vertreterin der Kirche kommen die Gemeindeleiterinnen immer wieder in Situationen, in denen sie erstaunt sind, wie viel ihnen Personen anvertrauen aufgrund ihrer Rolle als Repräsentantin der Kirche. Für die Funktion der Gemeindeleiterin braucht es Kommunikationskompetenzen und Empathie. Sie sind menschlich gefordert, Menschen zu begleiten in Lebenswendephasen, in Trauer und Krisen. Dazu müssen sie in Konflikten vermitteln und ein Team von Mitarbeitenden und Freiwilligen koordinieren. In kleineren Pfarreien sind sie häufig die einzige

452 Siehe in diesem Buch Kapitel III.3. Funktionen als Gemeindeleiterin, 145–171.

Seelsorgerin vor Ort und oft rund um die Uhr erreichbar. Eine Work-Life-Balance mit einem Privatleben oder freier Zeit, um andere Interessen zu pflegen, ist bei den unregelmässigen Arbeitszeiten sowie den Überstunden und Bereitschaftsdiensten schwierig. Wegen der hohen Belastung ist die Gefahr eines Burn-outs gross. Als persönliche Kraftquellen wird die eigene Spiritualität genannt, die oft von Ruhe und Kontemplation geprägt ist, sowie die Natur. Partnerschaften werden ebenfalls als Stütze erwähnt. Die Familie wird als ausgleichend, aber auch als zusätzliche Belastung empfunden.

In belastenden Situationen sind Gemeindeleiterinnen gefordert, sich auf das Wesentliche zu besinnen, Prioritäten zu setzen und somit auch den Sinn ihrer Aufgabe immer wieder neu zu reflektieren und zu deuten. Das Dasein und das Begleiten von Menschen sehen die Befragten darum als eigentliche Hauptaufgabe ihrer Arbeit in der Gemeinde.

Als Gemeindeleiterinnen sind sie sowohl Seelsorgerinnen als auch Organisatorinnen. Dies kann zu einem Rollenkonflikt führen, da sie gleichzeitig Vorgesetzte und Seelsorgerinnen sind. Als Leiterin gilt es, Ziele zu erreichen und einzufordern; als Seelsorgerin gilt es vor allem, hörend da zu sein und zu begleiten. Sich ihrer Rolle bewusst zu sein und die richtige Haltung zu entwickeln und die richtigen Worte zu finden, wurde von den Gemeindeleiterinnen als Herausforderung beschrieben.

Dort, wo sich die leitenden und seelsorgerischen Funktionen vermischen, kann dies zu Rollenkonflikten führen. Auch wenn es eine Arbeitsatmosphäre braucht, in der persönliche Probleme angesprochen werden können und nicht versteckt werden müssen, sollte die Leitungsperson nicht die Seelsorgerin des Teams sein. Eine Gemeindeleiterin kann als Leiterin auch Seelsorge organisieren und delegieren. Wo es seelsorgerliche Probleme gibt, besteht die Notwendigkeit, die Person an aussenstehende Seelsorgende, an geistliche Begleiter oder Begleiterinnen oder Psychologen zu verweisen.

Leiterinnen haben die Aufgabe, die Zuständigkeiten und die Zusammenarbeit im Team zu koordinieren und klare, transparente Strukturen zu schaffen. Probleme in der Zusammenarbeit müssen angesprochen und Lösungen gefunden werden. Eine Leiterin hat ebenfalls die Aufgabe, zu ermutigen und zu bestärken, indem sie Unterstützung gibt und Anerkennung zeigt. In einer respektvollen Atmosphäre wird

gemeinsam reflektiert und alle Mitarbeitenden in Entscheidungen miteinbezogen.

10. Die momentane Kirchenkrise ist eine Leitungs- und Vertrauenskrise.[453] Personen mit Leitungsverantwortung haben nicht eingegriffen bei Missbräuchen und so das Vertrauen in die Kirche als Institution erschüttert. Vertrauen wird nach Martin Hartmann erst thematisiert, wenn es nicht mehr da ist.[454] Leitung in der Kirche bedeutet darum in der heutigen Zeit, Vertrauen aufzubauen. Dies ist auch eine Aufgabe der Personen in der Leitungsverantwortung einer Pfarrei. Authentizität, Zeugnis geben und Beziehungsaufbau sind dabei vertrauensbildende Massnahmen, aber auch Gerechtigkeit. Für die Kirche bedeutet dies, mehr Gerechtigkeit zu ermöglichen. Konkret heisst dies, alle Gläubigen zu ermächtigen, als Teil der Kirche in einem gerechten, geschwisterlichen Miteinander Kirche zu leben. Dies bedeutet für die Kirche, dass sich ihre Strukturen ändern müssen.
    Die Befragten zeigten Mut, Neues auszuprobieren. Oft mussten sie Lösungen finden, auch im Dialog mit anderen. Sie bewährten sich in ihren Aufgaben. Meist im Alter von rund fünfzig Jahren verspürten sie das Bedürfnis, mehr Verantwortung zu übernehmen, und bewarben sich darum für eine Stelle in der Gemeindeleitung oder Pfarreiverantwortung. Sie wollten ihre Erfahrungen einbringen und die Kirche mitprägen. Die Kirche hat dieses Potenzial von Frauen mit Lebens- und Berufserfahrung für die Leitung der Kirche noch nicht genug ausgeschöpft.

Die Befragten waren als Studienabgängerinnen unsicher, ob sie mit einer Anstellung bei der Kirche glücklich würden. Oft musste erst durch Gespräche mit den Regenten Vertrauen aufgebaut werden, bis sie es wagten, in der Institution Kirche zu arbeiten. Beim Berufseinstieg mussten die Pastoralassistentinnen zunächst in ihre professionelle Rolle finden. Eine gute Betreuung war in dieser Phase entscheidend dafür, wie sie sich in ihrem eigenen Berufsbild wahrnahmen. Doch es zeigt sich auch, dass viele der Befragten gelitten haben unter ihrer Stellung als Frau in der Kirche. Dies ist eine Anfrage an die kirchlichen Strukturen und den Umgang von Priestern mit Frauen.

453 Siehe in diesem Buch Kapitel IV.3. Vertrauen in der Leitung, 220–227.

454 Vgl. Hartmann, Vertrauen (2004).

2. Handlungsimpulse

Im Handeln liegt das Potenzial der Veränderung.[455] Darum zeige ich im Folgenden einige konkrete, umsetzbare Handlungsimpulse auf. Diese werden teilweise in der Praxis schon verwirklicht, sind in ihrem Potenzial aber noch nicht überall voll ausgeschöpft.

2.1 Mehr Wertschätzung und Vertrauen durch Übergabe von Befugnissen

Eine Schwierigkeit der Gemeindeleitung durch Laien ist, dass ihnen Aufgaben übergeben werden, ohne dass sie die dafür notwendigen liturgischen Befugnisse erhalten. Sie dürfen nur mit ausserordentlichen Vollmachten Taufen spenden oder Eheassistenzen übernehmen. Wird ein Priester oder Diakon gefunden, müssen sie diese ausserordentlichen Befugnisse wieder abgeben, auch gegen ihren Willen. Dies kann Gefühle der Frustration und Ohnmacht auslösen. Es verletzt, wenn sie weniger Wertschätzung und Befugnisse als ihre geweihten Kollegen erhalten. Sie machen die Erfahrung, dass sie sich noch so anstrengen können, man hätte lieber einen Priester als sie. Ebenso machten die Befragten die Erfahrung, dass Priester sie nach Belieben mehr oder weniger beteiligen an Funktionen. Eine Beteiligung wird von den Befragten als Zeichen der Wertschätzung erlebt. Insgesamt erlebten die Befragten oft wenig Wertschätzung von Priestern für ihre geleistete Arbeit. Oft wurde sie erst geäussert, nachdem sie die Arbeitsstelle bereits verlassen hatten. Hingegen äusserten Gemeindemitglieder ihre Wertschätzung, was die Befragten in ihrer Funktion stärkte.

Die befragten Gemeindeleiterinnen äusserten den Wunsch, dass sie von der Bistumsleitung gern mehr Wertschätzung bekämen, dass ihnen öfter der Rücken gestärkt und ihnen Vertrauen in ihre Aufgaben und ihre Funktion zugesprochen würde. Das Legitimieren und Kämpfen um ihren Platz empfinden sie als unbefriedigend. Dies entziehe ihnen Energie, die sie lieber für die Seelsorge verwenden würden.

455 Vgl. Arendt, Vita activa, 300.

Immer weniger Menschen besuchen Gottesdienste und die Kirche ist ein Angebot unter vielen. In dieser Situation wünschten die Gemeindeleiterinnen mehr Unterstützung von der Amtskirche. In einer Situation, die der Mission gleicht, wünschen sie sich mehr Stärkung durch die kirchlichen Strukturen. Wertschätzung ist eine Haltung, die sich im Umgang mit Menschen zeigt. Segen, *benedicere* (wörtlich: gut/Gutes sagen), für ihre Aufgaben, das brauchen Personen im Dienst der Kirche. Nicht Beschränkungen und Verbote, sondern den Segen für ihre Aufgaben in der Welt.

Wertschätzung zeigt sich auch durch Übergabe von Befugnissen. Als im Bistum Basel im Jahre 1997 auch Frauen die ausserordentliche Tauferlaubnis von Rom erhielten, deutete dies der damalige Bischofsvikar, Max Hofer, als Zeichen der «Wertschätzung der Mitarbeit von Frauen im besonderen Auftrag der Kirche»[456]. Als im Jahre 2020 in einer Instruktion die Kleruskongregation[457] daran erinnerte, dass die Leitung der Pfarrei dem Priester vorbehalten sei, kritisierte Josef Annen, damals Generalvikar der Region Zürich und Glarus, an der Instruktion die mangelnde Wertschätzung gegenüber «hauptamtlich im Dienst der Gemeinde stehenden Pfarreibeauftragten»[458]. Auch der Osnabrücker Bischof Franz-Josef Bode, stellvertretender Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz, sah die Instruktion als «starke Bremse der Motivation und Wertschätzung der Dienste von Laien»[459]. Diese Aussagen von Bistumsvertretern zeigen, dass die Vergabe von Befugnissen an Laien ein Zeichen von Wertschätzung gegenüber dem geleisteten Dienst ist.

Gemeindeleitung durch Laien ist eine Funktion und kein kirchenrechtliches Amt. Denn es ist nicht auf Dauer angelegt,[460] sondern besteht nur, wenn ein Pfarramt unbesetzt bleibt. In diese Leerstellen sind Laien getreten. Wenn man ihnen nicht erlaubt, liturgische und damit verbundene seelsorgerische Aufgaben zu übernehmen, können sie das Amt nicht ausfüllen und die Leerstelle bleibt. Für Eucharistiefeiern, Taufen, Beichten, Krankensalbungen und Eheassistenzen müssen immer noch Priester oder Diakone gefunden werden. Für Firmungen ist es schwierig, Firm-

456 Hofer, Ausserordentliche Taufvollmacht, 262.

457 Vgl. Kongregation für den Klerus, Die pastorale Umkehr der Pfarrgemeinde.

458 Annen J., Zur Vatikan-Instruktion.

459 Zitiert nach: kath.ch: Unterschiedliche Reaktionen der Bischöfe auf Vatikan-Papier, 23.07.2020.

460 Siehe in diesem Buch I.2.3 Laienämter im Codex Iuris Canonici (1983), 34–36.

spender zu finden. Dies wird durch den Priestermangel noch verstärkt. Es besteht die Gefahr, dass Sakramente weniger häufig gespendet werden und in Vergessenheit geraten, wenn zu wenige Seelsorgende da sind, die diese Sakramente spenden dürfen. Wenn es möglich wäre, dass Frauen die Beichte abnehmen könnten oder bei Krankenbesuchen die Krankensalbungen spenden dürften, würden diese Sakramente wiederbelebt. Dies wäre auch eine Chance. Das Verbot, die Sakramente zu spenden, hinterlässt ein Vakuum, das von den wenigen verbleibenden Amtsinhabern kaum gefüllt werden kann. Zur Wiederbelebung der Sakramentenpastoral braucht es Menschen, die Personen vor Ort begleiten und die Sakramente spenden dürfen.

Delegieren heisst auch Befugnisse übertragen. Wer leitet, muss Aufgaben delegieren können. Dies findet auf verschiedenen Ebenen statt, wie die vorliegende Studie zeigt. Der Bischof delegiert die Pfarreiverantwortung an die Gemeindeleitung, und diese wiederum delegiert Aufgaben an Mitarbeitende wie Pastoralassistentinnen oder -assistenten, Sekretärinnen, Sekretäre, Katechetinnen, Katecheten oder Sakristaninnen und Sakristane. Werden Aufgaben delegiert, heisst dies, ein Stück weit darauf zu vertrauen, dass die damit betraute Person diese Aufgaben in der richtigen Weise erfüllt. Wird eine Person zu stark kontrolliert oder werden ihre Entscheidungen angezweifelt, fühlt sie sich in ihrer Funktion infrage gestellt. Es ist eine generelle Frage von Leitung, wie viel kontrolliert und wie viel darauf vertraut wird, dass die Person die Aufgabe selbstständig erfüllt. Es entstehen Konflikte, wenn Aufgaben an Personen ohne die nötigen Befugnisse delegiert werden, um diese Aufgaben selbstständig erfüllen zu können. Im Falle der Gemeindeleitung braucht es die Befugnis, selbstständig Entscheidungen fällen zu dürfen. Einer Leitungsperson wird vertraut, dass man sich auf ihr Wort und ihre Zusage verlassen kann. Dafür müssen die Zuständigkeiten geklärt sein.

Bei Konflikten zwischen Gemeindeleiterinnen und mitarbeitenden Priestern war es oft der Priester in der Funktion des Pfarradministrators, der den Konflikt schlichtete. Er hat durch seine Funktion die Jurisdiktion, die kirchenrechtliche Verantwortung der Pfarrei inne. Der Priester in der kirchenrechtlichen Verantwortung und der mitarbeitende Priester sind nicht immer ein und dieselbe Person. In Konflikten zeigt sich die strukturelle Ortlosigkeit der Frau in der Kirche. Priester sind, aufgrund ihrer Weihe und ihres Selbstverständnisses, oft mächtiger. Wenn Pfarradministratoren sich für die befragten Gemeindeleiterinnen einsetzten, wurde dies in der Erzählung als besonders positiv erfahren und hervorgehoben.

Dies zeigt auch, dass die Befragten es nicht als selbstverständlich empfanden, dass Kleriker sich für sie einsetzten und nicht für andere Priester. Sie erfuhren dies als bestätigend und unterstützend.

Auch Gemeindeleiterinnen sind gefordert, Mitarbeitenden zu vertrauen. Als Leiterinnen müssen sie darauf vertrauen, dass die Mitarbeitenden gewillt sind, ihre Arbeit pflichtbewusst zu erledigen. Verantwortung als Leiterin wahrzunehmen heisst, da zu sein, wenn alle Stricke reissen, und Lösungen aufzuzeigen. Dies bedeutet, einen Rahmen zu setzen, in dem andere wirken können. Indem Aufgaben an Mitarbeitende delegiert werden, im Vertrauen darauf, dass die Personen diese Aufgaben erfüllen können. Wenn einer Person etwas zugetraut wird, kann sie über sich hinauswachsen. Je mehr Verantwortung Personen erhalten, desto mehr identifizieren sie sich mit ihrer Aufgabe und die Aufgabe wird ein Teil von ihnen. Delegieren von Aufgaben heisst nicht, dass die ausführende Person die Ideen der ihr vorgesetzten Person ausführt, sondern innerhalb des Aufgabenbereichs gibt es Gestaltungsspielraum. Leitung, die Spielräume schafft, ermöglicht Räume für Kreativität, Inspiration und Wachstum.

Frauen und generell Laien werden oft im Gegenüber zum Klerus verstanden. Doch zusammen bilden sie das Volk Gottes.[461] Gemeindeleiterinnen haben keine angemessene institutionell-organisatorische sowie kirchenrechtliche und kirchlich-spirituelle Verortung in der Kirche. Dies macht ihre Stellung unsicher. Diese strukturelle Ortlosigkeit hat unter anderem zur Folge, dass Frauen als Lückenbüsserinnen – wenn kein Priester oder Diakon verfügbar ist oder nur ad interim, bis die Stelle wieder mit einem Priester besetzt wird – in der Gemeindeleitung eingesetzt werden. Den Gemeindeleiterinnen kann ihre Funktion entzogen werden, wie sich in den Einzelbiografien oder auch an den Umstrukturierungen von Pfarreien zeigt. Gemeindeleitende Laien können die Leitungsaufgaben in der Gemeinde nicht im selben Mass erfüllen wie ein Pfarrer, weil sie strukturell und theologisch von der Weihe und den damit verbundenen Vollmachten ausgeschlossen sind. Es bleibt eine Leerstelle, wenn sie keine Vollmachten erhalten, um die theologisch begründeten liturgischen Aufgaben zu erfüllen. Dies kann nur durch strukturelle Veränderungen in der Institution Kirche geschehen. Frauen und generell Laien sind nicht nur als ein Gegenüber zum Klerus zu verstehen, sondern

461 Vgl. LG 31; GS 92.

sind Vertreterinnen und Repräsentantinnen der Institution Kirche, und als solche sollten sie dieselben Vollmachten erhalten, im Namen der Institution zu handeln. Dafür brauchen sie einen strukturell-institutionell verankerten Ort in der Kirche.

Gemeindeleitungen durch Laien sind notwendig, um die Kirche vor Ort aufrechtzuerhalten. Es kommt aber zu Ambivalenzen, welche die Frauen teilweise selbst verinnerlicht haben. Sie fragen sich, kann ich das? Steht mir diese Funktion zu? Für die Beantwortung dieser Fragen fühlten sich die Befragten oft auch auf die Bestätigung durch den Priester angewiesen. Es braucht einen Mentalitäts- und Vorstellungswechsel, um die Gleichstellung der Geschlechter zu verwirklichen.

2.2 Leitung in vielfältigen Teams berücksichtigt verschiedene Standpunkte

Durch den Zusammenschluss von Pfarreien zu grösseren Seelsorgeeinheiten sind die Seelsorgenden gefordert, zusammenzuarbeiten. Während im früheren Modell Pfarrer oder Gemeindeleitende in der Rolle des Quasipfarrers[462] weitgehend auf sich gestellt waren in ihrer Arbeit in kleineren ländlichen Pfarreien, verlangt die überregionale Organisation vermehrte Zusammenarbeit. In einer Seelsorgeeinheit werden zunehmend spezialisierte Fachpersonen angestellt, beispielsweise für Angebote für Jugendliche oder die Sozialberatung. Darum besteht das Team aus Mitarbeitenden mit verschiedenen beruflichen Hintergründen. Die Entscheidungsfindung in diesen Teams dauert meist länger, ist aber breiter abgestützt, da verschiedene Sichtweisen berücksichtigt werden.

Die neuen Seelsorgekonzepte setzen auf eine Teamleitung durch Seelsorgende, meist mit einer letztverantwortlichen Leitung durch einen kirchenrechtlich verantwortlichen Priester. Geleitet wird dieses Team von einem Priester; er braucht für mehrheitsfähige Lösungen die Zustimmung der anderen Mitglieder des Leitungsteams.

Dafür gibt es verschiedene Modelle. In den französischsprachigen Bistümern der Schweiz setzt man vermehrt auf die Leitung durch ein

462 Vgl. Pastoralplanungskommission der Schweizer Bischofskonferenz, Seelsorgeberufe, 11.

Team. Im Bistum Sitten werden Seelsorgeregionen (*secteurs pastoraux*) von einem Pastoralteam (*équipe pastorale*) unter der Hauptleitung eines Pfarrers geleitet.[463] Das Bistum Lausanne-Genf-Freiburg setzt auf Leitungsteams, in denen auch Gemeindemitglieder ohne theologische Ausbildung vertreten sind. Unter dem Leitsatz «Den Glauben vorschlagen»[464] schlägt die Pastoralplanung der Diözese vor, dass eine Seelsorgeeinheit (*Unité pastorale*) geleitet wird von einem Seelsorgeteam. Das Seelsorgeteam besteht aus «Priestern, Diakonen, Laienseelsorgerinnen und -seelsorgern, ehrenamtlichen Laien, die von unserem Bischof ernannt werden»[465]. Jedes Mitglied ist für einen Teilbereich der Pfarrei zuständig, ist Bezugsperson einer Pfarrei oder begleitet eine Gruppe, einen Rat oder einen Dienst.[466]

Im Bistum Basel werden Bistumsregionen von einem Team, bestehend aus einem Priester, einem Diakon und einem Laientheologen oder einer Laientheologin, geleitet. Diversität fördert, dass verschiedene Standpunkte berücksichtigt werden. Mit Valentine Koledoye wurde im Mai 2020 erstmals ein afrikastämmiger Priester in die Leitung einer Bistumsregion befördert. Unterschiedliche kulturelle Hintergründe, unterschiedliche Alter und Geschlechter bringen verschiedene Erfahrungen in ein Team ein. Dadurch können kreative, mehrheitsfähigere Lösungen entstehen.

In einer komplexen Welt braucht es die Zusammenarbeit in Gruppen, um möglichst viele Aspekte berücksichtigen zu können. Besteht ein Leitungsgremium aus einem Team, wird in der Gruppe um Entscheidungen gerungen, wodurch diese mehrheitsfähiger werden. Je vielfältiger ein Team, umso mehr Sichtweisen fliessen in den Entscheidungsprozess mit ein. Teamarbeit ist ein Gewinn; wenn jede Person ihr Charisma einbringen kann, wenn verschiedene Charaktereigenschaften und Hintergründe einfliessen, bereichern sie die Zusammenarbeit und ausgewogene Lösungen werden gefunden. Leitung in Teams ist für mich ein Zukunftsmodell in der Leitung von Kirche auf allen Leitungsebenen.

463 Vgl. Bistum Sitten, Richtlinien für die Regionalseelsorge.

464 Les évêques de France, Proposer la foi.

465 Bistum Lausanne-Genf-Freiburg, Den Glauben vorschlagen, 10.

466 Vgl. Bistum Lausanne-Genf-Freiburg, Den Glauben vorschlagen, 10.

2.3 Gleichberechtigung, Gleichstellung und Chancengleichheit

Einige der befragten Frauen erlebten grosse Veränderungen in der Gesellschaft und der Kirche: den wirtschaftlichen Aufschwung der Nachkriegszeit, die Emanzipation der Frau in der Gesellschaft, die Veränderung der Kirche durch die Liturgiereform und die veränderte Stellung der Laien durch das II. Vatikanische Konzil. Die Gemeindeleiterinnen gestalteten die Aufbrüche in den Pfarreien mit, indem sie Gruppierungen gründeten und Partizipation und Gemeinschaft förderten. In diesen sozial-diakonischen Engagements im Beruf der Seelsorgerin fanden sie eine sinnvolle Aufgabe. Ihr Beruf ist für sie mehr als eine Arbeit, er ist eine Berufung, die sie als sinnstiftende Aufgabe erfahren. Eine Trennung zwischen privater und Berufsidentität gab es kaum.

Da sie ihren Beruf als sinnvoll erachten, erleben sie auch die Suchprozesse und ihren Lebensverlauf als sinnvoll. Wie weit die Grenzen ihrer Wirkungsmöglichkeiten als Frau im kirchlichen Dienst sein würden, war für sie als junge Frauen nicht absehbar, da sie meist über keine weiblichen Rollenvorbilder verfügten. Einige Befragte äusserten zu Beginn des Interviews, dass sie sich eigentlich nie hätten vorstellen können, Theologie zu studieren oder in der Kirche zu arbeiten. Diese Vorstellung war in der Kindheit oder Jugend keine Option für sie. Trotzdem haben sie meist zwanzig bis dreissig Jahre, also den grössten Teil ihres Berufslebens, für die Kirche gearbeitet. Sie sind Teil der Kirche und gestalten sie mit. Kirche ist für sie Heimat und Teil ihrer Identität. Die Gemeindeleiterinnen gestalteten die Kirche vor allem auf der lokalen Ebene der Gemeinde. Doch es benötigt Frauen auch auf überregionaler Leitungsebene, damit sie die Zukunft und die Gestalt der Kirche mitprägen können. Es braucht die völlige Gleichberechtigung und Gleichstellung der Frauen in der Kirche auf allen Ebenen. Damit Frauen strukturell nicht verdrängt werden können, brauchen sie einen strukturell verankerten Ort in der Amtskirche. Theologisch ist die Gleichberechtigung schon durchdacht; was es braucht, ist eine praktische Umsetzung in den Strukturen.

Als Repräsentantinnen der Kirche geben Frauen der Kirche ein anderes Gesicht als die traditionelle Amtskirche. Durch ihre Arbeit halten sie jedoch auch ein System aufrecht, in dem sie als Frau diskriminiert werden, da sie von Ämtern und Weihe ausgeschlossen sind. Dies zu akzeptieren, fällt vor allem den Frauen, die Jahrzehnte für die Kirche gearbeitet haben und nun kurz vor der Pensionierung stehen, zunehmend schwer. Sie sind enttäuscht über die Entwicklung der Kirche. Sie erhofften sich

eine verbesserte Stellung für Frauen in der Kirche, was nicht eingetreten ist. Angesprochen darauf, dass es Gemeindeleiterinnen gibt, empfinden sie dies nur als kleinen Schritt, da sie mit mehr gerechnet haben, nämlich mit der vollkommenen Gleichberechtigung von Männern und Frauen in der Kirche.

Die Kirche hat sich im letzten Jahrhundert immer wieder öffentlich für die Rechte der Frau eingesetzt; trotzdem diskriminiert sie Frauen in ihrer eigenen Institution. Die Emanzipierung der Frauen in der Kirche ist ein Teil der Emanzipation der Frauen in der Gesellschaft. Es ist ein doppelter Emanzipationsprozess[467] für die Frauen in der Kirche. Einerseits emanzipieren sie sich als Laien im beruflichen Feld der Kirche, andererseits emanzipieren sie sich als Frauen in einem bisher Männern vorbehaltenen Tätigkeitsfeld.

Hans Küng schreibt, die Kirche sei eine Gemeinschaft von «grundsätzlich Gleichen»[468]. Es ist eine Aufgabe der Kirche, «als Raum der Gleichberechtigung und zugleich Anwalt der Gleichberechtigung in der Welt»[469] zu wirken. Kirche ist eine «Gemeinschaft von Brüdern und Schwestern! Keinesfalls darf sie ein patriarchal regiertes Herrschaftssystem sein, das Menschen durch Paternalismus und Personenkult in die Unmündigkeit zurückversetzt und (bezüglich der Ämter und Repräsentation) das weibliche Geschlecht rechtlich und faktisch ausschließt und marginalisiert»[470]. Die Zugehörigkeit zum Christentum ermöglicht eine Identität jenseits von sozialen Kategorien: Paulus schreibt an die Galater: «Es gibt nicht mehr Juden und Griechen, nicht Sklaven und Freie, nicht männlich und weiblich; denn ihr alle seid einer in Christus Jesus.» (Gal 3,28)

Monika Tremel schreibt in Bezug auf Pastoralreferentinnen: Frauen sind «Subjekt der Evangelisierung der Kirche, sie verkörpern die Kirche selbst»[471]. Um diese theologische Aussage sichtbarer zu machen, braucht es auch liturgische Impulse. Frauen brauchen einen liturgischen Ort.

Bei den in dieser Arbeit befragten Gemeindeleiterinnen steht nicht die Macht im Zentrum ihrer Motivation, sondern die Beteiligung, Ermächtigung, Ermutigung und Förderung von Charismen und Talenten.

467 Vgl. Betschart, Frauen im Dienst der Kirche, 155.

468 Küng, Die Frau im Christentum, 119.

469 Küng, Die Frau im Christentum, 119.

470 Küng, Die Frau im Christentum, 119.

471 Vgl. Tremel, Die Evangelisierung der Kirche durch die Frauen, 74.

Katholizität versteht sich von der griechischen Wortbedeutung her als allumfassend. Eine Katholizität, die ausschliesst und begrenzt, ist somit keine Katholizität im ursprünglichen Sinne des Wortes mehr.

Die Forderung nach der Priesterweihe der Frauen wurde zum Ende des Gedenkjahres «500 Jahre Reformation» von katholischen und evangelischen Theologinnen neu formuliert. Die dritte Osnabrücker These hält fest: «Nicht der Zugang von Frauen zu den kirchlichen Diensten und Ämtern ist begründungspflichtig, sondern deren Ausschluss.»[472] In den folgenden Jahren bildeten sich verschiedene Bewegungen wie Maria 2.0, Junia-Initiative und andere. Die Dogmatikerin Margit Eckholt nannte in ihrer Rede zum Ehrendoktorat der Universität Luzern diese Bewegungen einen neuen innerkirchlichen Feminismus.[473] Darin wirken oft Frauen, die sich seit Jahrzehnten in der Kirche oder kirchennahen Institutionen engagieren. Sie fordern die Gleichberechtigung der Frauen in allen Strukturen der Kirche. Frauen, die sich für die Gleichberechtigung von Frauen in der Kirche einsetzen, erzählen, dass sie oft gegen eine Mauer stiessen. «Diese Mauer ist aus Angst gebaut. Und das tut weh»,[474] sagte die Präsidentin des Schweizerischen Katholischen Frauenbundes, Simone Curau-Aepli, nach einem Treffen mit den Schweizer Bischöfen. Diese Aktivistinnen und die Solidarität, die sie erhalten, erzeugen einen Rechtfertigungsdruck, der den Status quo infrage stellt. Gleichberechtigung der Frauen in der Kirche verändert die Kirche.

Das Verhältnis von Ordination und Jurisdiktion ist die Grundfrage der zukünftigen Gestalt von Kirche. Laut der Kirchenrechtlerin Sabine Demel soll es bei der Frauenordination weniger um Machtfragen gehen, sondern um die Berufung. Sie schlägt vor: «Es kann nicht mehr nur um die Öffnung bestimmter Weiheämter auch für Frauen gehen, sondern um die Weiterentwicklung bestehender (Weihe-)Ämter und eventuell neuer Amtsstrukturen.»[475] Vor der Veränderung der Kirche durch die Weihe und Amtsübergabe an Frauen fürchten sich wohl insbesondere diejenigen, die dadurch Macht verlieren. Es braucht das Vertrauen in die Veränderung.

472 Osnabrücker Thesen, Nr. 3.

473 Vgl. Eckholt, Frauen in kirchlichen Diensten und Ämtern.

474 Simone Curau-Aepli im Interview: Rauch, «Diese Mauer ist aus Angst gebaut …», 18.11.2020.

475 Demel, Frauen und kirchliches Amt, 272.

Die Benediktinerin Philippa Rath sammelte Biografien von Frauen und publizierte sie im Buch «… weil Gott es so will». Frauen erzählen von ihrer Berufung zur Diakonin und Priesterin …»[476]. Es fällt auf, dass viele ihre Biografie erzählen, aber nicht mit ihrem Namen erwähnt werden wollen. Auch wird deutlich, dass sie sich berufen fühlen, aber es gibt einige Stimmen, die sagen, dass das derzeitige Priestertum nicht das ist, was sie leben wollen, denn das Priestertum an sich soll sich ändern. Doch die Diskriminierung, dass sie vom Priestertum ausgeschlossen sind, bleibt für sie stossend.

Frauen sind wichtig für die Glaubensvermittlung. Glaubensvermittlung geschieht vor allem in der Kindheit, oft durch Frauen; darum sollte die Kirche mehr Vertrauen in die Frauen setzen. Wenn immer mehr Frauen sich von der Kirche entfernen, fehlt diese Glaubensvermittlung an die nächste Generation. Nicht nur dass Frauen fehlen, es wird auch das Glaubenswissen abnehmen.

Die Kirche von heute braucht Apostelinnen. Frauen nehmen wichtige Funktionen ein in der Verkündigung des Glaubens, sei es in der Katechese,[477] der Liturgie oder im Seelsorgegespräch oder durch ihr eigenes authentisches Lebenszeugnis. Lydia (Röm 16,7), die Hausvorsteherin, Junia (Röm 16,7), die Apostelin, und Phöbe (Röm 16,19), die Diakonin, bereiten die biblischen Grundlagen für Ämter von Frauen in der Kirche. Auch wenn sich die Ämterfrage in der Antike nicht in gleichem Masse gestellt hat. Ämter für Frauen in der Kirche und generell die strukturelle Gleichstellung der Frauen in der Kirche ist eine Frage der Gerechtigkeit.

Gleichberechtigung, Gleichstellung und Chancengleichheit, davon sind Frauen in den Strukturen der Kirche ausgeschlossen. Diese Ungleichbehandlung betrifft nicht nur Frauen, sondern Laien im Allgemeinen. Eine gleichberechtigte Kirche ist eine Kirche, in der Menschen gleiche Rechte haben, unabhängig von Geschlecht und Lebensstand; dies ist ein Menschenrecht, in Artikel 1 der Menschenrechte heisst es: «Alle Menschen sind frei und gleich an Würde und Rechten geboren.»[478] Männer und Frauen mit anderen Rechten auszustatten, verletzt dieses Menschenrecht. Nicht nur die Gleichberechtigung, auch die Gleichstellung in der Kirche ist nicht umgesetzt. Eine Gleichstellung der Frauen und der Laien in der Kirche gegenüber dem Klerus bedeutet, dass alle die gleiche sozia-

476 Vgl. Rath, «… weil Gott es so will».

477 Vgl. Papst Franziskus, Antiquum Ministerium.

478 Vereinte Nationen, Allgemeine Erklärung der Menschenrechte.

ler Stellung innehaben. Dies bedeutet, die Privilegien der Weihe zugunsten einer Gleichstellung aller Gläubigen aufzugeben und damit soziale Benachteiligungen aufgrund von Ständeunterschieden aufzuheben. Dafür braucht es auch Chancengleichheit in der Kirche. Dies bedeutet in der Umsetzung, dass Frauen und Laien die gleichen Chancen erhalten, Funktionen und Tätigkeiten in der Kirche zu übernehmen, unabhängig von ihrem Weihestand. Dies beginnt bereits in der Ausbildung, mit den Fragen: Erhalten Frauen Zugang zu Stipendien und Wohnmöglichkeiten wie Priesterseminaren? Erhalten sie Unterstützung und Zugang zu Netzwerken, oder werden sie isoliert? Frauen und Laien werden gegenüber Priesteramtskandidaten oft benachteiligt, indem sie weniger Ressourcen zur Verfügung gestellt bekommen. Das beeinflusst die Karriere- und Ausbildungsmöglichkeiten.

Die Kirche als Ort der Freiheit und des Wachsens, welche die Frohe Botschaft verkündet, benötigt Strukturen, die ihrer Botschaft entsprechen. Eine gerechte Kirche ist eine, in der Berufungen unabhängig von Geschlecht und Lebensform gelebt werden können. Dies sollte keine Frage der Macht sein, sondern der Glaubwürdigkeit der Heilsbotschaft des Evangeliums.

3. Schlusswort

Wie lassen sich die Erkenntnisse dieser Studie für die Gestaltung der Kirche der Zukunft fruchtbar machen? Nach Johann Baptist Metz gibt es «Erinnerungen, die herausfordern. Erinnerungen, in denen frühere Erfahrungen aufblitzen und die neue, gefährliche Einsichten für die Gegenwart aufkommen lassen»[479]. Die kritische Reflexion über das, was gewesen ist, zusammen mit den Stimmen der Überhörten und Übergangenen, gibt Impulse für die Gestaltung von Zukunft. Die hier vorgelegte Studie sammelte Erfahrungen von Frauen. Die befragten Gemeindeleiterinnen haben erinnert und erzählt, dadurch leisten sie einen Beitrag für die Zukunft.

Für diese Arbeit habe ich Dokumente studiert, wie die Beschlüsse des II. Vatikanischen Konzils, die vor mehr als fünfzig Jahren verfasst wurden. Es wird Zeit für neue Beschlüsse. Papst Franziskus hat neue Formen von

479 Metz, Glaube, 96.

konziliaren Prozessen in die Wege geleitet, diese werden die Konzilien der alten Form womöglich ersetzen. Es braucht gemeinsame und paritätische Gremien, Meinungsbildungsprozesse und Entscheidungsprozesse von Laien und Geweihten, Männern und Frauen, jungen und alten Menschen.

Die Stellung der Frau in der Kirche sowie die Frage nach Leitung und Entscheidungsfindung bleiben ein Thema, das die Kirche in den nächsten Jahren weiter beschäftigen wird. Als die Schweizer Frauen, das Frauenstimmrecht forderten, riefen sie: «Habt Vertrauen mit den Frauen.»[480] Es wird Zeit, dass Frauen in der Kirche Stimmrecht bekommen, dass sie Jurisdiktion erhalten, dass sie mitentscheiden können in der Gemeinde, in den Bistümern und in der Weltkirche. Nicht nur Frauen, sondern generell Laien sollten Mitsprache und Entscheidungsrecht in der Kirche erhalten. Die Kirche befindet sich momentan in einer Vertrauenskrise, denn viele Gläubige vertrauen der Kirche nicht mehr, weil Macht missbraucht und nicht zum Schutz der Schwächsten eingesetzt wurde, um Leid zu verhindern. Dies verlangt eine neue Leitungskultur in der Kirche und neue Verantwortungsträger, die das Vertrauen wiederherstellen – nicht nur das Vertrauen in die Frauen, sondern das Vertrauen mit den Frauen, wie es im Titel heisst, braucht es, um Veränderungen zu wagen.

Die Zukunft ist offen. Ich hoffe auf eine zukünftige Gestaltung von Kirche, in der Personen ihre Charismen leben können, unabhängig von Herkunft, Geschlecht und sexueller Orientierung. Es gilt die Zeichen der Zeit (GS 4) im Licht des Evangeliums zu deuten.

«Talita kum!, das heißt übersetzt:
Mädchen, ich sage dir, steh auf!» (Mk 5,41b)

480 Vgl. Fellenberg-Bitzi, Emilie Lieberherr, 58.

VI. Verzeichnisse

1. Abkürzungen

AA	Das Dekret über das Laienapostolat *Apostolicam actuositatem*
AAS	Acta Apostolicae Sedis. Amtsblatt des Apostolischen Stuhls
CIC	Codex Iuris Canonici. Codex des kanonischen Rechtes (1983)
COR	Conférence des ordinaires de la Suisse romande (Ordinarienkonferenz der französischsprachigen Schweiz)
DBK	Deutsche Bischofskonferenz
GS	Die pastorale Konstitution über die Kirche in der Welt von heute *Gaudium et Spes*
KIL	Katechetisches Institut Luzern
Kipa	Katholische Internationale Presseagentur. 2015 integriert in Katholisches Medienzentrum (kath.ch)
LG	Die dogmatische Konstitution über die Kirche *Lumen Gentium*
PO	Das Dekret über Dienst und Leben der Priester *Presbyterorum ordinis*
QA	*Querida Amazonia*. Nachsynodales Apostolisches Schreiben von Papst Franziskus
RPI	Religionspädagogisches Institut der Theologischen Fakultät der Universität Luzern
SBK	Schweizer Bischofskonferenz
SC	Die Konstitution über die heilige Liturgie *Sacrosanctum Concilium*
SKZ	Schweizerische Kirchenzeitung. Erscheint seit 1832 wöchentlich
TBI	Theologisch-pastorales Bildungsinstitut der deutschschweizerischen Bistümer

2. Bibelübersetzungen und antike Quellen

Clemens von Rom: Epistula ad Corinthios. Erster Brief an die Korinther (BKV), 40. Kap. Gottes Anordnungen in der Kirche sollen befolgt werden, in: Bibliothek der Kirchenväter, https://bkv.unifr.ch/de/works/cpg-1001/versions/clem-1clem-bkv/divisions/41, abgerufen am 26.02.2022.

Didascalia et Constitutiones Apostolorum, hg. von Franciscus Xaverius Funk, Torino/Paderbonae 1962.

Die Bibel. Einheitsübersetzung der Heiligen Schrift, hg. im Auftrag der Bischöfe Deutschlands u. a, Freiburg i. Br. 1980.

Die Bibel. Einheitsübersetzung der Heiligen Schrift, hg. im Auftrag der Bischöfe Deutschlands u. a, Freiburg i. Br. 2016.

Novum Testamentum graece (Nestle-Aland), hg. von der Deutschen Bibelgesellschaft, 28. Auflage, Stuttgart 2012.

Patrologie Latina 139, 1621; 141, 1121; 143, 602, http://patristica.net/latina, abgerufen am 15.07.2020.

Plinius Epistularum lib. X, epistola XCVII Traiano imperatori, in: Freudenberger, Rudolf: Das Verhalten der römischen Behörden gegen die Christen im 2. Jahrhundert, dargestellt am Brief des Plinius an Trajan und den Reskripten Trajans und Hadrians, München 1967.

Tertullian: De praescriptione haereticorum 41. Die Prozeßeinreden gegen die Häretiker 41, in: Kellner, Heinrich: Bibliothek der Kirchenväter, 1. Reihe, Bd. 7, München 1912.

Zürcher Bibel 2007, hg. vom Kirchenrat der Evangelisch-reformierten Landeskirche des Kantons Zürich.

3. Kirchliche Veröffentlichungen

II. Vatikanisches Konzil (alle in: Rahner, Karl/Vorgrimler, Herbert: Kleines Konzilskompendium. Sämtliche Texte des Zweiten Vatikanums, 35. Auflage, Freiburg i. Br. 2008):

- Die Konstitution über die heilige Liturgie *Sacrosanctum Concilium*, 51–90.
- Die dogmatische Konstitution über die Kirche *Lumen Gentium*, 123–200.
- Das Dekret über das Laienapostolat *Apostolicam actuositatem*, 389–421.
- Die pastorale Konstitution über die Kirche in der Welt von heute *Gaudium et Spes*, 449–552.
- Das Dekret über Dienst und Leben der Priester *Presbyterorum ordinis*, 561–598.
- Das Dekret über die Missionstätigkeit der Kirche *Ad Gentes*, 607–653.

Acta Commissionum, Pontificia Commissio Decretis Concilii Vaticani II interpretandis, in: AAS 63 (1971), 329–330.

Acta Consiliorum, Pontificum consilium de legum textibus interpretandis, in: AAS 86 (1994), 541–542.

Allgemeine Einführung in das Römische Messbuch / Institutio Generalis Missalis Romani, hg. und übers. von den Liturgischen Instituten in Salzburg, Trier und Zürich, Trier 1970.

Bistum Aachen, Bischöfliches Generalvikariat Hauptabteilung Pastoral / Schule / Bildung: Berufen zur Verantwortung. Richtlinien zu besonderen Leitungsformen in Pfarreien und Gemeinden des Bistums Aachen, Aachen 2014, http://kirche-waehlen.de/fileadmin/user_upload/bistum-aachen/vorbereitung/broschuere-berufen-zur-verantwortung.pdf, abgerufen am 18.03.2022.

Bistum Basel: Synode 72 Diözese Basel. Gesamtband, Solothurn 1978.

Bistum Basel: Gemeindeleitung – Führung einer Pfarrei und fremdsprachigen Mission, Solothurn 1990.

Bistum Basel: Amt und Gemeindeleitung heute. Eine pastorale Handreichung, hg. vom bischöflichen Ordinariat, Solothurn 2001.

Bistum Basel: Eucharistiefeier, Wortgottesfeier, Kommunionfeier, Agapefeier. Grundsätze, Richtlinien und Arbeitshilfen für die Seelsorger und Seelsorgerinnen, Solothurn 2005 (revidiert 31.07.2018).

Bistum Basel: Den Glauben ins Spiel bringen. Pastoraler Entwicklungsplan Bistum Basel. Kerndokumente, Solothurn 2006.

Bistum Basel: Pastoralraum. Dossier zur Errichtung des Pastoralraumes NN. A1 Was sind Pastoralräume und warum sollen sie errichtet werden?, Solothurn 2010.

Bistum Basel: Pastoralraum. Dossier zur Errichtung des Pastoralraumes NN. A2 Gebrauchsanweisung Dossier zur Errichtung eines Pastoralraumes, Solothurn 2013.

Bistum Basel: Pastoralraumpfarrer – Pfarrer: Klärung der kirchenrechtlichen Beziehung (Unterstellung) des Pfarrers zum Pastoralraumpfarrer. Ausführungsbestimmungen, Solothurn 2013.

Bistum Basel: Pastoralraum. Dossier zur Errichtung des Pastoralraumes NN. E1 Pastoralraum: Führungsmodelle, Solothurn 2014.

Bistum Basel, Offizialat: Ehe: ABC für die Ehevorbereitung, 8. Auflage, Solothurn 2015.

Bistum Basel, Bischöfliches Ordinariat, Generalvikar: Leitungsassistent/Leitungsassistentin Pastoralraum Führungstyp A (Muster), 16.03.2017, www.bistum-basel.ch/Htdocs/Files/v/8098.docx/Stellenbeschreibung%20Leitungsassistent-in%20Pastoralraum%20Typ%20A%20-%20Muster%20(16.03.2017).docx?download=1., abgerufen am 29.12.2020.

Bistum Basel: Pastoralraum: Dossier zur Errichtung des Pastoralraumes NN. Pfarrei: Leitung, Solothurn 2018.

Bistum Basel: Organisation Bistum Basel: Statut der Pastoralräume Typ A, Solothurn (Datum der Errichtung des Pastoralraums).

Bistum Basel: Organisation Bistum Basel: Statut der Pastoralräume Typ B, Solothurn (Datum der Errichtung des Pastoralraums).

Bistum Basel: Taufpastoral im Bistum Basel. Grundsätze, Richtlinien, Arbeitshilfen, Solothurn 18.09.2013, überarbeitet 01.07.2019.

Bistum Basel: Pfarrer/Gemeindeleiter/-in. Voraussetzungen für die Übertragung der Leitungsverantwortung. Grundsatz und Richtlinien, Verantwortlich: Abteilung Personal, Solothurn 11.01.2005/11.02.2020.

Bistum Basel, Bischof Felix Gmür: Besonnen weitergehen. Zur Instruktion der Kleruskongregation «Die pastorale Umkehr der Pfarrgemeinde im Dienst an der missionarischen Sendung der Kirche», 29.06.2020, www.bistum-basel.ch/Organisationsentwicklung-Pastoralraume/Besonnen-weitergehen.html, abgerufen am 03.08.2020.

Bistum Basel: Personalverzeichnis der Diözese Basel / Annuaire du Diocèse de Bâle, Solothurn 2022.

Bistum Chur: Synode 72 Bistum Chur. Gesamtband, Chur 1977.

Bistum Chur: Mitteilung des Bischofsrats: Volkswahl des Gemeindeleiters / der Gemeindeleiterin?, Chur, 15. Mai 2000.

Bistum Chur: Normvorlage für das Pflichtenheft des Gemeindeleiters/der Gemeindeleiterin, 2000, www.bistum-chur.ch, Upload 2013/12, abgerufen am 23.03.2020.

Bistum Chur: Richtlinien für die Einsetzung von Gemeindeleiterinnen und Gemeindeleitern im Bistum Chur, Chur 2005.

Bistum Chur, Bischof Amédée Grab: Richtlinien für die Einsetzung von Gemeindeleiterinnen und Gemeindeleitern im Bistum Chur, Chur 2005.

Bistum Chur: Statut des Rates der Laientheologinnen, Laientheologen und Diakone des Bistums Chur, Chur 2008.

Bistum Chur: Rahmenordnung für die Seelsorgeräume im Bistum Chur, Chur 2010.

Bistum Chur: Grundsätze und Richtlinien für die Fortbildung der Seelsorger und Seelsorgerinnen im Bistum Chur, Abschnitt 4.4., Chur, 17.06.2013.

Bistum Chur: Statistik Bistum Chur, 2019, www.bistum-chur.ch/info/statistik, abgerufen am 29.03.2022.

Bistum Chur: Personalverzeichnis Bistum Chur / *Register dil persunal uestgiu da Cuera* / *Elenco del personale diocesi di Coira*, Chur 2019 und 2022.

Bistum Lausanne-Genf-Freiburg: Den Glauben vorschlagen – Pastoralplanung, Fribourg 2007.

Bistum Sitten: Richtlinien für die Regionalseelsorge. Hilfen, Reglungen, Weisungen für die Seelsorge, Sitten 2013.

Bistum St. Gallen: Synode 72 Bistum St. Gallen. Verabschiedete Texte, St. Gallen 1975.

Bistum St. Gallen: Seelsorgeeinheiten, St. Gallen 2012, www.bistum-stgallen.ch/fileadmin/kundendaten/Dokumente/HiReWe_neu/3.2.1_Richtlinien_Seelsorgeeinheit.pdf, abgerufen am 13.04.2020.

Bistum St. Gallen: Personalstatistik des Jahres 2021, in: Bistum St. Gallen: Personalverzeichnis, St. Gallen 2021, 202–203.

Bistümer Basel, Chur, St. Gallen: Richtlinien für die Anstellung von Laientheologen, in: SKZ 140/1972, 739–740.

Bistümer Basel, Chur, St. Gallen: Richtlinien für den Einsatz von Pastoralassistenten, Chur/St. Gallen 1978.

Codex Canonum Ecclesiarum Orientalium, Vatikan 1990.

Codex Iuris Canonici, Vatikan 1918.

Codex Iuris Canonici, Vatikan 1983.

Codex Iuris Canonici / Codex des kanonischen Rechtes. Lateinisch-deutsche Ausgabe, 9. Auflage, Kevelaer 2018.

Conférence des Ordinaires Romands (COR): Formation et engagement des permanents laïcs, Document de référence, 30 octobre 1990.

Congregatio de Cultu Divino et Disciplina Sacramentorum: Instructio *Redemptionis Sacramentum*. De quibusdam observandis et vitandis circa Sanctissimam Eucharistiam, Vatikan 2004, www.vatican.va/roman_curia/congregations/ccdds/documents/rc_con_ccdds_doc_20040423_redemptionis-sacramentum_lt.html, abgerufen am 16.07.2021.

Congregatio de Cultu Divino et Disciplina Sacramentorum*: Ordo celebrandi matrimonium,* Vatikan 1991.

Corpus Iuris Civilis, Bd. 2: Codex Iustinianus, hg. von Paul Krüger, Berlin 1906.

Denzinger, Heinrich/Hoping, Helmut /Hünermann, Peter: Kompendium der Glaubensbekenntnisse und kirchlichen Lehrentscheidungen, 38. Auflage, Freiburg i. Br. 1999.

Deutsche Bischofskonferenz: Zur Ordnung der pastoralen Dienste (Die deutschen Bischöfe 11), Bonn 1977.

Deutsche Bischofskonferenz: Die Frage der Stellung der Frau in der Kirche und Gesellschaft (Die deutschen Bischöfe 30), Bonn 1981.

Deutsche Bischofskonferenz: Der pastorale Dienst in der Pfarrgemeinde (Die deutschen Bischöfe 54), Bonn 1995.

Deutsche Bischofskonferenz: Zeit zur Aussaat. Missionarisch Kirche sein (Die deutschen Bischöfe 68), Bonn 2000.

Deutsche Bischofskonferenz: Rahmenstatuten und -ordnungen für Gemeinde- und Pastoral-Referenten/Referentinnen (Die deutschen Bischöfe 96), Bonn 2011.

Deutsche Bischofskonferenz/Zentralkomitees der deutschen Katholiken (ZdK): Das Zusammenwirken von Charismen und Diensten im priesterlichen, prophetischen und königlichen Volk Gottes. Arbeitsthesen des Beirates «Priester und Laien» der Gemeinsamen Konferenz, Bonn 2012.

Deutsche Bischofskonferenz: «Gemeinsam Kirche sein». Wort der deutschen Bischöfe zur Erneuerung der Pastoral (Die deutschen Bischöfe 100), Bonn 2015.

Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz (DOK): Richtlinien für den Einsatz von Pastoralassistenten in den Bistümern Basel, Chur und St. Gallen, Fribourg 1978.

Die Feier der Trauung in den katholischen Bistümern des deutschen Sprachgebietes, hg. im Auftrag der Bischofskonferenzen Deutschlands, Österreichs und der Schweiz sowie der (Erz-)Bischöfe von Bozen-Brixen, Lüttich, Luxemburg und Straßburg, Zürich u. a. 1992.

Ecclesia Catholica, Commissio Codici Iuris Canonici Recognoscendo: De Clericis – De Sacra Hierarchia (W. Onclin, Relator), in: Communicationes 3/1971, 187–191.

Ecclesia Catholica, Secretaria Status, Rationarium: Annuario Pontificio, Ufficio Centrale di Statistica della Chiesa, Vatikan 2019.

Erzbistum München und Freising: Marx: Erfahrungen der Ortskirche aufnehmen. Erzbischof von München und Freising bedauert mangelndes Miteinander von Universal- und Teilkirche, Pressemitteilung, 24.06.2020, www.erzbistum-muenchen.de/news/bistum/Marx-Erfahrungen-der-Ortskirche-aufnehmen-37417.news, abgerufen am 03.08.2020.

Generalvikar des Bistums Chur in Zürich, Römisch-katholische Zentralkommission des Kantons Zürich: Arbeitspapier für die Seelsorge im Kanton Zürich, Teil I: Für eine lebendige und solidarische Kirche, Zürich 1999.

Kongregation für den Gottesdienst: III. Instruktion *Liturgicae instaurationes*, in: AAS 62 (1970), 692–704.

Kongregation für den Gottesdienst und die Sakramentenordnung: Direktorium. Sonntägliche Gemeindegottesdienste ohne Priester, hg. vom Sekretariat der DBK, Bonn 1988.

Kongregation für den Gottesdienst und die Sakramentenordnung: Instruktion *Redemptionis Sacramentum* über einige Dinge bezüglich der heiligsten Eucharistie, die einzuhalten und zu vermeiden sind, hg. vom Sekretariat der DBK, Bonn 2004.

Kongregation für den Gottesdienst und die Sakramentenordnung: Homiletisches Direktorium (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls, Nr. 201), hg. vom Sekretariat der DBK, Bonn 2014.

Kongregation für den Klerus: Instruktion *Ecclesiae de mysterio*, Praktische Verfügungen, in: AAS 89 (1997), 865.

Kongregation für den Klerus: Instruktion *Die pastorale Umkehr der Pfarrgemeinde im Dienst an der missionarischen Sendung der Kirche*, Vatikan 2020.

Kongregation für die Glaubenslehre: Erklärung *Inter insigniores*. Zur Frage der Zulassung der Frauen zum Priestertum, 15.10.1976, hg. vom Sekretariat der DBK, Bonn 1986.

Kongregation für die Glaubenslehre: Schreiben an die Bischöfe der katholischen Kirche über einige Aspekte der Kirche als Communio, hg. vom Sekretariat der DBK, Bonn 1992.

Les évêques de France: Proposer la foi dans la société actuelle. Lettre aux catholiques de France, Paris 1996.

Liturgisches Institut Zürich im Auftrag der deutschschweizerischen Bischöfe (Hg.): Die Wortgottesfeier. Der Wortgottesdienst der Gemeinde am Sonntag. Vorsteherbuch für Laien, Freiburg i. Ü 1997.

Liturgisches Institut der deutschsprachigen Schweiz: Hl. Maria Magdalena – Apostelin der Apostel – 22. Juli (Messbucheinlage), www.liturgie.ch/praxis/kirchenjahr/heiligenfeste/1490-maria-magdalena-liturgische-texte, abgerufen am 09.06.2021.

Papst Franziskus: Charismen im Dienst der evangelisierenden Gemeinschaft, in: *Evangelii gaudium*. Apostolisches Schreiben vom 24. November 2013 (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls, Nr. 194), hg. vom Sekretariat der DBK, Bonn 2013, Nr. 130–131.

Papst Franziskus: *Evangelii gaudium*. Apostolisches Schreiben vom 24. November 2013 (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls, Nr. 194), hg. vom Sekretariat der DBK, Bonn 2013.

Papst Franziskus: *Querida Amazonia*. Nachsynodales Apostolisches Schreiben, Vatikan 2. Februar 2020.

Papst Franziskus: *Antiquum Ministerium*. Apostolisches Schreiben in Form eines «Motu proprio», Vatikan 10. Mai 2021. www.vatican.va/content/francesco/de/motu_proprio/documents/papa-francesco-motu-proprio-20210510_antiquum-ministerium.html, abgerufen am 13.05.2021.

Papst Franziskus: *Spiritus Domini*. Sulla modifica del can. 230 § 1 del Codice di Diritto Canonico circa l'accesso delle persone di sesso femminile al ministero istituito del Lettorato e dell'Accolitato. Lettera Apostolica in forma di «Motu proprio», Vatikan 2021, www.vatican.va/content/francesco/it/motu_proprio/documents/papa-francesco-motu-proprio-20210110_spiritus-domini.html, abgerufen am 13.05.2021.

Papst Johannes XXIII.: Enzyklika *Pacem in terris*, Vatikan 1963.

Papst Johannes Paul II.: Apostolische Konstitution *Sapientia Christiana*, vom 14. April 1979.

Papst Johannes Paul II.: Ansprache an Laien im kirchlichen Dienst im Dom zu Fulda am 18. November 1980, in: Papst Johannes Paul II. in Deutschland (15.–19. November 1980), hg. vom Sekretariat der DBK, Bonn 1980.

Papst Johannes Paul II.: Apostolisches Schreiben *Mulieris dignitatem*. Über die Würde und Berufung der Frau, vom 15. August 1988, hg. vom Sekretariat der DBK, Bonn 1988.

Papst Johannes Paul II.: Die Charismen, in: Johannes Paul II.: Nachsynodales Apostolisches Schreiben *Christifideles laici*. Über die Berufung und Sendung der Laien in Kirche und Welt, vom 30. Dezember 1988, hg. vom Sekretariat der DBK, Bonn 1991.

Papst Johannes Paul II.: Nachsynodales Apostolisches Schreiben *Christifideles laici*. Über die Berufung und Sendung der Laien in Kirche und Welt, vom 30. Dezember 1988, hg. vom Sekretariat der DBK, Bonn 1991.

Papst Johannes Paul II.: Apostolat der Laien – Berufung und Sendung. Ansprache bei der Generalaudienz vom 2.3.1994, in: L'Osservatore Romano, Wochenausgabe in deutscher Sprache, Ostfildern 11.03.1994.

Papst Johannes Paul II.: Apostolisches Schreiben *Ordinatio sacerdotalis*. Über die nur Männern vorbehaltene Priesterweihe, vom 22. Mai 1994, hg. vom Sekretariat der DBK, Bonn 1994.

Papst Paul VI.: Instruktion *Ordo Consecrations Virginium*, Vatikan 1970.

Papst Paul VI.: *Ministeria quaedam*, Motu proprio, Vatikan 1972.

Papst Pius XII: Enzyklika *Mystici corporis Christi,* Vatikan 1943.

Pastoralplanungskommission der Schweizer Bischofskonferenz: Seelsorgeberufe in Veränderung, St. Gallen 2014.

Römisch-katholische Landeskirche des Kantons Luzern: Handbuch, Luzern, 15.5.2012.

Schott Messbuch für die Sonn- und Festtage des Lesejahres B, Originaltexte der authentischen deutschen Ausgabe des Messbuches und des Messlektionars, Freiburg i. Br. 2018.

Schweizer Bischofskonferenz: Rahmenordnung für die Ausbildung zum Dienst als Pastoralassistent oder Pastoralassistentin in der Schweiz, Fribourg 1988.

Schweizer Bischofskonferenz: Rahmenordnung für die Ausbildung zum Dienst als Priester in der Schweiz, Fribourg 1988.

Schweizer Bischofskonferenz: Leitlinien zur Ausbildung und Beauftragung zu ehren-/nebenamtlichen liturgischen Laiendiensten, Fribourg 2002.

Schweizer Bischofskonferenz: Beauftragte Laien im kirchlichen Dienst (Pastoralschreiben 12), Fribourg 2005.

Schweizer Bischofskonferenz: Laici assunti al servizio della Chiesa (Documenti dei Vescovi Svizzeri 12), Fribourg 2005.

Schweizer Bischofskonferenz: Wort der Schweizer Bischöfe zur Instruktion *Redemptionis Sacramentum*, Fribourg 2005.

Schweizer Bischofskonferenz: Empfehlungen der Schweizer Bischofskonferenz (SBK) für die Spendung der Jungfrauenweihe gemäss can. 604 CIC, Fribourg 2006.

Schweizer Bischofskonferenz: Communiqué 186. Sitzung der DOK, 19.11.2018, Mitteilung im Anschluss an die Sitzung vom 30.10.2018, www.bischoefe.ch/wir/dok/communique/communique-186-sitzung-der-dok, abgerufen am 29.12.2020.

Verfassung der Römisch-katholischen Landeskirche des Kantons Basel-Landschaft, vom 10. Februar 1976 (Stand 1. Januar 2015).

4. Sekundärliteratur

Achelis, Hans/Flemming, Joh.: Die ältesten Quellen des orientalischen Kirchenrechts. Zweites Buch: Die syrische Didaskalia, Leipzig 1984.

Adam, Adolf/Haunerland, Winfried: Grundriss Liturgie, 9. Auflage, Freiburg/Basel/Wien 2012.

Adam Schwartz, Michèle: Hat die «Gemeindeleiterin» eine Leitungsfunktion? Rechtliche Möglichkeiten der Anwendung der cc. 129 § 2 und 517 § 2 CIC/1983, Wien 2008.

Adam Schwartz, Michèle: Pfarrei und Kirchgemeinde. Verhältnisbestimmung für die deutschsprachige Schweiz unter spezifischer Berücksichtigung rechtshistorischer Aspekte, Münster 2012.

Aerne, Peter: Zwei Frauen, die die Kirche veränderten, in: Tages-Anzeiger Blog, 12.08.2019, https://blog.tagesanzeiger.ch/historyreloaded/index.php/4712/zwei-frauen-die-die-kirche-bereicherten, abgerufen am 31.06.2021.

Ahlers, Reinhild: Kommentar zu can. 517 CIC/83, Rz. 17, Januar 2008, in: Lüdicke, Klaus (Hg.): Münsterischer Kommentar zum Codex Iuris Canonici, Loseblattsammlung, Essen 1984 ff.

Albisser, Judith: Kirche im Wandel – Veränderung in der religiösen Praxis, in: SKZ 182/2014, 349–356.

Altermatt, Urs: Der Weg der Schweizer Katholiken ins Ghetto. Die Entstehungsgeschichte der nationalen Volksorganisation im Schweizer Katholizismus 1848–1919, Zürich 1972.

Altermatt, Urs: Katholizismus und Moderne. Zur sozial- und Mentalitätsgeschichte der Schweizer Katholizismus im 19. und 20. Jahrhundert, 2. Auflage, Zürich 1991.

Amann, Thomas A.: Laien als Träger von Leitungsgewalt? Eine Untersuchung aufgrund des Codex Iuris Canonici, München 1996.

Amherd, Moritz (Hg.): Wolfgang Haas. Bischof ohne Volk, Volk ohne Bischof. Dokumentation und kritischer Kommentar rund um den Fall Haas, Zürich 1991.

Amherdt, François-Xavier: *Les regroupements paroissiaux. Bilan et perspectives*, in: Lumen Vitae 1/2012, 33–35.

Annen, Josef: Zur Vatikan-Instruktion. «Danke, liebe Pfarreibeauftragte», in: Katholische Kirche im Kanton Zürich, 10.08.2020, www.zhkath.ch/kirche-aktuell/spiritualitaet-seele/danke-liebe-pfarreibeauftragte, abgerufen am 15.07.2021.

Annen, Philipp: Agency auf der Straße. Eine biographietheoretische Studie zu jungen Menschen und ihren Wegen in die Wohnungslosigkeit, Wiesbaden 2020.

Ansorge, Dirk (Hg.): Das Zweite Vatikanische Konzil. Impulse und Perspektiven, Münster 2013.

Appiah, Kwame Anthony: Identitäten. Die Fiktionen der Zugehörigkeit, Berlin 2019.

Arendt, Hannah: Rahel Varnhagen. Lebensgeschichte einer deutschen Jüdin aus der Romantik, München/Zürich 1959.

Arendt, Hannah: Vita activa, 13. Auflage, München/Zürich 2013.

Armbruster, Klemens: Von der Krise zur Chance. Wege einer erfolgreichen Gemeindepastoral, Freiburg/Basel/Wien 1999.

Assmann, Aleida: Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses, München 1999.

Aufderbeck, Hugo: Sonntagsgottesdienst ohne Priester, in: Maas-Ewerd, Theodor/Richter, Klemens (Hg.): Gemeinde im Herrenmahl. Zur Praxis der Messfeier, Freiburg i. Br. 1976, 91–96.

Augustin, Georg/Koch, Kurt (Hg.): Priestertum Christi und priesterlicher Dienst, Freiburg/Basel/Wien 2013.

Aulenbacher, Christine/Xibaut, Bernhard (Hg.): *La Théologie Pratique appliquée à la Pastorale, Cinquantenaire de l'IPR de Strasbourg*, Münster 2014.

Backes, Julian: «Apostola Apostolorum». Beobachtungen zum Magdalenenproprium des Breviarium Praemonstratense, in: Analecta Praemonstratensia 90/2015, 287–290.

Balthasar, Hans Urs von: Schleifung der Bastionen. Von der Kirche in dieser Zeit, Einsiedeln 1952.

Balthasar, Hans Urs von, im Gespräch mit Erwin Koller, in: Schweizer Fernsehen DRS, Zeugen des Jahrhunderts, 1981, www.youtube.com/watch?v=ygKIWUa-iLM, abgerufen am 03.06.2020.

Bartl, Wolfgang: Kooperative Leitung von Pfarrassistent und Priester im Pfarrverband. Erfahrungen, Realitäten und ein Blick in die Zukunft, in: Panhofer, Johannes/Schneider, Sebastian (Hg.): Spuren in der Kirche von morgen. Erfahrungen mit Gemeindeleitung ohne Pfarrer vor Ort – Impulse für eine menschennahe Seelsorge, Ostfildern 2009, 68–73.

Baumann, Klaus/Büssing, Arndt/Frick, Eckhard/Jacobs, Christoph/Weig, Wolfgang: Zwischen Spirit und Stress. Die Seelsorgenden in den deutschen Diözesen, Würzburg 2017.

Baumert, Manfred: Natürlich – übernatürlich. Charismen entdecken und weiterentwickeln. Ein praktisch-theologischer Beitrag aus systematisch-theologischer Perspektive mit empirischer Konkretion, Frankfurt a. M. 2011.

Baumgartner, Konrad/Scheuchenpflug, Peter (Hg.): Lexikon der Pastoral, Freiburg/Basel/Wien 2002.

Bayer, Niklaus: Gemeinde ohne Pfarrer am Ort, in: SKZ 155/1987, 53–55.

Beal, Joan P.: The Exercise of the Power of Governance by Lay People: State of the Question, in: The Jurist 55/1995, 1–92.

Belok, Manfred: Das Duale System der Römisch-Katholischen Kirche in der Schweiz, in: ders./Kohler-Spiegel, Helga (Hg.): Kirche heute leben. Eine Ermutigung, Zürich 2013, 78–82.

Belok, Manfred: Die Synode 72 Schweiz: Das kirchliche Dienstamt und die Anfänge zweier «Laien»-Ämter, in: Schmiedl, Joachim/Walz, Robert (Hg.): Die Kirchenbilder der Synoden. Zur Umsetzung konziliarer Ekklesiologie in teilkirchlichen Strukturen, Freiburg i. Br. 2015, 138–164.

Belok, Manfred/Loretan-Saladin, Franziska: Zwischenmenschlich. Beziehungspastoral heute, Zürich 2016.

Belser, Eva Maria: Pfarrwahl und Patronatsrecht: Mitwirkungsrecht der Laien aus historischer Sicht, in: SKZ 41/1997, www.kath.ch/skz/skz-1997/schweiz/sc41a.htm, abgerufen am 04.05.2022

Bender, Christiane: Machen Frauen Kirche? Erwerbsarbeit in der Organisierten Religion, Mainz 1996.

Berkel, Karl: Organisationspsychologie der Gemeinde, in: Baumgartner, Isidor (Hg.): Handbuch der Pastoralpsychologie, Regensburg 1990, 303–331.

Bernal, Salvador: Msgr. Josemaría Escrivá de Balaguer. Aufzeichnungen über den Gründer des Opus Dei, Köln 1978.

Berner, Hans: Art. Kirchgemeinde, in: Historisches Lexikon der Schweiz, Version vom 20.05.2010, https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/010263/2010-05-20, abgerufen am 28.05.2021.

Bertsch, Ludwig: Die gottesdienstliche Einsetzung und die liturgischen Dienste der Laien als Gemeindeleiter in der Ortskirche von Kinshasa/Zaire, in: Klöckener, Martin/Richter, Klemens (Hg.): Wie weit trägt das gemeinsame Priestertum?, Freiburg i. Br. 1998, 196–213.

Bertsch, Ludwig: Laien als Gemeindeleiter. Ein afrikanisches Modell, 2. Auflage, Freiburg i. Br. 1993.

Berz, Fabian: Gemeindeleitung im deutschsprachigen Teil des Bistums Basel, in: Diakonia 32/2001, 23–27.

Betschart, Marlis: Frauen im Dienst der Kirche, in: Jäggi, Gregor/Liggenstorfer, Roger (Hg.): Bistum Basel 1828–2003. Jubiläumsschrift 175 Jahre Reorganisation des Bistums, Bischöfliches Ordinariat, Solothurn 2003, 145–159.

Bieberstein, Sabine: Engagierte Frauen im Lukasevangelium, in: Hauff, Adelheid M. von (Hg.): Frauen gestalten Diakonie, Bd. 1: Von der biblischen Zeit bis zum Pietismus, Stuttgart 2007, 93–110.

Bieberstein, Sabine/Kosch, Daniel: Paulus und die Anfänge der Kirche, Zürich 2012.

Bieler, Andrea: Verletzliches Leben. Horizonte einer Theologie der Seelsorge, Göttingen 2017.

Bischof, Franz Xaver: Art. Diaspora, in: Historisches Lexikon der Schweiz, Version vom 01.12.2006, https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/026993/2006-12-01, abgerufen am 17.08.2020.

Bischof, Franz Xaver: Art. Katholizismus, in: Historisches Lexikon der Schweiz, Version vom 29.05.2020, https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/016505/2020-05-29/#HVonden1830erJahrenbiszumZweitenVatikanischenKonzil, abgerufen am 13.08.2020.

Bischofberger, Pius (Hg.): Verheissung und Anstoss. Festschrift für Josef Amstutz zum 60. Geburtstag, Luzern 1987.

Bischofberger, Pius: Kirchliches Management. Grundlagen und Grenzen, Münster 2005.

Bischoff, Konstantin: Alles bleibt anders. Pastoralreferent*innen – die personifizierte Identitätskrise, 20. April 2018, www.feinschwarz.net/alles-bleibt-anders-pastoralreferentinnen-die-personifizierte-identitaetskrise, abgerufen am 30.04.2020.

Biser, Eugen: Glaube/Vertrauen. A. Aus katholischer Sicht, in: Eicher, Peter (Hg.): Neues Handbuch theologischer Grundbegriffe, Bd. 2, München 2005, 17–24.

Bitel, Lisa M.: Women in Early Medieval Europe 400–1100, Cambridge 2002.

Blickle, Peter: Warum blieb die Innerschweiz katholisch?, in: Mitteilungen des Historischen Vereins des Kantons Schwyz 86/1994, 29–38.

Blickle, Peter: Theorien kommunaler Ordnung in Europa, München 1996.

Boff, Leonardo: Kirche, Charisma und Macht. Studien zu einer streitbaren Ekklesiologie, Düsseldorf 1985.

Bohnet, Iris: What works. Wie Verhaltensdesign die Gleichstellung revolutionieren kann, London 2016.

Böhnke, Michael: Pastoral in Gemeinden ohne Pfarrer. Interpretation von c. 517 § 2 CIC/1983 (MKCIC Beiheft 12), Essen 1994.

Böhnke, Michael: Eine Pfarrei ohne Pfarrer ist denkbar, eine Pfarrei ohne Priester nicht. Ein Literatur-, Forschungs- und Praxisbericht zu c. 517 § 2 CIC, in: Althaus, Rüdiger/Oehmen-Vieregge, Rosel/Olschewski, Jürgen (Hg.): Aktuelle Beiträge zum Kirchenrecht. Festgabe für Heinrich J. F. Reinhardt zum 60. Geburtstag, Frankfurt a. M. 2002, 55–74.

Böhnke, Michael: Zeitgemäße Nähe. Evaluation von Modellen pfarrgemeindlicher Pastoral nach c. 517 § 2 CIC, Würzburg 2011.

Böhnke, Michael/Schüller, Thomas (Hg.): Gemeindeleitung durch Laien? Internationale Erfahrungen und Erkenntnisse, Regensburg 2011.

Bommer, Josef: Zur Integration von Laientheologen in die Gemeindearbeit, in: Diakonia 6/1975, 8–18.

Bommer, Josef: Laien im kirchlichen Dienst. Thesen zur Diskussion, in: Boventer, Hermann (Hg.): Bensberger Protokolle 17/1976, 92–97.

Bommer, Josef: Laientheologen im kirchlichen Dienst, in: SKZ 146/1978, 114–118.

Bossart, Josef: Die Frage des Auftrags und der Stellung der Frau in der Kirche hat Vorrang, in: SKZ 164/1996, 378–380.

Boventer, Hermann (Hg.): Laientheologen im pastoralen Dienst. Standortbestimmung und Trends, Fribourg 1976.

Braem, Susanne Lilli: Pastoralassistentin in Chur? Wo und wie?, in: Volksbote, 21. Oktober 1989.

Brison, Susan: Vergewaltigt. Ich und die Zeit danach, Trauma und Erinnerung, München 2004.

Brockhaus, Ulrich: Charisma und Amt. Die paulinische Charismenlehre auf dem Hintergrund der frühchristlichen Gemeindefunktionen, Wuppertal 1972.

Brodrecht, Gabriele: Die Bischöfe und das Nein zur Priesterweihe der Frau, in: SKZ 162/1994, 344–347.

Brooten, Bernadette: Junia … hervorragend unter den Aposteln (Röm 16,7), in: Moltmann-Wendel, Elisabeth (Hg.): Frauenbefreiung. Biblische und theologische Argumente, München 1982, 148–151.

Brühlmann, Anton: Zur Situation der Laientheologen in der Schweiz. Eine empirische Untersuchung. Lizenziatsarbeit (Sozialpsychologie), Universität Zürich, 1981.

Bucher, Anton: Frauen wollen ihre Charismen leben können. Eine qualitative Untersuchung zu den Charismen von kfd-Frauen, in: Katholische Frauengemeinschaften Deutschlands (Hg.): Eine jede hat ihre Gaben. Studien, Positionen und Perspektiven zur Situation von Frauen in der Kirche, Ostfildern 2008, 34–63.

Bucher, Rainer: Der lange Weg vom Erlaubnis- zum Ermöglichungsdiskurs, in: ders.: An neuen Orten. Studien zu den aktuellen Konstitutionsproblemen der deutschen und österreichischen katholischen Kirche, Würzburg 2014, 131–148.

Bucher, Rainer: Die Macht der Frauen und die Ohnmacht der katholischen Kirche, in: ders.: An neuen Orten. Studien zu den aktuellen Konstitutionsproblemen der deutschen und österreichischen katholischen Kirche, Würzburg 2014, 87–98.

Bucher, Rainer: Aufmerksamkeit, Demut und Ermutigung durch Vertrauen. Charisma und Leitung – ein Spannungsfeld, Interview mit Andreas Fritsch, in: Unsere Seelsorge. Das Themenheft der Hauptabteilung Seelsorge im Bischöflichen Generalvikariat Münster 9/2015, 8–11.

Bünker, Arnd: Priester minus Pfarrer?!, in: ders./Husistein, Roger (Hg.): Diözesanpriester in der Schweiz. Prognosen, Deutungen, Perspektiven, Zürich 2011, 228–242.

Bünker, Arnd/Husistein, Roger (Hg.): Diözesanpriester in der Schweiz. Prognosen, Deutungen, Perspektiven, Zürich 2011

Buser, Denise/Loretan, Adrian (Hg.): Gleichstellung der Geschlechter und die Kirche. Ein Beitrag zur menschenrechtlichen und ökumenischen Dimension, Freiburg 1999, 38–51.

Butler, Judith: Gender trouble. Feminism and the subversion of identity, New York 1999.

Butler, Judith: Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung, 2. Auflage, Frankfurt a. M. 2002.

Büttner, Heinrich/Müller, Iso: Frühes Christentum im schweizerischen Alpenraum, Einsiedeln 1967.

Caprez, Christina: Die illegale Pfarrerin. Das Leben von Greti Caprez-Roffler 1906–1994, Zürich 2019.

Carr, David McLain: Holy Resilience. Bible's Traumatic Origins, Yale 2014.

Casutt von Batemberg, Friedrich: Der Rechtsstatus des Laien im katholischen Kirchenrecht, Zürich/Basel/Genf 2007.

Clarke, Adele E.: Situationsanalyse. Grounded Theory nach dem Postmodern Turn, Wiesbaden 2012.

Cohn, Ruth C.: Von der Psychoanalyse zur themenzentrieren Interaktion, 16. Auflage, Stuttgart 2009.

Cohn, Ruth C./Farau, Alfred: Gelebte Geschichte der Psychotherapie, Stuttgart 1984.

Congar, Yves: Der Laie. Entwurf einer Theologie des Laientums, 2. Auflage, Stuttgart 1957.

Corradini, Urs: Pastorale Dienste im Bistum Basel, Fribourg 2008.

Criado-Perez, Caroline: Unsichtbare Frauen. Wie eine von Daten beherrschte Welt die Hälfte der Bevölkerung ignoriert, München 2020.

Damschen Gregor/Schönecker, Dieter: Selbst philosophieren. Ein Methodenbuch, 2. Auflage, Berlin/Bosten 2013.

Dausien, Bettina: Biographieforschung als «Königinnenweg»? Überlegungen zur Relevanz biographischer Ansätze in der Frauenforschung, in: Diezinger, Angelika/Kitzer, Hedwig/Anker, Ingrid/Bingel, Irma/Haas, Erika/Odierna, Simone (Hg.): Erfahrung mit Methode. Wege sozialwissenschaftlicher Frauenforschung, Freiburg i. Br. 1994, 129–153.

Dausien, Bettina: Die biographische Konstruktion von Geschlecht, in: Schneider, Notker (Hg.): Einheit und Vielfalt. Das Verstehen der Kulturen, Amsterdam 1998, 257–277.

Dausien, Bettina: Erzähltes Leben – erzähltes Geschlecht? Aspekte der narrativen Konstruktion von Geschlechtern im Kontext der Biographieforschung, in: Feministische Studien 2/2001, 57–73.

Dausien, Bettina: Biographie und/oder Sozialisation? Überlegungen zur paradigmatischen und methodischen Bedeutung von Biographie in der Sozialisationsforschung, in: Kraul, Margret/Marotzki, Winfried (Hg.): Biographische Arbeit. Perspektiven erziehungswissenschaftlicher Biographieforschung, Opladen 2002, 65–91.

Dautzenberg, Gerhard: Urchristliche Prophetie. Ihre Erforschung, ihre Voraussetzung im Judentum und ihre Struktur im ersten Korintherbrief, Stuttgart 1975.

Demel, Sabine: «Priesterlose» Gemeindeleitung? Zur Interpretation von c. 517 § 2 CIC/1983, in: MThZ 47/1996, 65–76.

Demel, Sabine: Frauen und Kirchliches Amt. Vom Ende eines Tabus in der Katholischen Kirche, Freiburg i. Br. 2004.

Demel, Sabine: Handbuch Kirchenrecht. Grundbegriffe für Studium und Praxis, Freiburg i. Br. 2013.

Demel, Sabine: Art. Charisma – Katholisch, in: Lexikon für Kirchen- und Religionsrecht – Online, Leiden 2019, abgerufen am 23.08.2020.

Demel, Sabine: Wenn die Diener der Freiheit zu Herren der Macht werden! Was uns das Bistum Chur lehrt, 27.07.2020, www.feinschwarz.net/diener-der-freiheit-herren-der-macht-bistum-chur, abgerufen am 24.08.2020.

Demel, Sabine: Frauen und kirchliches Amt. Grundlagen – Grenzen – Möglichkeiten, Freiburg i. Br. 2021.

Deutsche Bischofskonferenz: Kirchenstatistik 2013, Pressemeldung Nr. 120, 18.07.2014, www.dbk.de/presse/aktuelles/meldung/kirchenstatistik-2013, abgerufen am 06.11.2020.

Dinter, Astrid/Heimbrock, Hans-Günter/Söderblom, Kerstin (Hg.): Einführung in die Empirische Theologie. Gelebte Religion erforschen, Göttingen 2007.

Ebels, Eva: Art. Lydia, in: WiBiLex, erstellt: Mai 2012, www.bibelwissenschaft.de/stichwort/51972, abgerufen am 14.12.2020.

Ebertz, Michael: Frauen und die katholische Kirche in Deutschland, in: Damberg, Wilhelm/Liedhegener, Antonius (Hg.): Katholiken in den USA und Deutschland. Kirche, Gesellschaft und Politik, Münster 2006, 260–272.

Eckholt, Margit: Ohne die Frauen ist keine Kirche zu machen! Ein Zeichen der Zeit endlich wahrnehmen, in: Hünermann, Peter (Hg.): Das Zweite Vatikanische Konzil und die Zeichen der Zeit heute, Freiburg/Basel/Wien 2006, 103–115.

Eckholt, Margit: «Frauen in kirchlichen Diensten und Ämtern». Theologin und Bischof auf der Suche nach einer «Kirche im Aufbruch». Vortrag anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorenwürde an der Katholisch- theologischen Fakultät der Universität Luzern, 7. November 2019, https://test.unilu.ch/fileadmin/fakultaeten/tf/Dekanat/dok/Veranstaltungen/2019/Festvortrag_ProfEckholt_BischofBode_7Nov2019.pdf, abgerufen am 22.10.2020.

Eckholt, Margit: Frauen in der Kirche. Zwischen Entmächtigung und Ermächtigung, Würzburg 2020.

Eckholt, Margit/Link-Wieczorek, Ulrike/Sattler, Dorothea/Strübind, Andrea: Frauen in kirchlichen Ämtern. Reformbewegung in der Ökumene, Freiburg i. Br. 2018.

Eckholt, Margit/Wendel, Saskia: Aggiornamento in Zeiten der Krise. Theologinnen fragen nach Macht und Ermächtigung in der Kirche, in: Herder Korrespondenz 2/2011, 82–87.

Engelhard, Daniela/Muke, Nicole: Kirche der Beteiligungen konkret: Ehrenamtliche Gemeindeleitungsteams im Bistum Osnabrück, in: Kröger, Elisa (Hg.): Wie lernt Kirche Partizipation? Theologische Reflexion und praktische Erfahrungen, Würzburg 2016, 259–270.

Erikson, Erik: Identität und Lebenszyklus. Drei Aufsätze, Frankfurt a. M. 1973.

Fee, Gordon: The First Epistle to the Corinthians, New International Commentary on the New Testament, Grand Rapids 1987, 699–708.

Feite, Reinhard: Einführung in die Pastoraltheologie, in: Sajak, Clauß Peter (Hg.): Praktische Theologie, Paderborn 2012.

Fellenberg-Bitzi, Trudi: Emilie Lieberherr. Pionierin der Schweizer Frauenpolitik, Basel 2019.

Fischer, Brigitte: Neue Dienste in der katholischen Kirche Taiwans. Die «freiwilligen Laienapostel» auf Taiwan im Rahmen der gesamtkirchlichen Fragen nach

Bedeutung und Aufgaben der Laien im Glaubensvollzug einer Ostkirche, Immensee 1994.

Fischer, Joseph: Die Apostolischen Väter, griechisch und deutsch, Darmstadt/München 1956.

Fischer-Rosenthal, Wolfram/Rosenthal, Gabriele: Narrationsanalyse biographischer Selbstpräsentation, in: Hitzler, Roland/Honer, Anne (Hg.): Sozialwissenschaftliche Hermeneutik, Opladen 1997, 133–164.

Flick, Uwe/Kardorff, Ernst von/Steinke, Ines: Was ist qualitative Forschung?, in: dies. (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch, 12. Auflage, Hamburg 2017, 13–29.

Fraefel-Langendorf, Monika: Frauen im Bistum Basel, in: SKZ 165/1997, 177.

Freudenberger, Rudolf: Das Verhalten der römischen Behörden gegen die Christen im 2. Jahrhundert, dargestellt am Brief des Plinius an Trajan und den Reskripten Trajans und Hadrians, München 1967.

Friedeburg, Ludwig von/Habermas, Jürgen (Hg.): Adorno-Konferenz 1983, Frankfurt a. M. 1983.

Froehle, Bryan: Die Bedeutung der «Leitung von Pfarreien» durch Laien in den Vereinigen Staaten, in: Böhnke, Michael/Schüller, Thomas (Hg.): Gemeindeleitung durch Laien? Internationale Erfahrungen und Erkenntnisse, Regensburg 2011, 71–109.

Fuchs, Ottmar: Ämter für eine Kirche der Zukunft. Ein Diskussionsanstoss, Luzern 1993.

Fuchs, Werner: Biographische Forschung: Eine Einführung in Praxis und Methoden, Wiesbaden 1984.

Führen im Ehrenamt – FrauenPerspektiven. 3. Fachtagung zu Fragen der Geschlechtergerechtigkeit, Dokumentation, hg. von der Arbeitsstelle für Frauenseelsorge der Deutschen Bischofskonferenz, Frankfurt a. M. 2009.

Fürer, Ivo, em. Bischof von St. Gallen: Synode 72 in der Schweiz, Ringvorlesung, Theologische Fakultät Luzern, 29. März 2012, www.bistum-stgallen.ch/fileadmin/kundendaten/Dokumente/Synode_72_Bistum_St._Gallen/Em._Bischof_Ivo_Fuerer_zur_Synode_72_Juni_2012.pdf, abgerufen am 25.10.2020.

Fürst, Gebhard: Das Rottenburger Modell, Ostfildern 2020.

Fürstenberg, Michael von: «Ordinaria loci» oder «Monstrum Westphaliae»? Zur kirchlichen Rechtsstellung der Äbtissin von Herford im europäischen Vergleich, Paderborn 1995.

Gächter, Martin: Seelsorgerliche Berufe – seelsorgerliche Liebe, in: SKZ 161/1993, 431.

Gächter, Martin: Mitverantwortung der Pfarreien und der einzelnen Christen für kirchliche Berufe, in: SKZ 165/1997, 229–230.

Gächter, Martin: Auswege aus der Krise der kirchlichen Berufe?, in: SKZ 166/1998, 253–254.

Gächter, Martin: Die Sorge um kirchliche Berufe in Europa, in: SKZ 168/2000, 483–484.

Gächter, Martin: Kirchliche Berufe – zwischen Hoffnung und Zuversicht, in: SKZ 170/2002, 468.

Gächter, Martin: Jungfrauenweihe, in: SKZ 170/2002, 727.

Galli, Falco: Seelsorge in priesterarmer Zeit. Gefahr von Notlösungen, in: SKZ 155/1987, 176–177.

Garhammer, Erich/Zelinka, Udo (Hg.): Gemeindeleitung heute – und morgen? Reflexionen, Erfahrungen und Modelle für die Zukunft, Paderborn 1998.

Gärtner, Dirk: Gelingen im Scheitern. Moraltheologische Überlegungen zu zwei Kategorien einer christlichen Identität, Regensburg 2020.

Gasser, Albert: Das Kirchenvolk redet mit. Die Synode 72 in der Diözese Chur, Zürich 2005.

Gasser, Nathalie: Islam, Gender, Intersektionalität. Bildungswege junger Frauen in der Schweiz, Bielefeld 2020.

Genn, Felix: Kirche als spirituelle Heimat, in: Göllner, Reinhard/Knapp, Markus (Hg.): Kirche der Zukunft – Zukunft der Kirche, Berlin 2006, 137–172.

Gerber, Jörg: Ungleichheiten im Volk Gottes. Die Besetzung des ordinierten Amtes als Phänomen «sozialer Schliessung», Fribourg 1998.

Gerber-Zeder, Jörg: Laientheolog(inn)en. Ein kirchliches Amt ohne sakramentale Beauftragung, in: SKZ 164/1996, 186–191.

Ghirlanda, Gianfranco: De laicis iuxta novum Codicem, in: PerRMCL 72/1983, 53–70.

Gielen, Marlis: Die Wahrnehmung gemeindlicher Leitungsfunktion durch Frauen im Spiegel der Paulusbriefe, in: Schmeller, Thomas (Hg.): Neutestamentliche Ämtermodelle Im Kontext, Freiburg i. Br. 2010, 129–165.

Glaser, Barney/Bischof-Elten, Gisela/Strauss, Anselm L.: Interaktion mit Sterbenden. Beobachtungen für Ärzte, Schwestern, Seelsorger und Angehörige, Göttingen 1974.

Glaser, Barney/Strauss, Anselm: The Discovery of Grounded Theory. Strategies for Qualitative, New York 1967.

Glaser, Barney/Strauss, Anselm: Time for Dying, New Brunswick 2007.

Gössmann, Elisabeth: I. Teil. Die Frauenfrage in der Kirche, in: dies./Pelke, Elke: Die Frauenfrage in der Kirche, Donauwörth 1968.

Götz von Olenhusen, Irmtraud: Feminisierung von Religion und Kirche im 19. und 20. Jahrhundert, in: Lukatis, Ingrid/Sommer, Regina/Wolf, Christof (Hg.): Religion und Geschlechterverhältnis, Wiesbaden 2000, 37–48.

Gräb, Wilhelm: Art. Gemeindeleitung, in: ders. (Hg.): Handbuch Praktische Theologie, Gütersloh 2007, 507–518.

Graf, Karl: Treffen mit dem Papst: Laientheologen, Laientheologinnen, Laienkatecheten, Laienkatechetinnen. Kurzvotum von Karl Graf-Flury in Einsiedeln, 12.06.1984, unveröffentlicht, aus dem Archivbestand des Generalvikariats Zürich.

Graus, Andrea: Mysticism in the Courtroom in 19th-Century Europe, in: History of the Human Sciences 3/2018, 21–40.

Greshake, Gisbert: Kirche wohin? Ein real-utopischer Blick in die Zukunft, Freiburg 2020.

Grichting, Martin: Kirche oder Kirchenwesen? Zur Problematik des Verhältnisses von Kirche und Staat in der Schweiz, dargestellt am Beispiel des Kantons Zürich, Freiburg 1997.

Grichting, Martin: Das Verfügungsrecht über das Kirchenvermögen auf den Ebenen von Diözese und Pfarrei, St. Ottilien 2007.

Große Kracht, Klaus: Die Stunde der Laien? Katholische Aktion in Deutschland im europäischen Kontext 1920–1960, Paderborn 2016.

Guardini, Romano: Die Lebensalter. Ihre ethische und pädagogische Bedeutung, 14. Auflage, Kevelaer 2012.

Gubalke, Wolfgang/Kölle, Ruth: Die Hebamme im Wandel der Zeiten. Ein Beitrag zur Geschichte des Hebammenwesens, Hannover 1985.

Haag, Herbert: Kirche. Strukturen, Hierarchie, Priestertum, Tübingen/Luzern 1994.

Haag, Herbert: Worauf es ankommt. Wollte Jesus eine Zwei-Stände-Kirche?, Freiburg i. Br./Basel 1997.

Haffner, Peter: Vertraust du mir? Fake News, Verschwörungstheorien, Lügen: Vertrauen wird gerade in heutigen Zeiten oft hinterfragt. Überlegungen zu einer Haltung, in: Tages-Anzeiger, 13.10.2018.

Hafner, Dorothée: Elemente einer Spiritualität der Frau im kirchlichen Dienst, in: SKZ 151/1983, 355–358.

Hafner, Pius: Staat und Kirche im Kanton Luzern. Historische und rechtliche Grundlagen, Fribourg 1991.

Hahn, Judith: Das kirchliche Richteramt. Rechtsgestalt, Theorie und Theologie (MKCIC Beiheft 74), Essen 2017.

Hainthaler, Theresia: Diakonat der Frau, in: Eckholt, Margit/Link-Wieczorek, Ulrike/Sattler, Dorothea/Strübind, Andrea (Hg.): Frauen in kirchlichen Ämtern, Reformbewegungen in der Ökumene, Freiburg i. Br./Göttingen 2018, 223–246.

Hallermann, Heribert: Die Wahrnehmung der Hirtensorge in einer Pfarrei gemäß den Bestimmungen des c. 517 § 2 CIC, in: ders.: Die Verantwortung gemeinsam tragen. Erfahrungen mit der kooperativen Pastoral im Bistum Mainz im Hinblick auf c. 517 § 2 CIC, Mainz 1999, 26–47.

Hallermann, Heribert: Pfarrei und pfarrliche Seelsorge. Ein kirchenrechtliches Handbuch für Studium und Praxis, Paderborn/München 2004.

Hallermann, Heribert: Art. Ordination, Weihe – Katholisch, in: Lexikon für Kirchen- und Religionsrecht – Online, Leiden, 18. 02.2019, abgerufen am 08.12.2020.

Hallermann, Heribert: Art. Pastoralreferent(in) – Katholisch, in: Lexikon für Kirchen- und Religionsrecht – Online, Leiden, 18.02.2019, abgerufen am 08.12.2020.

Hallermann, Heribert: Art. Priestermangel – Katholisch, in: Lexikon für Kirchen- und Religionsrecht – Online, Leiden, 18.02.2019, abgerufen am 08.12.2020.

Halter, Hans: «Das Problem ist, dass die Frau in der Kirche überhaupt ein Problem ist», in: SKZ 151/1983, 196–199.

Hänggi, Anton/Schifferle, Alois: Miteinander. Für die vielfältige Einheit der Kirche. Festschrift für Anton Hänggi, Basel 1992.

Hartmann, Martin: Vertrauen, in: Göhler, Gerhard/Iser, Mattias/ Kerner, Ina (Hg.): Politische Theorie. 22 umkämpfte Begriffe zur Einführung, Wiesbaden 2004, 385–401.

Hartmann, Martin: Vertrauen. Die unsichtbare Macht, Frankfurt a. M. 2020.

Hartmann, Martin: Alle wollen Vertrauen – Niemand will vertrauen: Über ein Paradox der Gegenwart, Vortrag in Luzern, 22.05.2022.

Hartmann, Richard/Sander, Stefan: Die Krise, die ins Mark geht. Zur sakramentalen Grundstruktur der Kirche und ihrer Dienste und Ämter, in: ders./Sander, Stefan (Hg.): Zeichen und Werkzeug. Die sakramentale Grundstruktur der Kirche und ihre Dienste und Ämter, Ostfildern 2020, 7–11.

Haslinger, Herbert: Lebensort für alle. Gemeinde neu verstehen, Düsseldorf 2005.

Hauser, Marcel: Neues Leben in der Kirche. Impulse für die Gemeindeentwicklung und den Gemeindeaufbau, Norderstedt 2020.

Heimerl, Theresia: Andere Wesen. Frauen in der Kirche, Wien 2015.

Heimerl, Theresia: Propheten von gestern. Eugen Drewermanns «Kleriker» wiedergelesen, in: Herder Korrespondenz 4/2019, 15.

Heine, Susanne: Frauen der frühen Christenheit. Zur historischen Kritik einer feministischen Theologie, Göttingen 1986.

Heinemann, Heribert: Sonderformen der Pfarrgemeindeorganisation gemäß c. 517. Eine kritische Anfrage, in: AfkKR 163/1994, 337–350.

Henrici, Peter: Gegenwart und Zukunft des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche(n), in: SKZ 172/2004, 920–923.

Herger, Franziska: Obwaldner Regierung stützt Entlassung des Pfarrers von Kerns, in: Luzerner Zeitung, 01.02.2019.

Herren, Matthias: Pastoralassistentinnen fühlen sich als Lückenbüsserinnen, in: NZZ Online, 07.02.2011, www.nzz.ch/pastoralassistentinnen_fuehlen_sich_als_lueckenbuesserinnen-1.9384766, abgerufen am 22.06.20.

Hippenmeyer, Immacolata Saulle: Art. Pfarrei, in: Historisches Lexikon der Schweiz, Version vom 23.12.2010, https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/011744/2010-12-23, abgerufen am 31.05.2021.

Hofer, Hans: Betr. Berufsperspektiven von Laientheologen, Nürnberg, 4.1.1984, in: Philosophisch-Theologische Hochschule Sankt Georgen: Die Zukunft der Laientheologen/innen in Kirche und Gesellschaft (Hg.). Dokumentation des Symposiums vom 1.–3. November 1985, St. Georgen 1985.

Hofer, Max: Ausserordentliche Taufvollmacht für Nicht-Ordinierte im Bistum Basel. Chance und Gefahren, in: Schifferle, Alois (Hg.): Pfarrei in der Postmoderne? Gemeindebildung in nachchristlicher Zeit. Für Leo Karrer, Freiburg/Basel/Wien 1997, 257–263.

Holzkamp, Klaus: Grundlegung der Psychologie, Frankfurt a. M. 1983, 334–336.

Hoping, Helmut: Gemeindeleitung, Eucharistie und Priestertum, in: SKZ 165/1997, 682–686; 699–704.

Hoping, Helmut: Diakonat der Frau ohne Frauenpriestertum?, in: SKZ 168/2000, 281–284.

Hughes, Philip: Organization of Leadership in rural Parishes. Some Australien Catholic Case-Studies, in: Rural Theology 1/2013, 3–14.

Huml, Wiltrud: Geschlechtergerechtigkeit in der Kirche. Der Differenzansatz der «Italienerinnen» in der Frauenseelsorge, in: Stimmen der Zeit 130/2005, 377–380.

Hünermann, Peter: Ordo in neuer Ordnung? Dogmatische Überlegung zur Frage der Ämter und Dienste in der Kirche heute, in: Klostermann, Ferdinand (Hg.): Der Priestermangel und seine Konsequenzen, Düsseldorf 1977.

Hünermann, Peter: Eucharistie – Gemeinde – Amt. Dogmatische Reflexionen zur gegenwärtigen Problemlage, in: Solidaritätsgruppe katholischer Priester der Diözese Speyer (Hg.): Das Recht der Gemeinde auf Eucharistie, Trier 1978, 30–46.

Hungerbühler, Andrea: Könige der Alpen. Zur Kultur des Bergführerberufs, Bielefeld 2013.

Illouz, Eva: Warum Liebe endet. Eine Soziologie negativer Beziehungen, Berlin 2018.

Institut für Religionsrecht/Institut de droit des religions/Institut of Religious Laws: Dokumentation kantonaler und Landeskirchlicher Erlasse betreffend Pfarrwahlen und Wahl von Gemeindeleiterinnen in der römische-katholischen Kirche, im Auftrag der Römisch-Katholischen Zentralkonferenz der Schweiz (RKZ), Fribourg 2009.

Jacobi, Christine: Art. Junia, in: WiBiLex, erstellt: Febr. 2016, www.bibelwissenschaft.de/stichwort/51888, abgerufen am 01.03.2022.

Jacoby, Mario: Das Leiden an Gefühlen von Ohnmacht in der Psychotherapie, in: Egner, Helga (Hg.): Macht, Ohnmacht, Vollmacht, Zürich/Düsseldorf 1996.

Jensen, Anne: Art. Diakonin/Diakonisse, in: Wörterbuch der Feministischen Theologie, 2. Auflage, Gütersloh 2002, 91–93.

Karl, Katharina: Scheitern auf dem Glaubensweg? Krise und Neuanfang am Beispiel von Ordensbiographien, in: dies.: Scheitern und Glauben als Herausforderung, Würzburg 2013, 93–110.

Karl, Katharina: Religiöse Erfahrung und Entscheidungsfindung, Würzburg 2015.

Karrer, Leo: Laientheologen in pastoralen Berufen. Chance in der Kirche? – Chance für die Kirche? Analyse und Beratung, Fribourg 1974.

Karrer, Leo: Entwurf einer Theorie der Integration von Laien(-Theologen) in die pastoralen Aufgabenfelder der Kirche, in: Lebendiges Zeugnis 32/1977, 36–56.

Karrer, Leo: Kriterien für die Einbeziehung von Laien in den pastoralen Dienst, in: Diakonia 15/1984, 158–175.

Karrer, Leo: Klerikalisierung der Laien und Laisierung des Klerus. Christen sind Mitglieder einer lebendigen und menschenfreundlichen Kirche, in: Bender, Chris-

tel/Thull, Martin (Hg.): Berufung und Sendung der Laien in Kirche und Welt, Hildesheim 1987, 32–35.

Karrer, Leo: Katholische Kirche Schweiz. Der schwierige Weg in die Zukunft, Fribourg 1991.

Karrer, Leo: Frauen und Männer im neuen Pastoralen Dienst, in: Schifferle, Alois (Hg.): Miteinander. Für eine vielfältige Einheit in der Kirche. Festschrift für Anton Hänggi, Freiburg i. Br. 1992, 259–270.

Karrer, Leo: Die Stunde der Laien. Von der Würde eines namenlosen Standes, Freiburg i. Br. 1999.

Karrer, Leo: Was der Geist den Gemeinden sagt. Fragen und Optionen zur Zukunft der Gemeindeleitung, in: Diakonia 32/2001, 4–12.

Käsemann, Ernst: Amt und Gemeinde im Neuen Testament, in: ders.: Exegetische Versuche und Besinnungen, Bd. 1, Göttingen 1960.

Kasper, Walter: Gemeindeaufbau und Gemeindeleitung. Pastorale Perspektiven angesichts des Priestermangels, Rottenburg 1991.

Kasper, Walter: Der Leitungsdienst in der Gemeinde. Referat von Bischof Dr. Walter Kasper beim Studientag der Deutschen Bischofskonferenz in Reute am 23. Februar 1994. Arbeitshilfen 118, hg. vom Sekretariat der DBK, Bonn 1994.

Kasper, Walter: Der Leitungsdienst in der Gemeinde, in: ders.: Die Kirche und ihre Ämter. Schriften zur Ekklesiologie, Bd. 2, Freiburg 2009, 105–121.

Katholisch.de hat alle 27 deutschen Bistümer befragt. Priester, Laien, Teams: Wer leitet die Pfarreien?, 20.06.2018, www.katholisch.de/artikel/17959-priester-laien-teams-wer-leitet-die-pfarreien#share-social-footer, abgerufen am 18.03.2022.

Katholische Kirche im Kanton Luzern: Neue Berufe in der katholischen Kirche: Seelsorgen statt Sitzungen absitzen, 08.02.2019, www.lukath.ch/blog/neue-berufe-in-der-katholischen-kirche-seelsorgen-statt-sitzungen-absitzen, abgerufen am 29.12.2020.

Katholische Kirche im Kanton Zürich: Kirchenordnung der Römisch-katholischen Körperschaft des Kantons Zürich vom 29. Januar 2009.

kath.ch: Bundesgericht heisst Beschwerde einer Kirchenpflege-Präsidentin gut, 15.03.2017, www.kath.ch/newsd/bundesgericht-heisst-beschwerde-einer-kirchenpflege-praesidentin-gut, abgerufen am 08.02.2019.

kath.ch: Vatikan regelt erstmals das Leben «geweihter Jungfrauen», 05.07.2018, www.kath.ch/newsd/vatikan-regelt-erstmals-das-leben-geweihter-jungfrauen, abgerufen am abgerufen am 08.02.2019.

kath.ch: Amazonas-Synode: verheiratete Priester in Ausnahmefällen, 27.10.2019, www.kath.ch/newsd/amazonas-synode-verheiratete-priester-in-ausnahmefaellen, abgerufen am 09.06.2021.

kath.ch: Theologen sehen in Instruktion Licht und Schatten, 21.07.2020, www.kath.ch/newsd/theologen-sehen-in-instruktion-licht-und-schatten, abgerufen am 14.08.2020.

kath.ch: Unterschiedliche Reaktionen der Bischöfe auf Vatikan-Papier, 23.07.2020, www.kath.ch/newsd/unterschiedliche-reaktionen-der-bischoefe-auf-vatikan-papier, abgerufen am 03.08.2020.

Kaupp, Angela: Junge Frauen Erzählen Ihre Glaubensgeschichte. Eine qualitativ-empirische Studie zur Rekonstruktion der narrativen religiösen Identität katholischer junger Frauen, Ostfildern 2005.

Keller, Erwin: Der wahre Leib Christi. Wie gehe ich damit um?, in: Der Sakristan 6/2018: 180–182.

Keupp, Heiner: Identitätskonstruktion. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne, Reinbek bei Hamburg 1999.

Kipa: Personalombudsstelle beklagt «Repressalien» bei Interventionen, in: kath.ch, 26.07.2011, www.kath.ch/newsd/personalombudsstelle-beklagt-repressalien-bei-interventionen, abgerufen am 07.08.2020.

Kipa: Grichting: Berufsbild der Pastoralassistenten ist gescheitert, in: kath.ch, 07.01.2013, www.kath.ch/newsd/grichting-berufsbild-des-pastoralassistenten-ist-gescheitert, abgerufen am 27.05.2021.

Kipa: Luzern: «Theologie auf dem Dritten Bildungsweg» endet 2015, in: kath.ch, 16.05.2013, www.kath.ch/newsd/luzern-theologie-auf-dem-dritten-bildungsweg-endet-2015, abgerufen am 27.05.2021.

Kirchinger, Johann: Art. Patronat, in: Staatslexikon online, Version vom 14.08.2021, www.staatslexikon-online.de/Lexikon/Patronat, abgerufen am 28.05.2022.

Kirchschläger, Walter: II. Abschnitt: Eucharistische Not – Schritte zur not-wendenden Pastoral, in: ders.: Der grosse Wurf? Ein Traum zur Amazonassynode, zugleich ein Entwurf für das Nachsynodale Schreiben *Spiritu Sancto ducti*, Luzern 2019, www.cathkathcatt.ch/d/wp-content/uploads/sites/2/2019/10/Der-grosse-Wurf-10-2019.docx_.pdf, abgerufen am 28.05.2022.

Klauck, Hans-Josef: Die Autorität des Charismas, in: Klinger, Elmar/Zerfaß, Rolf (Hg.): Die Kirche der Laien, Würzburg 1987, 25–37.

Klauck, Hans-Josef: Gemeinde, Amt, Sakrament, Würzburg 1989.

Klein, Stephanie: Theologie und empirische Biographieforschung, Stuttgart/Berlin/Köln 1994.

Klein, Stephanie: Methodische Zugänge zur sozialen Wirklichkeit, in: Haslinger, Herbert (Hg.): Handbuch Praktische Theologie, Bd. 1, Mainz 1999, 248–259.

Klein, Stephanie: Erkenntnis und Methode in der Praktischen Theologie, Stuttgart 2005.

Klein, Stephanie: Führen im Ehrenamt. Ergebnisse einer qualitativen Studie zu Charisma von Frauen, in: Führen im Ehrenamt – FrauenPerspektiven. 3. Fachtagung zu Fragen der Geschlechtergerechtigkeit, Dokumentation, hg. von der Arbeitsstelle für Frauenseelsorge der Deutschen Bischofskonferenz, Frankfurt a. M. 2009, 29–42.

Klein, Stephanie: Führen Frauen anders als Männer? Führen im Ehrenamt aus geschlechtergerechter Perspektive, in: Führen im Ehrenamt – FrauenPerspekti-

ven. 3. Fachtagung zu Fragen der Geschlechtergerechtigkeit, Dokumentation, hg. von der Arbeitsstelle für Frauenseelsorge der Deutschen Bischofskonferenz, Frankfurt a. M. 2009, 82–89.

Klein, Stephanie: Empirische theologische Forschung im Spannungsfeld von Humanwissenschaften, Theologie und Kirche, in: Heuser, Andreas/Hoffmann, Claudia/Walther, Tabitha (Hg.): Erfassen Deuten Urteilen. Empirische Zugänge zur Religionsforschung, Zürich 2013, 41–49.

Klein, Stephanie: Überlegungen zu einer empirisch fundierten Praktischen Theologie, in: Pastoraltheologische Informationen, Wissenschaftstheorie 35/2015-2, 59–65.

Klein, Stephanie: Konzil ohne Frauen – und was sich seitdem (nicht) geändert hat, in: SKZ 184/2016, Nr. 27–28, 366–368, www.kirchenzeitung.ch/article/konzil-ohne-frauen-und-was-sich-seitdem-nicht-geaendert-hat-10445, abgerufen am 26.02.2022.

Klinger, Elmar/Zerfaß, Rolf (Hg.): Die Kirche der Laien, Würzburg 1987.

Klostermann, Ferdinand: Wie wird unsere Pfarrei eine Gemeinde?, Wien 1979.

Knobloch, Stefan: Praktische Theologie. Ein Lehrbuch für Studium und Pastoral, Freiburg i. Br. 1996.

Köbel, Nils: Identität – Werte – Weltdeutung. Zur biographischen Genese ethischer Lebensorientierungen, Weinheim 2018.

Koch, Kurt: Laien im Dienst der Gemeindeleitung und Sakramentenspendung und das theologische Dauerproblem des kirchlichen Amtes, in: Schifferle, Alois (Hg.): Pfarrei in der Postmoderne? Gemeindebildung in nachchristlicher Zeit. Für Leo Karrer, Freiburg i. Br. 1997, 191–206.

Koch, Kurt: Der Zusammenhang von Gemeindeleitung und liturgischem Leitungsdienst. Ein ekklesiologischer Beitrag, in: Klöckener, Martin/Richter, Klemens (Hg.): Wie weit trägt das gemeinsame Priestertum? Liturgischer Leitungsdienst zwischen Ordination und Beauftragung, Freiburg i. Br. 1998, 65–85.

Koch, Kurt: Gemeindeleitung in Gegenwart und Zukunft. Gemeindeleitung mit oder ohne Ordo?, in: Augustin, George/Kreidler, Johannes (Hg.): Den Himmel offen halten. Priester sein heute, Freiburg i. Br. 2000, 197–211.

Koch, Kurt: Gemeindeleitung in Gegenwart und Zukunft. Not-wendige Wege in pastoralen Notsituationen, in: ders.: Kirche im Übergang zum dritten Jahrtausend. Wegweisungen für eine Kirche der Zukunft, Fribourg 2000, 100–116.

Koch, Kurt: Rückfragen zu «Zukunft der Gemeindeleitung», in: Diakonia 32/2001, 422–428.

Koch, Kurt: Keine Gemeindeleitung durch dispensierte Priester, in: SKZ 171/2003, 361–363.

Koch, Kurt: Ekklesiologische und staatskirchenrechtliche Fragestellungen im Bistum Basel. Eröffnungsvortrag bei der öffentlichen Ringvorlesung «Kirche-Staat» an der Theologischen Fakultät Luzern in der Jesuitenkirche in Luzern am 2. April 2008.

Kohli, Martin: Normalbiographie und Individualität: Zur institutionellen Dynamik des gegenwärtigen Lebenslaufregimes, in: Brose, Hanns-Georg/Hildenbrand, Bruno (Hg.): Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende, Opladen 1988, 33–53.

Kothgasser, Alois M.: Den Weg gemeinsam gehen. Kommentar zur Diskussion um die Gemeindeleitung, in: Diakonia 32/2001, 435–437.

Kricheldorff, Cornelia: Frauen in Führungspositionen der verbandlichen Caritas. Erfolgsfaktoren und Herausforderungen. Abschlussbericht zur Studie im Auftrag des Deutschen Caritasverbandes, Freiburg 2014.

Kruse, Jan: Qualitative Interviewforschung. Ein integrativer Ansatz, Weinheim/Basel 2015.

Küng, Hans: Die charismatische Struktur der Kirche, in: Concilium 1/1965, 282–290.

Küng, Hans: Die Frau im Christentum, 4. Auflage, München 2001.

Küng, Hans: Erkämpfte Freiheit. Erinnerungen, Zürich/München 2002.

Küng, Hans: Existiert Gott? Antworten auf die Gottesfrage der Neuzeit, 4. Auflage, München 2006.

Küng, Hans: Was ich glaube?, 2. Auflage, München 2009.

Küng, Hans: Was bleibt. Kerngedanken, München 2013.

Kunzler, Michael: Art. Albe, in: LThK, Bd 1., Freiburg i. Br. 1993, 324.

Ladner, Gertraud: Feministische Forschung und Geschlechterforschung: Eine Einführung in Begriffe und Perspektiven, in: Zeitschrift für Katholische Theologie 136/2014, Nr. 1–2, 210–219.

Ladouceur, Paul: Modern Orthodox Theology: Behold, I Make All Things New, London 2019.

Landau, Peter: Jus Patronatus. Studien zur Entwicklung des Patronats im Dekretalenrecht und der Kanonisten des 12. und 13. Jahrhunderts, Köln/Wien 1975.

Landau, Peter: Art. Eigenkirchenwesen, in: Theologische Realenzyklopädie, Bd. 9, Berlin/New York 1982, 399–404.

Lassak, Andrea: Grundloses Vertrauen, Tübingen 2015.

Laumer, August: Pastoraltheologie. Eine Einführung in ihre Grundlagen, Regensburg 2015.

Leeson, Peter/Russ, Jacob: Witch Trials, in: The Economic Journal 128/2017, 2066–2105.

Lenzen, Verena: Glaube/Vertrauen. B. Aus feministischer Sicht, in: Eicher, Peter (Hg.): Neues Handbuch theologischer Grundbegriffe, Bd. 2, München 2005, 24–27.

Libreria delle donne di Milano: Wie weibliche Freiheit entsteht, 5. Auflage, Berlin 2001.

Lindner, Gabriele: Die Chance des anderen. Wenn Frauen Leitung übernehmen, in: Diakonia 31/2000, 165–169.

Lipp, Wolfgang: Stigma und Charisma. Über soziales Grenzverhalten. 2. Auflage, Würzburg 2010.

Löbbert, Raoul: Im Jahre der Frau 2021, Zeit Magazin, Nr. 18, 29.04.2021, 25–30.

Lobinger, Fritz: Gemeindeleitung ohne Vater-Figur, in: Diakonia 32/2001, 44–50.

Lorenz, Anja: Biographie – Religiosität – Bildung. Zur Identitätsentwicklung durch religiöse Bildungsprozesse, Wiesbaden 2016.

Loretan, Adrian: Laien im pastoralen Dienst. Ein Amt in der kirchlichen Gesetzgebung: Pastoralassistent/-assistentin, Pastoralreferent/-referentin, Fribourg 1994.

Loretan, Adrian: Wie geht es den Seelsorgern und Seelsorgerinnen?, in: SKZ 162/1994, 542–546.

Loretan, Adrian: Pastoralassistentinnen und -assistenten als liturgische Vorsteherinnen und Vorsteher. Zur pastoralen und kirchenrechtlichen Situation, in: Klöckener, Martin/Richter, Klemens (Hg.): Wie weit trägt das gemeinsame Priestertum? Liturgische Leitungsdienst zwischen Ordination und Beauftragung, Freiburg i. Br. 1998, 228–248.

Loretan, Adrian: Frauen in kirchlichen Ämtern. Eine rechtliche Standortbestimmung, in: Buser, Denise/Loretan, Adrian (Hg.): Gleichstellung der Geschlechter und die Kirche. Ein Beitrag zur menschenrechtlichen und ökumenischen Diskussion, Fribourg 1999, 52–70.

Loretan, Adrian: Frauen und Verheiratete in kirchlichen Ämtern, in: SKZ 167/1999, 449–453.

Loretan, Adrian: Pastoralassistentinnen und Pastoralassistenten in der Schweiz – Ein ortskirchliches Amt, in: Hoping, Helmut/Münk, Hans Jürgen (Hg.): Dienst im Namen Jesu Christi. Impulse für Pastoral, Katechese und Liturgie, Fribourg 2001, 65–91.

Loretan, Adrian: Abgrenzungsfragen zwischen geweihten und beauftragten Ämtern, in: Hoping, Helmut/Münk, Hans Jürgen (Hg.): Dienst im Namen Jesu Christi. Impulse für die Pastoral, Katechese und Liturgie, Fribourg 2001, 145–167.

Loretan, Adrian: Diakonat der Frau oder Trennung von Weihe und Leitung, in: Hartmann, Richard/Sander, Stefan (Hg.): Zeichen und Werkzeug. Die sakramentale Grundstruktur der Kirche und ihrer Dienste und Ämter, Ostfildern 2020, 117–140.

Lucius-Hoene, Gabriele/Deppermann, Arnulf: Rekonstruktion narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews, Opladen 2002, 285–318.

Ludin, Walter: Zukunft der Gemeindeleitung, in: SKZ 172/2004, 437–438.

Ludwig, Barbara: Bistum Basel verabschiedet sich vom «Laientheologen», in: kath.ch, 25.06.2019, www.kath.ch/newsd/bistum-basel-verabschiedet-sich-von-den-laientheologinnen-und-theologen, abgerufen am 22.04.2021.

Ludwig, Barbara: Josef Annen dankt Laien in der Pfarreileitung, in: kath.ch, 24.07.2020, www.kath.ch/newsd/josef-annen-dankt-laien-in-der-pfarreileitung, abgerufen am 03.08.2020.

Ludwig, Barbara: Röstigraben teilt Kirche im Wallis, in: kath.ch, 19.08.2020, www.kath.ch/newsd/roestigraben-teilt-kirche-im-wallis, abgerufen am 20.08.2020.

Ludwig, Barbara: In Glarus und Schwyz dürfen ausländische Katholiken nicht abstimmen, in: kath.ch, 30.04.2021, www.kath.ch/newsd/in-glarus-und-schwyz-duerfen-auslaendische-katholiken-nicht-abstimmen, abgerufen am 23.03.2022.

Luhmann, Niklas: Vertrauen. Ein Mechanismus der Reduktion sozialer Komplexität, 5. Auflage, Stuttgart 2014.

Maissen, Thomas/Kley, Andreas: Art. Souveränität, in: Historisches Lexikon der Schweiz, Version vom 08.01.2013, https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/026456/2013-01-08, abgerufen am 15.03.2021.

Manns, Peter (Hg.): Die Heiligen in ihrer Zeit, 3. Auflage, Mainz 1967.

Martin, Jérôme/Nussbaumer, Lukas: Generalvikar Martin Grichting übt Selbstkritik, Luzerner Zeitung, 07.01.2013.

Meckel, Thomas: Art. Apostolat – Katholisch, in: Lexikon für Kirchen- und Religionsrecht – Online, Leiden 2019.

Meckel, Thomas: Art. Laie – Katholisch, in: Lexikon für Kirchen- und Religionsrecht – Online, Leiden 2019.

Meier, Michael: Gottes greise Gehilfen, in: Der Bund, 07.10.2009.

Meier, Pirmin: Ich Bruder Klaus von Flüe, Zürich 1997.

Meiner, Michael: Frauen in bisher priesterlichen Domänen, in: Tages-Anzeiger, 07.09.1989.

Meiner, Michael: Getrennte Seminare, in: Tages-Anzeiger, 29.09.1987.

Meiner, Michael: Wo stehen die vollberuflichen Laientheologen in der katholischen Kirche?, in: Tages-Anzeiger, 29.09.1987.

Mertes, Klaus: Über Kontrolle und Vertrauen, Wien 2013.

Mertes, Klaus: Verlorenes Vertrauen. Katholisch sein in der Krise, Freiburg i. Br. 2013.

Merz, Annette: Phöbe, Diakon(in) der Gemeinde von Kenchreä – eine wichtige Mitstreiterin des Paulus neu entdeckt, in: Hauff, Adelheid M. von (Hg.): Frauen gestalten Diakonie, Bd. 1: Von der biblischen Zeit bis zum Pietismus, Stuttgart 2007, 125–140.

Metz, Johann Baptist: Exkurs. Theologie als Biographie?, in: ders.: Glaube in Geschichte und Gesellschaft, Mainz 1977, 195–203.

Metz, Johann Baptist: Glaube in Geschichte und Gesellschaft, Mainz 1977.

Meyer-Blanck, Michael: Praktische Theologie – mit Empirie und über die Empirie hinaus, in: Praktische Theologie. Zeitschrift für Praxis in der Kirche, Gesellschaft und Kultur 54/2019, Heft 1: Thema Empirie, 5–11.

Mick, Carola: Das Agency-Paradigma, in: Bauer, Ullrich/Bittlingmayer, Uwe H./Scherr, Albert (Hg.): Handbuch Bildungs- und Erziehungssoziologie, Wiesbaden 2012, 527–541.

Miethe, Ingrid: Biographiearbeit. Lehr- und Handbuch für Studium und Praxis, 2. Auflage, Weinheim 2014.

Missionswissenschaftliches Institut Missio unter der Leitung von Ludwig Bertsch (Hg.): Der neue Meßritus im Zaire. Ein Beispiel kontextueller Liturgie (Theologie der Dritten Welt 18), Freiburg 1993.

Müller, Iso: Frauen rechts, Männer links. Historische Platzverteilung in der Kirche, in: Schweizerisches Archiv für Volkskunde/Archives suisses des traditions populaires 57/1961.

Müller, Wunibald: Zerreissprobe. Kirchlicher Dienst zwischen persönlicher Überzeugung und amtlichem Anspruch, 3. Auflage, Freiburg i. Br. 2014.

Munzert, Peter: Charisma, Amt und Kirche. Theologische, religions- und kulturwissenschaftliche Aspekte für ein zeitgemäßes Verständnis von Charisma im Kontext von Amt und Kirche, Berlin/Münster 2016.

Muschiol, Gisela/Grieser, Heike: Art. Diakonin – Katholisch, in: Lexikon für Kirchen- und Religionsrecht – Online, Leiden 2019.

Nauer, Heinz: Fromme Industrie. Der Benziger Verlag Einsiedeln 1750–1970, Baden 2017.

Neumann, Felix: Vom Verbot zum selbstverständlichen Miteinander. Vor 25 Jahren ließ Rom offiziell Ministrantinnen zu, in: katholisch.de, 11.07.2017, www.katholisch.de/artikel/13983-vor-25-jahren-liess-rom-offiziell-ministrantinnen-zu, abgerufen am 08.10.2021.

Neuner, Peter: Der Laie und das Gottesvolk, Frankfurt a. M. 1988.

Neuner, Peter: Abschied von der Ständekirche. Plädoyer für eine Theologie des Gottesvolkes. Völlig überarbeitete, aktualisierte und ergänzte Neuausgabe, Freiburg i. Br. 2015.

Ngalula, Josée: Achieving a More Incisive Feminine Presence, in: Orobator, Agbonkhianmeghe E. (Hg.): The Church We Want, Nairobi 2015.

Oberholzer, Paul: Vom Eigenkirchenwesen zum Patronatsrecht, St. Gallen 2002.

Odermatt, Alois: Kirchensteuern in der Schweiz. Öffentlich-rechtliche Körperschaften mit pastoraler Bedeutung, in: Una Sancta 53/1998, 257–264.

Oevermann, Ulrich: Fallrekonstruktionen und Strukturgeneralisierung als Beitrag der objektiven Hermeneutik zur soziologisch-strukturtheoretischen Analyse, Frankfurt a. M. 1981, http://publikationen.ub.uni-frankfurt.de/frontdoor/index/index/docId/4955, abgerufen am 05.05.2021.

Oevermann, Ulrich: Die Struktur sozialer Deutungsmuster – Versuch einer Aktualisierung, in: Sozialer Sinn, 2/2001, Heft 1, 35–81.

Oevermann, Ulrich: «Krise und Routine» als analytisches Paradigma in den Sozialwissenschaften (Abschiedsvorlesung), Frankfurt a. M., 28. April 2008, www.kuwi.europa-uni.de/de/lehrstuhl/vs/polsoz/Lehre-Archiv/lehre-ss08/interviewtechniken/Ulrich-Oevermann_Abschiedsvorlesung_Universitaet-Frankfurt.pdf, abgerufen am 28.03.2020.

Oevermann, Ulrich: Objektive Hermeneutik als Methodologie der Erfahrungswissenschaften von der sinnstrukturierten Welt, in: Langer, Phil, u. a. (Hg.): Reflexive Wissensproduktion, Frankfurter Beiträge zur Soziologie und Sozialpsychologie, Wiesbaden 2013, 69–98.

Oevermann, Ulrich: Krise und Routine als analytisches Paradigma in den Sozialwissenschaften, in: Becker-Lenz, Roland, u. a. (Hg.): Die Methodenschule der Objektiven Hermeneutik. Eine Bestandsaufnahme, Wiesbaden 2016, 43–114.

Oevermann, Ulrich/Allert, Tilman/Konau, Elisabeth/Krambeck, Jürgen: Die Methodologie einer objektiven Hermeneutik und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften, in: Soeffner, Hans-Georg (Hg.): Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften, Stuttgart 1979, 352–434.

Orth, Stefan/Resing, Volker: Ein Gespräch mit dem DBK-Vorsitzenden Kardinal Reinhard Marx: «Gott denkt größer, in: Herder Korrespondenz 1/2018, 17–21.

Osnabrücker Thesen, formuliert am Ökumenischen Kongress, 6.–9. Dezember 2017 in Osnabrück: Frauen in kirchlichen Ämtern. Reformbewegungen in der Ökumene, www.kath-theologie.uni-osnabrueck.de/fileadmin/PDF/Osnabrücker_Thesen_Endversion__komplett_9-12.pdf, abgerufen am 04.11.2020.

Panhofer, Johannes/Schneider, Sebastian (Hg.): Spuren in die Kirche von morgen. Erfahrungen mit Gemeindeleitung ohne Pfarrer vor Ort – Impulse für eine menschennahe Seelsorge (Kommunikative Theologie 12), Ostfildern 2009.

Peng-Keller, Simon: Kommunikation des Vertrauens in der Seelsorge, in: Dalferth, Ingolf U./Peng-Keller, Simon (Hg.): Kommunikation des Vertrauens, Leipzig 2012, 101–129.

Peng-Keller, Simon/Hunziker, Andreas: Kontoverse um die *fiducia* im Horizont gegenwärtiger Vertrauensfragen, in: Dalferth, Ingolf U./Peng-Keller, Simon (Hg.): Gottvertrauen. Die ökumenische Diskussion um die fiducia, Freiburg i. Br. 2012, 437–479.

Pesenti, Davide: Höchste Schweizer Katholikin: Macht muss geteilt werden, in: kath.ch, 22.06.2020, www.kath.ch/newsd/hoechste-schweizer-katholikin-macht-muss-geteilt-werden, abgerufen am 22.06.2020.

Peterson, Joan: House-Churches in Rome, in: Vigilae Christianae 23/1969, 264–272.

Pfister-Schölch, Xaver: Das eingefrorene Experiment, in: Schifferle, Alois (Hg.): Miteinander. Für eine vielfältige Einheit in der Kirche. Festschrift für Anton Hänggi, Freiburg i. Br. 1992, 271–296.

Planz, Peter: Der Diakonat in den orthodoxen Kirchen, in: Internationale kirchliche Zeitschrift. Neue Folge der Revue internationale de théologie 95/2005, 242–243.

Poetsch, Benedikt: Identität als Berufung. Eine subjektivitätstheoretische Erschließung der Berufungsthematik im Anschluss an das Zweite Vatikanische Konzil, Würzburg 2020.

Polak, Regina: Religion kehrt wieder. Handlungsoptionen in Kirche und Gesellschaft, Ostfildern 2006.

Poser, Hans: Art. Wissenschaft, Wissenschaftstheorien, in: Lexikon für Theologie und Kirche, Bd. 10, 3. Auflage, Freiburg u. a. 2001, 1244–1249.

Prieler-Woldan, Maria: Das Konzil und die Frauen. Pionierinnen für Geschlechtergerechtigkeit in der katholischen Kirche, Linz 2013.

Prior, Wilfried: Nicht ohne die anderen. Gemeinsame Pfarreileitung durch Priester und hauptamtliche Laien im Bistum Osnabrück, Münster 2020.

Przyborski, Aglaja/Wohlrab-Sahr, Monika: Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch, 4. Aufl., München 2014.

Qualbrink, Andrea: Frauen in Kirchlichen Leitungspositionen. Möglichkeiten, Bedingungen und Folgen der Gestaltungsmacht von Frauen in der katholischen Kirche, Stuttgart 2019.

Rahm, Hans: Churer Bistumsleitung hegt «theologische Bedenken». Keine Institutio für Pastoralassistenten mehr?, in: Vaterland, Schwyzer Zeitung Nidwaldner Volksblatt, Zuger Zeitung, 21.01.1990.

Rahner, Karl: Über das Laienapostolat, in: ders.: Schriften zur Theologie, Bd. 7, Einsiedeln 1955, 339–373.

Rahner, Karl: Sakramentale Grundlage des Laiendienstes in der Kirche, in: ders.: Schriften zur Theologie, Bd. 7, Einsiedeln 1966, 330–350.

Rahner, Karl: Löscht den Geist nicht aus, in: ders.: Schriften zur Theologie, Bd. 7, 2. Auflage, St. Ottilien 1971, 77–90.

Rahner, Karl: Bietet die Kirche letzte Gewißheiten?, in: ders.: Sämtliche Werke, Bd. 10, Schriften zur Theologie, Zürich/Einsiedeln/Köln 1972.

Rahner, Karl: Art. Pastoraltheologie. 1. Wissenschaftstheoretisch, in: Handbuch der Pastoraltheologie, Bd. 5, Freiburg i. Br. 1972, 393–395.

Rahner, Karl: Pastorale Dienste und Gemeindeleitung, in: Stimmen der Zeit 195/1977, 733–743.

Rahner, Karl: Pastorale Dienste und Gemeindeleitung, in: ders.: Schriften zur Theologie, Bd. 14, Einsiedeln 1980, 132–147.

Rahner, Karl: Angst und christliches Vertrauen in theologischer Perspektive, in: Böckle, Franz (Hg.): Christlicher Glaube in moderner Gesellschaft, Bd. 9, Freiburg i. Br. 1981, 86–99.

Raonson, David: Das Aufkommen von Gemeindeleitung durch Laien im australischen Kontext, in: Böhnke, Michael/Schüller, Thomas (Hg.): Gemeindeleitung durch Laien? Internationale Erfahrungen und Erkenntnisse, Regensburg 2011, 197–226.

Rath, Philippa (Hg.): «… weil Gott es so will». Frauen erzählen von ihrer Berufung zur Diakonin und Priesterin, Freiburg i. Br. 2021.

Ratzinger, Joseph: Glaube und Zukunft, München 1970.

Ratzinger, Joseph: Demokratisierung der Kirche?, in: Joseph Ratzinger – Hans Maier: Demokratie in der Kirche. Möglichkeiten und Grenzen, Limburg 2005, 7–46.

Rauch, Raphael: «Diese Mauer ist aus Angst gebaut. Und das tut weh», in: kath.ch, 18.11.2020, www.kath.ch/newsd/diese-mauer-ist-aus-angst-gebaut-und-das-tut-weh, abgerufen am 14.01.2020.

Rauch, Raphael: Sogar die «New York Times» interessiert sich für die Bischofsvikarin, in: kath.ch, 31.12.2020, www.kath.ch/newsd/sogar-die-new-york-times-interessiert-sich-fuer-die-bischofsvikaerin, abgerufen am 31.12.2020.

Rauch, Raphael: Bischof Joseph Bonnemain streicht umstrittenen Passus in Missio-Dokument, in: kath.ch, 20.05.2021, www.kath.ch/newsd/bischof-joseph-bonnemain-streicht-umstrittenen-passus-in-missio-dokument, abgerufen am 24.05.2021.

Reicke, Bo: Art. prohistemi προίστημι, in: Theologisches Wörterbuch zum Neuen Testament, Bd. 6, 700–703.

Reidegeld, Jochen: Gemeindeleitung, Gemeindeverantwortung, Gemeindeorganisation. Elemente einer differenzierten pfarrlichen Verantwortung, Münster 2008.

Reinhardt, Heinrich: Kommentar zu can. 231 CIC/83, Rz. 1, in: Lüdicke, Klaus (Hg.): Münsterischer Kommentar zum Codex Iuris Canonici, Loseblattsammlung, Essen 1984 ff.

Reinhardt, Heinrich J. F.: Die Sakramentalien, in: Handbuch des katholischen Kirchenrechts, hg. von Joseph Listl und Heribert Schmitz, Regensburg, 1999, 1011–1016.

Reininger, Dorothea: Diakonat der Frau in der Einen Kirche. Diskussionen, Entscheidungen und pastoral-praktische Erfahrungen in der christlichen Ökumene und ihr Beitrag zur römisch-katholischen Diskussion, Ostfildern 1999.

Repubblica e Cantone Ticino, Cancelleria dello Stato: Manuale per le Parrocchie. Funzionamento delle Parrocchie secondo la Legge sulla Chiesa cattolica e il relativo Regolamento d'applicazione, Lugano 2017.

Riedel-Spangenberger, Ilona: Die Stellung der Frau in der Kirche, in: Gordan, Paulus (Hg.): Gott schuf den Menschen als Mann und Frau, Graz 1989, 129–153.

Riedel-Spangenberger, Ilona: Sendung in der Kirche. Die Entwicklung des Begriffes «missio canonia» und seine Bedeutung in der kirchlichen Rechtssprache, Paderborn 1991.

Ries, Markus: Kirche und Landeskirche im Bistum Basel. Der nachkonziliare Struktur- und Bewusstseinswandel in Räten und Behörden, in: dies./Kirchschläger, Walter (Hg.): Glauben und Denken nach Vatikanum II. Kurt Koch zur Bischofswahl, Zürich 1996.

Röm.-Kath. Kirchgemeinde Brugg: Ohne Laien keine Kirche. Aufbau, Wandel und Wirken: Geschichte der Katholiken im Bezirk Brugg, 2. Auflage, Brugg 2018.

Rosenthal, Gabriele: Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen, Frankfurt a. M. 1995.

Roth, Grégory: CCRFE: Deux nouvelles collaboratrices dans l'équipe de formation, in: Centre catholique des médias Cath-Info, 02.07.2019, www.cath.ch/newsf/ccrfe-deux-nouvelles-collaboratrices-dans-lequipe-de-formation, abgerufen am 03.12.2020.

Rudiger, Andreas: Die Leitungs- und Machtfrage in der katholischen Kirche. Dogmatische Erwägungen zur amtlichen Gemeindeleitung (munus regendi) und zur heiligen Vollmacht (sacra potestas) im Spiegel der Gewaltenkonzeption Klaus Mörsdorfs, Buttenwiese 2002.

Schaupp, Klemens: Der Pfarrgemeinderat. Eine qualitative Interview-Analyse zum Thema «Biographie und Institution», Innsbruck/Wien 1989.

Schell, Ursula: Zwischen Lust und Frust – Frauen in ehrenamtlichen kirchlichen Leitungsfunktionen. Symbolische, biographische und institutionell-strukturelle Eckpunkte, Wien 2012.

Scherr, Albert: Diskriminierung, Wiesbaden 2016.

Scherrer, Georges: Die neue «Bischofsvikarin» gibt Einblick in Privates, in: kath.ch, 03.08.2020, www.kath.ch/newsd/die-neue-bischofsvikarin-in-deutschfreiburg, abgerufen am 03.08.2020.

Schifferle, Alois (Hg.): Miteinander. Für eine vielfältige Einheit in der Kirche. Festschrift für Anton Hänggi, Freiburg i. Br. 1992.

Schifferle, Alois (Hg.): Pfarrei in der Postmoderne? Gemeindebildung in nachchristlicher Zeit. Für Leo Karrer, Freiburg/Basel/Wien 1997.

Schleiermacher, Friedrich: Die praktische Theologie nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche im Zusammenhang dargestellt (Sämtliche Werke, Abt. 1, Bd. 13), Berlin 1850.

Schmid, Peter F.: Zum Leiten wird man nicht geboren. Leitung als Diakonie an der Gemeinschaft der Glaubenden, in: Diakonia 31/2000, 153–158.

Schmid, Rudolf: Gemeinsame Verantwortung für die Gemeinde. Erfahrungen aus der Diözese Basel, in: Garhammer, Erich/Zelinka, Udo (Hg.): Gemeindeleitung heute – und morgen? Reflexionen, Erfahrungen und Modelle für die Zukunft, Paderborn 1998, 95–99.

Schmitz, Heribert: «Gemeindeleitung» durch «Nichtpfarrer-Priester» oder «Nichtpriester-Pfarrer». Kanonistische Skizze zu dem neuen Modell pfarrlicher Gemeindeleitung des c. 517 § 2, in: AfkKR 161/1992, 329–361.

Schreiber, Stefan: Die Entdeckung der Charismen bei Paulus. Wie die Geistesgaben Gemeinde begründen – und wie sie sich zum Amt verhalten, in: Anzeiger für die Seelsorge 5/2019, 5–8.

Schüller, Thomas: Hirtensorge in Pfarreien ohne Pfarrer. Der c. 517 § 2/CIC 1983 – eine kirchenrechtliche Norm für neue Formen der Gemeindeleitung?, in: Weigand, Rudolf (Hg.): Kirchliches Recht als Freiheitsordnung. Gedenkschrift für Hubert Müller, Würzburg 1997, 169–195.

Schüller, Thomas: Vom Leiten und Leiden – Anmerkungen zu überzogenen bzw. unterkomplexen Leitungsansprüchen in der Kirche aus kirchenrechtlicher Perspektive, in: εὐangel. Magazin für missionarische Pastoral 2/2019, www.euangel.de/ausgabe-2-2019, abgerufen am 20.11.2020.

Schulz, Hans/Basler, Otto: Art. diskriminieren, in: Schulz, Hans, u. a. (Hg.): Deutsches Fremdwörterbuch, Bd. 4, 2. Auflage, Berlin 1999, 666–669.

Schumacher, Thomas: Bischof – Presbyter – Diakon. Geschichte und Theologie des Amtes im Überblick, München 2010.

Schüssler-Fiorenza, Elisabeth: Priester für Gott. Studien zum Herrschafts- und Priestermotiv in der Apokalypse. Neutestamentliche Abhandlungen, Münster 1965.

Schüssler-Fiorenza, Elisabeth: Zu ihrem Gedächtnis … Eine feministisch-theologische Rekonstruktion der christlichen Ursprünge, München/Mainz 1988.

Schütze, Fritz: Biographieforschung und narratives Interview, in: Neue Praxis 13/1983, 283–293.

Schütze, Fritz: Kognitive Figuren autobiographischer Stegreiferzählungen, in: Kohli, Martin/Robert, Günter (Hg.): Biographie und soziale Wirklichkeit, Stuttgart 1984, 78–117.

Schweighofer, Teresa: Was Freie RitualbegleiterInnen der Theologie zu denken geben, in: ThPQ 164/2016, 123–130.

Schweighofer, Teresa: Das Leben deuten. Eine praktisch-theologische Studie zu Freier Ritualbegleitung, Würzburg 2019.

Schweizerische Steuerkonferenz SSK: Steuerinformation. Kirchensteuern Januar 2022, Bern 2022.

Schweizerisches Pastoralsoziologisches Institut (Hg.): Gemeinde ohne Pfarrer am Ort. Ergebnisse einer Untersuchung in Schweizer Pfarreien, Zürich 1987.

Schweizerisches Pastoralsoziologisches Institut SPI: Kirchenstatistik der Schweizer Bistümer, St. Gallen 2019.

Schweizerisches Pastoralsoziologisches Institut SPI: Diözesanklerus. Rückgang, https://kirchenstatistik.spi-sg.ch/dioezesanklerus, abgerufen am 13.04.2021.

Seifert, Josef W.: Gruppenprozesse steuern, Offenbach 1995.

Siebenrock, Roman, u. a.: Ein-Blick in unsere Leistungswerkstatt – Worum es uns geht, in: Panhofer, Johannes, u. a. (Hg.): Erlöstes Leiten. Eine kommunikativ-theologische Intervention, Ostfildern 2008, 11–20.

Siebenrock, Roman: Gratia gratis data, in: Krieger, Walter (Hg.): Ämter und Dienste. Entdeckungen Spannungen Veränderungen, Linz 2009, 65–88.

Simmel, Georg: Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung, 7. Auflage, Berlin 2013.

Socha, Hubert: Der Dienst der Pastoralreferenten und die eine geistliche Vollmacht, in: AfkKR 147/1978, 377–405.

Spielberg, Bernhard: Kann Kirche noch Gemeinde sein? Praxis, Probleme und Perspektiven der Kirche vor Ort, Würzburg 2008.

SRF Play: Höhepunkte 2005: Kirchenstreit von Röschenz, 23.12.2005, www.srf.ch/play/tv/-/video/-?urn=urn:srf:video:08f53fbd-e0d3-4f6c-b5ac-dc32b34e7379, abgerufen am 07.08.2020.

SRF: Nach Entscheid von Bischof: Pastoralassistentin wegen ausserehelicher Beziehung entlassen, 09.02.2018, www.srf.ch/news/regional/bern-freiburg-wallis/nach-entscheid-von-bischof-Pastoralassistentin-wegen-ausserehelicher-beziehung-entlassen, abgerufen am 21.03.2020.

SRF: Rendez-vous Sendung vom 01.03.2019, «Habt Vertrauen mit den Frauen», von Sabine Gorgé, online unter: https://www.srf.ch/audio/rendez-vous/habt-vertrauen-mit-den-frauen?partId=11503540, abgerufen am 30.03.2023.

St. Johann Baptist – Affaltrach, Kath. Kirchengemeinde für Obersulm – Löwenstein – Wüstenrot: Bärbel Bloching zur Gemeindeleiterin ernannt, 15.02.2018, www.kath-kirche-affaltrach.de/allgemein/baerbel-bloching-zur-gemeindeleiterin-ernannt, abgerufen am 22.06.2020.

Stam, Sylvia: Auch Bistum St. Gallen verzichtet auf den Begriff «Pastoralassistent», in: kath.ch, 27.06.2019, www.kath.ch/newsd/auch-bistum-st-gallen-verzichtet-auf-den-begriff-pastoralassistent, abgerufen 28.04.2021.

Steichele, Hanneliese: Die Vielfalt der Charismen und ihre Bedeutung für das Ehrenamt, in: Führen im Ehrenamt – FrauenPerspektiven. 3. Fachtagung zu Fragen der Geschlechtergerechtigkeit, Dokumentation, hg. von der Arbeitsstelle für Frauenseelsorge der Deutschen Bischofskonferenz, Frankfurt a. M. 2009, 71–74.

Sternberg, Thomas: Viri probati. Zum 50-Jährigen einer Debatte, in: Anzeiger für die Seelsorge 6/2021, 5–9.

Stichweh, Rudolf: Wissenschaft, Universität, Profession. Soziologische Analysen, Frankfurt a. M. 1994

Stoltenberg, Gundelinde: Ekklesiogenese. Bausteine für eine mystagogische Praxis der Kirche, in: Knobloch, Stefan/Haslinger, Herbert (Hg.): Mystagogische Seelsorge. Eine lebensgeschichtlich orientierte Pastoral, Mainz 1991, 76–105.

Stortz, Martha Ellen: Pastor Power. Macht im geistlichen Amt, Stuttgart 1995.

Strathmann, Hermann/Meyer, Rudolf: Art. λαός in: Theologisches Wörterbuch zum Neuen Testament, Bd. 4, Stuttgart 1966, 29–57.

Strauss, Anselm: Qualitative Analysis for Social Scientists, Cambridge 1987.

Strauss, Anselm: Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen und soziologischen Forschung, München 1991.

Strauss, Anselm/Corbin, Juliet: Grounded Theory. Grundlagen qualitativer Sozialforschung, Weinheim 1996.

Strube, Sonja Angelika: Junia. Die wiedergefundene Apostelin, in: kfd, www.kfd-bundesverband.de/wer-war-junia, abgerufen am 21.05.2021.

Südheck-Baur, Wolf/Weiss, Stephanie: Mobbing in den Kirchen. Wenn Kirchen krank machen, in: Aufbruch. Unabhängige Zeitschrift für Religion und Gesellschaft, Nr. 230, 1. Februar 2018, 6–9.

Süess, Raimund/Pahud de Mortanges, René: Mitwirkungs- und Mitbestimmungsmöglichkeiten für Laien gemäss kanonischem Recht, in: Pahud de Mortanges, René (Hg.): Mitgestaltungsmöglichkeiten für Laien in der katholischen Kirche. Rechtslage und pastorale Perspektiven, Fribourg 2013, 29–87.

Theologisch-pastorales Bildungsinstitut TBI: Gemeinde leiten, www.tbi-zh.ch/gemeinde-leiten, abgerufen am 06.03.2021.

Theologisch-pastorales Bildungsinstitut TBI: Kurzchronik 1954–2011. Theologie für Laien / theologiekurse.ch, Zürich, Juni 2011, www.theologiekurse.ch/pdf/kurzchronik_1954_2011.pdf, abgerufen am 04.05.2021.

Theologisch-pastorales Bildungsinstitut TBI: Leitungsassistenz, www.tbi-zh.ch/leitungsassistenz, abgerufen am 15.12.2020.

Theologisch-pastorales Bildungsinstitut TBI: Theologiekurse.ch, www.tbi-zh.ch/; abgerufen am 06.03.2021.

Thier, Andreas: Art. Patronatsrecht. Eigenkirchenwesen, in: Historisches Lexikon der Schweiz, Version vom 24.11.2009, https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/009623/2009-11-24, abgerufen am 28.05.2022.

Thomas von Aquin: Summa Theologica. Die deutsche Thomas-Ausgabe. Vollständige, ungekürzte deutsch-lateinische Ausgabe. Übersetzung und Kommentierung von Dominikanern und Benediktinern Deutschlands und Österreichs, hg. von der Albertus Magnus Akademie Walberg bei Köln, kommentiert von Josef Fulko Groner OP, Heidelberg u. a. 1964.

Tillich, Paul: Systematischen Theologie, Zweiter Teil. Sein und Gott: II Die Wirklichkeit Gottes, 4. Gott in Beziehung, c) Die Liebe Gottes und das Geschaffene, Berlin/New York 1987.

Tillich, Paul: Der Mut zum Sein, Berlin/New York 1991.

Tremel, Monika: Die Evangelisierung der Kirche durch die Frauen. Das Amt der Pastoralreferentin: Ein Zeichen der Zeit, in: Mokry, Stephan/Döhner, Katharina (Hg.): Nur Schönwetterberufe? Laien im pastoralen Dienst zwischen Finanznot und Idealismus, Würzburg 2006, 67–81.

Vadakumthala, Alex: Bedeutung der «Leitung der Pfarrgemeinde» durch Laien, in: Böhnke, Michael/Schüller, Thomas (Hg.): Gemeindeleitung durch Laien? Internationale Erfahrungen und Erkenntnisse, Regensburg 2011, 252–302.

Vagaggini, Cipriano: Ordination of Women to the Diaconate in the Eastern Churches. Essays, hg. von Phyllis Zagano, Collegville MN 2013.

Van Osselaer, Tine, u. a.: Charismatic Women in Religion. Power, Media and Social Change, in: Women's History Review 29/2020, 1–17.

Vatikan news: Papst gibt Frauen mehr Rechte am Ambo und im Altarraum, 11.01.2021, www.vaticannews.va/de/papst/news/2021-01/papst-franziskus-motu-proprio-frauen-kirche-liturgie-amt-lektor.html, abgerufen am 13.05.2021.

Vereinte Nationen, Vollversammlung: Allgemeine Erklärung der Menschenrechte (217 A [III]), Paris 1948.

Villemin, Laurent: Pouvoir d'ordre, pouvoir de juridiction. Histoire théologique de leur distinction, Paris 2003.

Waldmüller, Bernhard: Führen – sich und andere. Aufmerksam, frei, entschieden, Würzburg 2019.

Wannemacher, Marion: Kernser Pfarreirat findet keine Nachfolger, in: Luzerner Zeitung, 15.11.2018.

Weber, Max: Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie, hg. von Johannes Winckelmann, 5. Auflage, Tübingen 1976.

Weibel, Rolf: Mitverantwortung in der Gemeindeleitung, in: SKZ 165/1997, 235–236.

Weibel, Rolf: Heute Gemeinde leiten, in: SKZ 166/1998, 726–728.

Wernet, Andreas: Zur schnellen Orientierung, in: ders.: Einführung in die Interpretationstechnik der Objektiven Hermeneutik, Wiesbaden 2000, 89–94.

Wijlens, Myriam: Die Kooperation von Laien mit kirchlichem Seelsorgeauftrag und Klerikern: eine gegenseitige Ergänzung, in: Kranemann, Benedikt/Wijlens, Myriam (Hg.), Gesendet in den Weinberg des Herrn. Laien in der katholischen Kirche heute und morgen, Würzburg 2010, 31–50.

Wingren, Gustaf: Der Begriff «Laie», in: Müller, Gerhard/Schröer, Henning (Hg.): Vom Amt des Laien in Kirche und Theologie. Festschrift für Gerhard Krause zum 70. Geburtstag, Berlin/New York 1982, 3–16.

Wittekind, Arno: Entfesselte Gemeinschaft. Exoduserzählung und 10 Gebote als Wegweiser für Gottesdienst und kirchlichen Aufbruch. Ein Handbuch für die Arbeit in Gemeinde und Kirchenleitung, Münster 2019.

Wolff, Christian: Der erste Brief des Paulus an die Korinther (Theologischer Handkommentar zum Neuen Testament, Bd. 7), Leipzig 1996.

Zerfaß, Rolf: Praktische Theologie als Handlungswissenschaft, in: Klostermann, Ferdinand/Zerfaß, Rolf (Hg.): Praktische Theologie heute, München/Mainz 1974, 164–177.

Zulehner, Paul: Laien in der Kirche – Lückenbüßer?, in: Burgenländisches Jahrbuch 2003, hg. von der Diözese Eisenstadt, Innsbruck 2002, 9–12.

Zulehner, Paul: Gemeindeleitung der Zukunft. Belebende Polaritäten, in: Lebendige Seelsorge 57/2006, 105–109.

Zulehner, Paul/Hennersperger, Anna: Damit die Kirche nicht ratlos wird. Pfarrgemeinderäte für zukunftsfähige Gemeinden, Ostfildern 2010.

Zulehner, Paul/Kerkhofs, Jan (Hg.): Europa ohne Priester, Düsseldorf 1995.

5. Anhang

5.1 Personalstatistik Bistum Basel (Stand 01.03.2022)

		A	B	C
		Inkardinierte Priester	Priester anderer Diözesen	Ordenspriester
1	Diözesenkurie (inkl. Ausbildungsteam)	8	1	–
2	Pfarreien: Ordentliche Leitung	54	15	7
3	Pfarreien: Ausserordentliche Leitung	21	16	13
4	Pastorale Mitarbeiter	36	21	17
5	Katechese/Jugendarbeit	–	–	–
6	Sozialarbeit	–	–	–
7	Anderssprachige Missionen	2	24	22
8	Spital-, Klinik-, Heimseelsorge	3	–	1
9	Behinderten-/Gefängnis-/Hochschulseelsorge	–	–	2
10	Ordentliche Professoren TFL, (Theologische Fakultät Luzern)	–	1	–
11	Personale Fachstellen	–	–	2
12	Leitung von Klöstern/Gemeinschaften	–	–	12
13	Spirituelle Begleitung von Klöstern/ Gemeinschaften	2	3	7
14	In anderer Stellung (im Bistum)	124	1	1
15	In anderer Stellung (ausserhalb des Bistums)	54	–	–
	Total	**304**	**82**	**84**

Spalte A inkl. Diözesanbischof/Weihbischöfe. Nimmt eine Person verschiedene Dienste wahr, wird sie in dieser Statistik nur einmal gezählt. –– Hervorhebung (grau markierte Felder) durch die Autorin: Frauen in der ausserordentlichen Leitung einer Pfarrei.

D	E	F	G		H		I		K		L		
Inkardinierte Diakone	Diakone anderer Diözesen	Ordensangehörige (Laien)	Theologen/-innen mit Institutio		Theologen/-innen ohne Institutio		Katecheten/-innen (RPI/KIL/FH)		Absolventen/-innen IFM/CCRFE		Laien ohne Theologiestudium		Total
			♂	♀	♂	♀	♂	♀	♂	♀	♂	♀	
2	–	1	2	4	–	1	1	–	–	–	7	21	**48**
–	–	–	–	–	–	–	–	–	–	–	–	–	**76**
27	1	–	28	26	19	7	–	–	–	–	–	–	**158**
29	2	2	33	54	39	52	–	–	7	8	–	–	**300**
–	–	–	–	–	2	4	45	74	–	–	3	3	**131**
1	–	–	–	1	2	1	1	1	–	–	6	45	**58**
2	–	2	–	–	2	–	–	2			4	1	**61**
7	1	–	13	14	7	16	–	–	2	–	–	–	**64**
2	–	1	1	1	1	2	–	–	–	1	–	1	**12**
–	–	–	–	–	7	2	–	–	–	–	–	–	**10**
2	1	–	8	2	8	4	8	5	2	3	14	15	**74**
–	–	39	–	–	–	–	–	–	–	–	–	–	**51**
													12
46	–	–	66	47	–	–	–	–	–	–	–	–	**285**
10	–	–	9	4	–	–	–	–	–	–	–	–	**77**
128	**5**	**45**	**160**	**153**	**87**	**89**	**55**	**82**	**11**	**12**	**34**	**86**	**1417**

Quelle: Bistum Basel: Personalverzeichnis der Diözese Basel / Annuaire du Diocèse de Bâle, Solothurn 2022.

5.2 Statistik Bistum Basel (Stand 01.03.2022)

Fläche des Bistums Basel:	12 585 km²

Volkszählung 2000:	
Gesamtbevölkerung Bistum Basel	3 017 531
davon römisch-katholisch	1 070 097
Anteil röm.-kath. an Gesamtbevölkerung	35,46 %

Bundesamt für Statistik für 2010:	
Gesamtbevölkerung Bistum Basel	3 191 453
Gesamtbevölkerung Bistum Basel ab 15 Jahren	2 666 520
davon römisch-katholisch ab 15 Jahren	867 793
Anteil röm.-kath. an Gesamtbevölkerung ab 15 Jahren	32.54 %

Neupriester	0
Diakone	1
Theologen/-innen mit Institutio	2
Todesfälle im inkardinierten Klerus	13 (13 Priester, 0 Diakone)

Pfarreien und Pfarrrektorate	483

(87 Pastoralräume, 9 Unités pastorales, 1 Espace pastoral). Mitgezählt wird die Pfarrei St. Verena, Rickenbach TG, die seit dem 1. August 2014 vom Bistum St. Gallen (Pfarrei Wil SG) betreut wird, aber nach wie vor zum Bistum Basel gehört.

Quelle: Bistum Basel: Personalverzeichnis der Diözese Basel / Annuaire du Diocèse de Bâle, Solothurn 2022.

5.3 Statistik Bistum St. Gallen (Stand 01.11.2021)

Territoriale Gliederung der Seelsorge
33 Seelsorgeeinheiten, verteilt auf 142 Pfarreien in 8 Dekaneien;
keine einzelnen Pfarreien.

Verteilung der Aufgaben

	KM	LM	LF	**Total**
Bistumsleitung	6	2	1	**9**
Dekane	7			**7**
Teamkoordinatoren Seelsorgeeinheit	15	13	5	**33**
Seelsorger Seelsorgeeinheit	76	75	82	**233**
Anderssprachigenseelsorger	9		1	**10**
Spezialseelsorge	13	13	15	**41**
Im Ruhestand	44	25	23	**92**

KM: Kleriker, Männer
LM: Laien, MännerLF: Laien, Frauen

Zählung: Seelsorger/Seelsorgerinnen, die im Dekanatsteil der Personalstatistik aufgeführt sind. Gezählt wurde pro Aufgabe; Mehrfachzählungen sind möglich (z. B. Teamkoordinatoren Seelsorgeeinheiten und Seelsorger Seelsorgeeinheit).

Kleriker im Bistum

	I	A	O	**Total**
Priester	76	15	61	**152**
Ständige Diakone	30	1	2	**33**
Total	106	16	63	**185**

I: inkardiniert im Bistum St. Gallen
A: inkardiniert in anderem Bistum
O: zu Kongregation oder Orden gehörend

Laien im Bistum

	LM	LF	**Total**
Seelsorger/Seelsorgerinnen	55	41	**96**
Religionspädagogen/Religionspädagoginnen	19	33	**52**
Jugendarbeiter/Sonstige	20	35	**55**
Total	**94**	**109**	**203**

LM: Laien, Männer
LF: Laien, Frauen

Quelle: Bistum St. Gallen: Personalstatistik des Jahres 2021, in: Bistum St. Gallen: Personalverzeichnis, 202–203.

5.4 Statistik Bistum Chur

Fläche	12 272 km^2
Gesamtbevölkerung	2 034 514
Katholiken	663 010
Pfarreien	309
Weltpriester	340
Priesterweihen	4
Ordenspriester	162
Ständige Diakone	61
Pastoralassistenten	125
Ordensmitglieder, männlich	267
Ordensmitglieder, weiblich	702
Taufen	4 134

Quelle: Bistum Chur, Statistik Bistum Chur, Annuario Pontificio 2019, 172.

Dank

Vielen Dank an meine Betreuerin Prof. Dr. Stephanie Klein für die Unterstützung, Begleitung und Ermöglichung dieser Studie. Besten Dank für den Austausch, das Gegenlesen, das Mitdenken und Beitragen an: PD Dr. Lorenzo Scornaienchi, Claire Geyer, Esther Boder-Rohr, Susi Günter, Stefan Günter, Dr. Jörg Gerber, Arthur Fuchs, Lydia Guyer-Bucher, Danielle Leitess, Christa Grünenfelder, Julia Grünenfelder, Frieda Schmid, Dr. Andreas Tunger-Zanetti, Dr. Marianne Rychner, PD Dr. Ursula Ganz-Blättler, den Archivar des Bistums Basel Rolf Fäs, Prof. Dr. Markus Ries, den Studienberater des Promotionsstudiums Markus Wehrli, die Theologische Fakultät der Universität Luzern und den Kanton Luzern. Herzlichen Dank auch an die Befragten für ihr Vertrauen und die Bereitschaft, an dieser Studie mitzuwirken.

Luzern, 3. Juni 2022